

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 25.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juli 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe Gabrielle, von blauem Taffet, vorn auf dem Rock mit schürzenartigem Besatz dreier breiten Volants, an den Seiten eingeschlossen durch pyramidenförmige in Quersalten gezogene Streifen desselben Stoffes, denen eine Taf-fetriiche als Verzierung gegeben ist. Ectig ausgechnittene Taille mit halblangem Schooß, am unteren Rande mit einer Taffetriiche besetzt. Chemiset aus fein gefaltetem Tarlatan mit Pariser Kragen von Mousseline. Volant-ärmel mit großem Puff. Der Oberärmel ist glatt, an diesen schließt sich der schräge, mit Taffetriiche besetzte Volant; der Puff des Ar-mels wird um den Arm durch eine Bändriiche geschlossen. Manschet-ten à la Richelieu, bestehend aus einem kleinen, auf die Hand fallenden Spitzenvo-lant. An der Seite des Puffs Schleifen mit langen Enden. Schwe-dische Handschuhe. Haararmband, gebildet aus Medaillons von Bergkristalleinicht. Hut von weißem Crepp, Tüll und Blonde, ver-ziert mit Dornblüthe, davon ein Zweig im Innern des Schirmes auf einer Seite ange-bracht ist, während auf der andern eine Schleife schwarzer Spitzen be-sindlich. Weiße Binde-bänder.

Fig. 2. Robe von sandfarbenem Grenadine de soie, deren Volants rosa Atlasstreifen zeigen. Diese Volants sind auf sehr eigenthümliche Weise, vorn sich kreuzend, auf-gehebt. Das Leibchen ohne Schooß ist mit einem Fichu aus rosa Band verziert. Grauer Gürtel mit rosa Schlei-fe. Basquine von schwarzem Taffet, ver-ziert mit gebrannter, perlengeschmückter Sei-denfranze; die spitze Berthe der Basquine ist mit gleichen Franzen besetzt, eben so die wei-ten einfachen Ärmel derselben. Spitzenkra-gen. Ballonärmel von Mousseline mit ein-facher Manschette. Grün-ner Crepphut mit Spitzen und Feder-bouquets verziert. Rosa Fächerschirm mit Eisen-beinstab.



Ein Sonntagskind.

Skizze von Elise Polko.

Motto:
Eine Rose ist gebrochen — ehe der Sturm
sie entblättert.
Lefling's Emilia Galotti.

Die Lebensgeschichte manches bedeutenden Menschen gleicht einem Feenmärchen aus alten Büchern, nur daß die Gestalten

der guten und bösen Feen und Zauberer, die darin vorkommen, nicht in kostbaren, eitel silbernen und goldenen Gewändern dazuzurauschen pflegen, nicht von Edelsteinen bedeckt erscheinen, nicht so majestätisch zürnen und donnern, noch so wunderschön lächeln, vor Allem aber niemals eine arme Hütte in einen glänzenden Palast verwandeln, wie das gewöhnlich in jenen hübschen Geschichten aus der Kinderstube geschieht. Das heu-tige Feenwölchlein schlüpft in die schlichte Hülle menschlicher Erscheinungen, nur so wandeln Feen und Zauberer neben ih-ren Schützlingen her, und sehr selten ver-schiebt sich einmal das verhüllende Gewand und — ein Stückchen Goldsaum verräth, in er dem glücklichen Menschenkinde eigent-lich zur Seite steht. Insbesondere sind es die sogenannten Sonn-tagskinder, die sich solch eines Schutzes erfreuen. Was die Hand eines solchen Sonntagskindes berührt, nimmt eine andere schönere Gestalt an, was ein Sonntagskind mit festem Willen unternimmt, gelingt, ein Sonntagskind ver-steht die Sprache des Windes und das Zil-tern der Blumen. Alle ächten Dichter sind geborene Sonntagskinder, in ihren Hän-den verwandelt sich ein schlichter Feldblumen-strauch in ein Bouquet wunderbarer Tropen-blüthen, deren Duft be-rauscht, deren Farben wie Flammen glühn; jeder singende Vogel er-zählt ihnen die lieblich-sten Märchen, jeder einfache Kiesel leuchtet und blüht wie ein Dia-mant. Die Augen an-derer Menschenkinder sind freilich solchen Wundern verschlossen, sie träumen nur dann und wann des Nachts von solchen zauberischen Dingen, hören auch im Schlaf allerlei verwor-renes Sirgen und Klün-gen, und erwachen seuf-zend, um sich am Tage heimlich danach zu seh-nen. — Die Dichter-Sonntagskinder dürfen eben auch, wie jene am Sonntag Geborenen, mit offenen Augen träumen, vor ihren Ohren singt und klingt es immerfort, und wenn es geschieht, daß sie — inmitten solcher Träu-me verhungern, denn sie geben ihnen eben Alles, nur — kein Brod, — nun, so nöthigen sich die Men-schen, wie sie sich zu trüb-sien pflegen, wenn sie einen Erstbornen am Wege finden. „Er starb einen schönen Tod!“ sagen sie, „er fühlt e den Tod nicht!“ —

Vor etwa 40 Jahren lebte hart an der prächtigen Kaiserstadt Petersburg in Wassili-Drirow ein solches Dichter-Sonntagskind, Elisabeth Kulman genannt. Ihr Vater, von deutscher Abkunft, hatte unter Romanzow gefochten, man zählte ihn zu jenen Tapfern, die den berühmten Sieg bei Ragul für Rußland erkämpften. Zum ferneren Kriegsdienste untauglich, durch zahllose Wunden, verlor Boris Feodorowitsch Kulman seine ihm noch übrig gebliebenen Kräfte auf andere Weise zum Nutzen des Vaterlandes zu verwerthen, er trat mit dem Range eines Collegienraths in Staatsdienste. Seine beiden Söhne, begleitet von dem Beispiel des Vaters, traten nun an seiner Stelle in die Reihen der Krieger, Boris Feodorowitsch erlebte aber ihren Helden- und Opfertod nicht mehr, er erlag seinen Wunden bald nach der Geburt seines jüngsten Kindes Elisabeth, im Winter des Jahres 1809.

Die schweren Kriegsjahre 1812 und 1813 waren es, die der armen Wittwe Maria Kulman auch die letzte Stütze: ihre blühenden Söhne raubte, sie blieben auf dem Schlachtfelde im fernem Deutschland. — Seitdem sah man die unglückliche Frau nie mehr lächeln. Im innersten Leben gebrochen, zog sich die Trauernde mit ihrem zarten Töchterschen in die Einsamkeit zurück, sie floh die große lärmende Hauptstadt, eine entlegene Hütte in Wassili-Drirow nahm Beide auf. Vorübergehende betrachteten oft mit Jener bangen Sehn, die beim Anblick des ächten Leibes jede Seele überfällt, die hohe schlanke Gestalt der bleichen Frau, wenn sie in Trauerkleider gehüllt, in dem kleinen ärmlichen Gärtchen mit dem Kinde an der Hand auf und nieder schritt, oder mit ihrer Handarbeit, durch welche sie sich ihr und ihrer Tochter Leben fristete, unter einer Pappel saß, dem einzigen Baum des schattigen Pflanzchens.

So ging die Zeit hin, die Pappel wuchs, die Hütte des Gärtchens wurde höher und dichter, hie und da schossen Sträucher auf, sogar ein Blumenbeet entstand für Elisabeth, sie selbst aber stand wie ein weißes Rosenknäpchen mitten unter ihnen. Sie war nun sieben Jahre alt, und ein schlankes schönes Kind mit ersten Zähnen, wie alle jene Kinder, auf deren Stirn früh der Thau der Thränen einer bekümmerten Wittwe gefallen. Elisabeth war der verkörperte Sonnenstrahl des kleinen Hauses, und ihre süße Stimme fiel wie Verhängnis in das Herz der trauernden Mutter. — Und doch gelang es dem Kinde nie den Lippen der Geliebten ein Lächeln zu entlocken, so sehr sie sich auch bemühte; so verzag sie auch Plauderte, so lieblich sie auch schmeichelte; es war, als ob Maria ihr Lächeln mit dem Gatten und den Söhnen ins Grab gelegt. Dieser unüberwindliche düstere Gram, dieser nimmerweichende Ernst war der erste und einzige Schmerz für das Herz des Kindes. Wie oft faltete sie Abends in ihrem Bettchen die kleinen Hände und bat Gott, daß er die Mutter wieder lächeln lasse, und am Morgen schaute sie mit froher Spannung in das Antlitz der Thauern, still hoffend, daß ein Wunder geschehe und die Mutter lächeln werde. — Stundenlang sah sie zu ihren Füßen auf einem hölzernen Schemel, und erzählte ihr von den Blumen im Garten, deren Gerüche sie belauscht, von dem lustigen Zeitig in der Hütte, der ihr seine Lebensgeschichte vorgezischert, von der Pappel, die am Abend immer so wunderbare Lieder rausche, und von den Sternen, die immer so trübend dazwischen redeten. Und ihre Augen, diese lichtblauen Sterne mit den langen dunkeln Wimpern, erzählten noch schmerzliche Geschichten als die rosigsten Lippen, und die Mutter hörte so gerne zu. Es war hier anders als in den lieben traulichen deutschen Kinderstuben: hier erzählte das Kind der Mutter, wo sonst die Mutter den Kleinen süß-schwarze Märchen flüstert, hier erwuchs eine nordische Scheherazade, und wurde nicht müde zu reden. Maria Kulman unterrichtete ihr Kind selbst in den Anfangsgründen des Wissens, lehrte sie lesen und schreiben, und Elisabeth sprach schon im sechsten Jahre eben so geläufig deutsch wie russisch. — Sie lebten still und ärmlich, aber glücklich in ihrer Weise, und Elisabeth hatte nur noch einen Wunsch: daß die Mutter wieder lächeln möge. —

Am einem Nachmittage im August saßen einstmals Beide, Mutter und Tochter, in der kleinen Laube im Garten. Der Tag bereitete sich vor zum Abschied, langsam und stolz zog der Himmel den Abendmantel um die königlichen Schultern. Da rollte ein leichter einfacher Wagen herbei, hielt, und der einzelne Mann, der darin saß, stieg vor dem Hütchen aus. Von ferne sah man aber den Staub einer sich heranwägenden Menschenwoge, und dumpfes Gemurmel kam näher und näher, aber jener Mann trat in das Gärtchen, ehe die Frauen auf das Geräusch achteten. — Die kleine Elisabeth erhob sich unwillkürlich vor der hohen gebietenden Erscheinung, die so plötzlich vor ihr stand, vor jenem wunderbar schönen Angesicht, das wie aus einer Wolke auf sie niederfuhr — ihr Mutter aber fuhr auf mit einem schwachen Schrei und sank gleich darauf in die Kniee mit dem Ruf: „der Kaiser!“ — Der hohe Fremde hob sie sanft auf und führte sie mit einigen leisen Worten ins Haus. Elisabeth blieb zitternd im Gärtchen zurück und blickte ihnen nach, es wogte und wallte wunderbar in ihrem kleinen Herzen, ruhelos wandelte sie auf und ab, die festgefalteten Hände drückte sie auf die Brust, das Athmen wurde ihr schwer und doch hatte sie sich noch nie so felig gefühlt. — War dies wirklich der große Kaiser Alexander, jener königliche herrliche Mann, den sie eben mit der Mutter in der Thür des niederen Hauses verschwunden sah, o dann begriff sie, daß ihr Vater, ihre Brüder mit Freunden für ihn gestorben! — Wie ein übermächtiger Zauberer war er ihr erschienen, dessen Gebot Alles folgen mußte, dem niemand zu widerstehen vermochte. Wie schön er war! Wie strahlend seine Stirn, wie liebend sein Blick! — Sie hätte niederknien mögen vor ihm, und doch hatte sie keine Furcht gefühlt, als sein Auge sie getroffen. „Aus Furcht sind sie auch nicht in den Tod gegangen, meine Geliebten, sondern aus Liebe!“ sagte sie leise vor sich hin. — Aber die Füße versagten ihr doch den Dienst, als die Stimme der Mutter nach einer kurzen Zeit ihren Namen rief. Bleich und bebend trat sie in das Stübchen, das jetzt der Fuß des Kaisers geweiht. — Und er selbst stand hoch aufgerichtet in der Mitte, und es war so hell wie nie zuvor in dem kleinen Raum. Elisabeth's Auge flog zur Mutter — o Seligkeit! auf dem Angesicht der Thauern stand ein Lächeln, ein stolzes Lächeln, das erste, das Elisabeth's Augen je auf ihren Lippen gesehen. —

„Er hat es gethan, er allein konnte es!“ jubelte da das Kind, stürzte auf den Kaiser zu und ergriff seine Hände um sie schluchzend zu küssen, das kleine Herz drohte zu brechen von den selbstamen Gefühlen, die es so mächtig bekümmerten. Alexander aber, der ritterliche Herrscher, beugte sich herab, hob die zarte Gestalt des Mädchens vom Boden auf und drückte einen Kuß auf die reine Kinderstirn. Dann ließ er sie sanft nieder, wandte sich

noch mit einigen milden Worten an die Wittve und machte eine Bewegung zu gehen. „D bleibe noch einen Augenblick, lieber Kaiser, laß mich Dein Angesicht noch einmal recht anschauen!“ bat da die süße Stimme des Kindes so wunderbar rührend, daß der Kaiser Alexander stehen blieb, überrascht auf das Mädchen blickte und dann lächelnd sich herabneigend sagte: „Nun, so sieh mich an, so lange Du willst. Gesalle ich Dir denn so gut?“

„D, Du siehst aus wie der Mond,“ antwortete Elisabeth, „und wo Du bist, da ist das schöne, sanfte Mondlicht; nun weiß ich auch, warum ich den Mond schon so lange liebgehabt!“

Der Kaiser legte seine schöne Hand auf das Haupt der Kleinen, blickte gedankenvoll in das erregte Antlitz Elisabeth's, — dann sagte er ernst zu der Wittve seines treuen Dieners: „Gott hat Euch noch eine holde Knospe zum Troste an's Herz gelegt, Madam, sie wird zur feltsnen Mutter erblüh'n, wenn nicht alle Zeichen trügen.“ Und wieder sah Elisabeth das stolze Lächeln erblüh'n auf der Stirn und den Lippen der Mutter, und dann — war der Kaiser verschwunden, den draußen die harrende Menge mit Jubelruf empfing. —

Alexander der Erste war damals am 27. Juli 1814 nach Petersburg zurückgekehrt, nach jenem denkwürdigen russisch-deutschen Kriege gegen Frankreich. Die erste Sorge des großherzigen Monarchen war das Schicksal der Hinterbliebenen seiner gefallenen Getreuen, und er schickte Boten des Trostes und der Hilfe umher in seinen weiten Landen, in die Hütten der armen Verarmten, und wo die Hand der Boten ihm nicht weich genug dünkte zu jenen Spenden, da erschien er selbst. Und wo war ein gebeugtes Herz, das sich in Erschauen nicht aufrichtete, wo tönte eine Klage, die nicht verstummte vor den sanftesten Trostesworten seiner Lippen, wo eine Stirn, die düster blieb, wenn der Strahl seines Auges sie traf!

So war er auch in die niedere Hütte der Wittve des tapferen und getreuen Boris Feodorowitsch eingetreten, hatte das Andenken der Todten geehrt durch Worte, die aus dem Herzen flogen und das wunde Herz einer gebeugten Frau wie Balsam trafen, hatte der Verlassenen seine mächtige helfende Hand geboten, allein Maria Kulman war stolz, sie dankte ihrem Kaiser, wies aber jede Hilfe zurück. Sein Besuch, das Andenken, das er ihrem Manne bewahrte, den Dank, den er ihr brachte, daß sie ihm ihre blühenden Söhne geopfert, war für ihre Seele die größte Genußthuung — Mehr beehrte sie nicht. —

Die Nacht war jenem Augusttage längst gefolgt und noch immer saß Elisabeth regungslos auf jener Stelle, allwo der Kaiser von ihr Abschied genommen. Sie hatte ihr im Körperchen auf die Kniee der Mutter gelegt und hörte sie wie im Traume reden von dem Tode des Vaters und von dem Scheiden der Brüder. Vor ihrer Kindergestalt stand nur immer eine Gestalt im Strahlenglanze: die herrliche Gestalt des mächtigsten Herrschers, jenes wunderbaren Zauberers, der die liebe, liebe Mutter wieder lächeln liehnte. — Sie sah sein Auge, sah sein Lächeln, das nie ein Menschenkind vernahm, sah ein gehobenes Lächeln, und hörte den Ton seiner Stimme, der so unwiderstehlich war. — Da fiel plötzlich das Mondlicht voll und wunderschön in das kleine Gemach, jeden Gegenstand überfluthend und gleichsam verklärend. Da öffnete Elisabeth zum ersten Mal wieder die Lippen und sagte: „Ja, er ist wie der Mond, nicht wahr Mutter?!“ — Aber haben wir auch wirklich nicht geträumt, war er wirklich hier in unserer armen Hütte?!“ — Und ehe die Mutter zu antworten vermochte, fiel das Auge des Kindes auf den Boden, da lag, dicht zu Elisabeth's Füßen, ein kleiner Jasminzweig, der Kaiser hatte ihn getragen, wie die Mutter sich nachher gar wohl erinnerte. Welch ein köstlicher Fund! Welch reicher Schatz! Der Zauberer hatte, wie die ächten Zauberer in den Feenmärchen, ein Zeichen seiner Gegenwart zurückgelassen. — Elisabeth pflanzte noch an demselben Abend jenes Zweiglein, das der Kaiser an der Brust getragen, in ihren kleinen Garten, und da sie eben ein Sonntagskind, so schlug auch der Zweig Wurzel und wuchs bald frisch und fröhlich heran.

Seit jenem Besuch des Kaisers war eine Veränderung vorgegangen mit Elisabeth; sie wurde stiller, die Märchen, die sie der Mutter erzählte, wurden kürzer und nahmen eine andere Gestalt an. Früher kamen nur Blumen, Vögel und Sterne, vielleicht dann und wann einmal ein Käfer oder Schmetterling darin vor, jetzt spielte der Mond die Hauptrolle, auf all ihren süßen Bildern zitterte gleichsam das Mondlicht. Wenn der Mond aber wirklich am Himmel stand, dann war Elisabeth nicht wegzulocken vom kleinen Fenster. — Wer konnte sagen, was in solchen Augenblicken in der Kinderseele vorging? —

Als das Mädchen heranwuchs, ängstigte sich die Mutter im Stillen über diesen immer mehr überhand nehmenden Gang zur Träumerei, und glaubte dieser gefährlichen Neigung einen Damm entgegenzusetzen zu müssen durch einen regelmäßigen, ersten Unterricht. Sie hielt ihre eigene Unterweisung nicht mehr für genügend und wandte sich um Rath an einen in der Nähe wohnenden würdigen Priester im Bergcorps, Abranow. Der fremdliche Greis hatte kaum das Kind einige Male gesehen, als er freiwillig sich dort ihr Lehrer zu werden —, und nie fand ein Lehrer eine anstößigere und lehrbegierigere Schülerin. Als der Tod ihm bald darauf sein Weib und Kind raubte, bot er sogar der Wittve des Boris Feodorowitsch eine Freistatt in seinem vereiniamten Hause an. Mit Freuden nahmen Mutter und Tochter dies edle Anerbieten an. Ein treuer Freund des verstorbenen Kulman, ein sehr gelehrter und geistvoller Deutscher und Doctor der Rechte, Großherzog, übernahm ebenfalls einen Theil des Unterrichts der jungen Elisabeth und erkannte gar bald die wunderbare Begabung des Kindes. Elisabeth entwickelte geistige Fähigkeiten, die ihre Lehrer in Erstaunen versetzten, sie lernte fast spielend, und ihr Gedächtniß war bewundernswürth. In ihrem zehnten Jahre begann sie Italienisch und Französisch zugleich und machte in beiden Sprachen in kürzester Zeit die glänzendsten Fortschritte. Wie süß und lieblich hörte es sich zu, wenn das schlank, kaum 11jährige Mädchen jene bezaubernden Töne des unserselbstigen Tasso mit einer Reinheit und einem Ausdrud wiederholte, als hätte der Dichter selber sie ihr vorgeprochen. Jetzt verwandelten sich schon dann und wann die Mondmärchen in gereimte Gesänge, die sie aber häufiger dem Bapierre zu erzählen pflegte als der Mutter. — Witten in ihren ersten Studien kam jedoch auch oft der Geist ächter kindlicher Fröhlichkeit über sie. So war sie an ei-

nem schönen Frühlingstage einmal mitten in der Gesellschaft: Stunde auf- und davongelaufen, um ihre alte, liebe Pappel zu besuchen und den noch mehr geliebten Jasminstrauch, von dem freilich schon längst wieder ein Zweiglein in einem Topfe am Fenster ihrer neuen Wohnung blühte. Als sie mit glühenden Wangen und fliegenden Locken zurückkehrte, schrieb sie folgendes frische Liedchen nieder:

Der Zeisig.

„Wir sind ja, Kind, im Maie,
Wirf' Buch und Heft von Dir!
Komm einmal her in's Freie
Und sing' ein Lied mit mir!“

„Komm, singen fröhlich Beide
Wir einen Wetzgesang,
Und wer da will, entscheide,
Wer von uns besser sang.“

— Naturgeschichte in ihrem weitesten Sinne war neben dem Studium der Geschichte ihre Lieblingsbeschäftigung. Aber trotzdem, daß Elisabeth nun lernte ihre geliebten Blumen zu zerlegen und zu classificiren, schwand jener geheimnißvolle Zauber doch nicht, der für sie diese schönsten Kinder der schaffenden Natur umfloß. Für Elisabeth starben die Blumeneseelen unter dem Secirmesser der Wissenschaft nicht, deren Geflüster sie so oft besaufsch, nein, sie enthielten sich nur noch deutlicher, entwickelten ein noch reicheres Leben. Und ihre alten Freunde, die Sterne?! Wohl kannte sie jetzt ihre Bahnen und Namen, so weit die Menschen sie berechnen und bezeichnen; aber hörten sie darum auf, holde Trostgaben für sie und Alles, was da lebte, zu sein? — O nimmermehr! Der süße Schein drang nur noch tiefer in ihr Herz. — Und der Mond?! So viel man ihr auch erzählte von jener ungeheuren, wüsten Scheibe ohne Wasser, so viel man auch redete von den schauerlich hohen Gebirgen dort und der erstarrten Rälte, die da herrschen müsse, für Elisabeth blieb er doch immer jener wunderbare Freund, dessen zauberisches Licht bis auf den Grund ihrer Seele drang, zu dem sie sich hingezogen fühlte mit magischer Gewalt. — Vershmolz doch ein anderes hehres Bild, das sie still und tief im Herzen trug, mit dem Mondesantlitz! — Das höchste Interesse zeigte Elisabeth an Allem, was das Kaiserthum betraf, unaussprechlich fragte sie nach der Kaiserin, der Kaiserin Mutter, und von allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie mußte man ihr erzählen, nur der Name des Kaisers kam nie über ihre Lippen. Seltsam erschien es, daß sie sich auch immer standhaft weigerte, die kaiserliche Familie bei öffentlichen Gelegenheiten zu sehen, „Ich habe ihn gesehen und das ist genug,“ sagte sie einmal, „und so, wie ich ihn damals sah, sehe ich ihn doch nie wieder. So will ich ihn behalten!“ — Und fortan drang man nicht wieder in sie. — Sie sah auch immer wirklich ihren Kaiser nie wieder. — Jeden Schritt des glorreichen Herrschers aber verfolgte sie mit den Augen ihrer Seele, sie lebte mit ihm, neben ihm, sie betete für ihn, und nur Gottes Strahlengabe erkannte die zarten Silberfäden, die dieses junge, glühende Herz mit dem Leben des Mächtigen der Erde verbanden. —

(Schluß folgt.)

Der Luxus in Deutschland im vorigen Jahrhundert*).

Von
K. VIEDERMANN.

War der Luxus im vorigen Jahrhundert größer, als heutzutage, oder ist er heutzutage größer, als damals?

Eine schwierige Frage, die ich auf keinen Fall mit einem einfachen: Ja oder Nein beantworten möchte, schon um bezwillen nicht, weil ich um keinen Preis dafür angesehen zu sein wünsche, als wollte ich der Gegenwart einen Freibrief ausstellen in Bezug auf den Luxus, den sie treibt und der, wie mir scheint, weitgens sein Wünschelstöß thun, um hinter dem irgnd einer Zeit nicht zurückzubleiben.

Ich werde mich daher zunächst darauf beschränken, Thatsachen anzuführen, aus denen sich sowohl eine Anschauung des Lebens früherer Zeit in Bezug auf Luxus und Verschwendung, als auch ein Urtheil darüber, ob es in dieser Hinsicht früher schlimmer als jetzt gewesen sei, gewinnen lassen wird.

Von jeher hat sich der Luxus immer am ausgeschiedensten, wenigstens am sichtbarsten in der Kleidung ausgeprägt, und von jeher war es das schöne Geschlecht, welches, wie in der Verfeinerung des Geschmacks, so auch in der damit eng zusammenhängenden Neigung zum Luxus und zu einem mehr oder weniger häufigen Wechsel der Moden sich am meisten hervorthat.

Die Kleidervordnungen, durch welche eine frühere Zeit für gut fand den Kleideraufwand und Modewechsel der Bevölkerung von Obriktigtswegen zu beschränken, namentlich auch das Uebergreifen eines Standes in den andern in Bezug auf Tracht und Auspuß des Körpers zu verböthen, sind daher für den Kulturhistoriker eine reiche Fundgrube interessanter Beobachtungen auf diesem Gebiete der Sittengeschichte.

Schon im 12. Jahrhundert — um dies wenigstens beiläufig zu erwähnen, weil man uns so häufig das Mittelalter als eine Zeit größter Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten anpreist — lassen sich Klagen vernehmen über den überhandnehmenden Einfluß französischer Moden, wodurch deutsche Sitte und Einfachheit zu Grunde gehe. Schon häufiger kommen sodann förmliche Verbote gegen den übertriebenen Kleiderluxus im 15. Jahrhundert vor. Nach einer kurzen Unterbrechung

*) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers und der Redaction des in Weimar erscheinenden Sonntagsblattes entnehmen wir demselben diese Abhandlung und wollen nicht verhehlen, unsere wissenschaftlich gebildeten Leserinnen auf diese vorzüglich redigirte Wochenchrift aufmerksam zu machen.

durch die Reformation wiederholen sich diese Verbote seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr, werden im 17. Jahrhundert, ja sogar mitten unter den Schrecken und den Verwüstungen des 30jährigen Krieges, so wie bald nach demselben, immer zahlreicher und kommen gegen das Ende des gedachten Zeitraums nur darum vieler Orten außer Gebrauch, weil man sich von ihrer Erfolglosigkeit überzeugt hatte.

Wie hoch der Luxus in allen Ständen schon damals gestiegen war, dafür nur wenige Beispiele!

In einer kleinen sächsischen Stadt (Delitzsch) ist 1613 die Rede von „goldnen Kränzen“ der Jungfrauen, von „Sammet-auffschlägen und breiten seidnen Borten“ auf den Mänteln gewöhnlicher Bürger u. s. w. In Leipzig trugen die Bürgerfrauen (nach der Kleiderordnung von 1626) „mehrfache goldene Ketten, Handschuhe mit Gold und Perlen geflickt, goldne Dölche durchs Haar“ u. s. w. Tagelöhnerstöchter gingen des Sonntags in Doppeltaffetböden, Mägde trugen Flortragen um den Hals, und an den Füßen „ausgezauchte Tripp- und Klippische“. Ein Herr von Schömberg aus der Pfalz hinterließ ein silbernes Toiletten u. a. dergl. Puffsachen für ohngefähr 10.000 Thaler. Das Verzeichniß seiner Perlenschmucke füllte zwei, das seiner Kleider — 22 vollständige Prachtanzüge — 10 geschriebene Bogen, ungerchnet die Hüte mit Federn, die gestickten Gürtel und Degengehenke, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Koffeten und die gold- und silbergestickten Handschuhe.

In Braunschweig vereinigten sich 1618 eine Anzahl adliger Familien, um dem überhandnehmenden Luxus in ihren Kreisen zu steuern; sie maachten aus, daß Keiner den Andern bei Zusammenkünften mehr als acht Effen zu einer Mahlzeit vorsehen und Keiner ein Kleid tragen sollte, das über 200 Thaler werth wäre.

Außer diesen einzelnen Zügen von da und dort gestatten Sie mir, Ihnen mit Hilfe einiger der erwähnten Kleiderordnungen ein etwas vollständigeres Bild der Gliederung des Pufes und Luxus vorzuführen, wie sie z. B. in einer deutschen Handelsstadt ersten, zweiten und dritten Ranges im 17. Jahrhundert stattfand. Ich wähle dazu die drei Städte Hamburg, Leipzig und Zittau.

In der Zittauer Kleiderordnung von 1616 wird den Bürgern, ihren Frauen und Kindern alles Tragen von Kleindoblen, goldenen Ketten, Armabändern und vergoldeten Gürteln verboten: nur ein goldener Ring, silberne Gürtel und dergleichen Armabänder, 3 Loth schwer, sollen ihnen gestattet sein. Verboten wird ferner: Sammet, Atlas, Besah von Marbesfeld, das Tragen von Wülsten unter den Röcken aus Draht und Eisen (eine damals eben so vielbeliebte als vielverspottete Mode); nur Doppeltaffet und Schamelot sollen sie zu Kleidern nehmen, mit einer einfachen Verbrämung von Sammet oder seidner Schmur.

Die Bürger, welche in bezahlten Gütern sitzen, und ihre Frauen, dürfen tragen: Sammetmützen mit Stein- oder Baummarde besetzt, die Frauen Sammetleichen mit seidnem Gebräm, Kleider von lübbischem (schwedischem) Tuch, die Elle zu 2 Thlr.; ihre Töchter sollen Kopfpufe haben bis zu 3 Thlr., Brautkränze für 4 Thlr. Es muß hier bemerkt werden, daß der damalige Werth des Geldes (im Verhältnis zu dem Preise der Lebensbedürfnisse) fast ein doppelt so hoher war, als der jetzige, daß also 2, 3, 4 Thlr. damals fast so viel waren, wie heutzutage 4, 6, 8 Thlr. u. s. w.

Von allen diesen Verbotten waren aber die kaiserlichen Diener (Zittau war damals noch österröichlich) ausgenommen!

Die Handwerker und ihre Frauen sollten kein seidnes Zeug, sondern nur inländisches Tuch und Pelzwerk, außerdem Schamelot u. s. w. als Stoff zu ihren Kleidern nehmen, zu ihren Mützen als Verbrämung Steinmarde und schmale seidene Schmur. Der Kopfpuf ihrer Töchter sollte nicht über 1 1/2 Thlr., ein Brautkranz nicht über 2 Thlr. kosten.

Den Vorstädtern und Bauern wurden alle neue Moden untersagt; sie sollten bei der alten Tracht bleiben und zu ihrer Bekleidung nur Leinwand, Leder oder im Ort gefertigtes Tuch nehmen. Zur Verbrämung war ihnen Ditterfell nachgelassen; auf das Tragen von Mänteln ward Gefängnißstrafe gesetzt. Das Gefinde sollte keinen Kopfpuf, höchstens eine wollene Schmur von Binden der Höpfe, als Brautschmuck aber nur einen Kranz von natürlichen Blumen tragen. Weiße Schuhe und Stiefel, weitärmliche Kittel, ausgezauchte Schürzen werden als verbotener Puf bezeichnet, mochten also wohl öfters vorkommen.

Das Gefinde auf dem Lande endlich, so wie Häusler und Handarbeiter ebenda wurden auf die alte Tracht — Schafpelz und dito Mütze, verwiesen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Zittau, obwohl nicht ohne Wohlstand, doch nur eine Mittelsstadt war.

In Leipzig wird (in der Kl.-D. von 1661) folgende Scala des erlaubten Aufwandes festgesetzt.

Rathspersonen, Großhändler und Banquiers sammt ihren Frauen und Töchtern dürfen zu ihren Kleidern Seidenstoffe, die Elle 1 1/2 Thlr. (würde jetzt also fast 3 Thlr. sein!), oder ausländisches Tuch, die Elle zu 2 1/2 (5 Thlr.), tragen, eben so plüschene Röcke.

Anderen Handelsleuten und vornehmen Bürgern ist nachgelassen: Seide zu 1 1/4 Thlr., Tuch zu 2 Thlr.

Gemeine Krämer und Bürger sollen keine Seide tragen, sondern nur Doppeltaffet oder Halbseide; Handwerker Schamelot, Serge, Parrican u. s. w., auch keine Mützen von Sammet oder Pelz.

Das Gefinde endlich soll sich auf inländische Zeuge — Perpetuan, Cronrasc u. s. w. — beschränken. Besonders verboten werden ihm: Pelz- und Sammethauben, seidene Schürzen, brocatine und mit Spitzen besetzte Mützen.

Schlechterdings verboten wurden goldene und silberne Spitzen; das Tragen von Juwelen, Perlen, Zobel u. s. w. ward nur „Männern im Ehrenstande“ (jedemfalls landesherrl. Beamten und Äbligen) und ganz vornehmen Handelsleuten nachgelassen, — den gemeinen Krämern und Bürgern dagegen ward eingeschärft, „durchaus nicht es Jenen darin nachzutun.“

Diese Kleiderordnung ward im Laufe von einigen 30 Jahren fünfmal erntet — und jedesmal finden wir neue und

raffinirtere Luxusstrachten darin als solche aufgeführt, welche verboten werden, welche also häufig vorkommen mochten (denn sonst wäre das Verbot nicht nöthig gewesen). Endlich, da gar Nichts helfen wollte, citirte man (1699) zuerst die Mägde, die wider das Verbot Spitzen, Treffen, Schleppe u. dgl. trugen, auf's Rathhaus und ließ ihnen durch den Rathsbdiener (wie es in der Chronik heißt) „den Plunder abtrotzen“; alsdann nahm man dieselbe Operation mit den Handwerkerfrauen und zuletzt gar mit den vornehmen Kaufmannsfrauen vor. Aber die Mode war stärker als Spott und Schande, und selber die gestrenghen Herren des Rath's mußten vor ihr die Segel streichen und — die Dinge gehen lassen, wie sie gingen!

Ganz ähnlich finden wir es in Hamburg, wo auch wiederholte Verbote gegen das Tragen von Perlen und Edelsteinen bei den Frauen der Kaufleute und Rathsherrn, gegen die Kleider von Sammet, Seide, Atlas, die seidnen Strümpfe und die breiten Sammetbesätze bei den Frauen der Rathshsubalternen, der Brauer, Handwerker und Schiffer, und gegen den Gebrauch von Seidenstoffen bei den Tagelöhnern und beim Gefinde fruchtlos blieben.

Eine Schrift aus dem Jahre 1689: „Der französische Modegeist“ klagt, daß die Moden in Deutschland fast häufiger wechselten, als in Frankreich, daß vornehme Damen ihre Schneider nach Paris schickten oder sich angeputzte Puppen von dort kommen ließen, um nur jederzeit das Allerneueste zu haben, u. dgl. m.

Aber vielleicht war im achtzehnten Jahrhundert der Luxus geringer, die Kleidertracht einfacher, die Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Moden weniger ausschweifend? Wir wollen sehen!

Kleiderordnungen und Luxusverboten begegnen wir allerdings in dieser Zeit seltener, weil, wie schon bemerkt, man es aufgab, den Sisyphusstein zu wälzen und gegen die mächtigste aller Gewalten, die Mode, anzukämpfen; dafür aber liefern uns die moralischen Wochenschriften, die Zeiträume und, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, die allmählig auftauchenden Medejournale Züge genug zu dem Bilde des Kleiderluxus in dieser Zeit. Ich werde Ihnen eine Anzahl solcher Züge vor Augen führen, und Sie mögen sich daraus ein Bild der damaligen Zeit im Punkte der Mode des Kleideraufwandes zusammensetzen.

Da liegen mir z. B. zwei Notizen über den herrschenden Kleiderluxus vor, von den beiden äußersten Enden der gesellschaftlichen Stufenleiter entnommen, und zwar aus Hamburg — die eine über den Luxus der Dienstmädchen, die andere über den Aufwand eines vornehmen jungen Kaufmanns, der allerdings als Verschwendter bezeichnet wird. Ich muß dabei bemerken, daß Hamburg gerade damals sich eines besonders blühenden Handels erfreute und in dem Aufschwung stand, daß dort, wie der Wohlstand, so der Luxus auf der höchsten Stufe sich befand. Nichts desto weniger werden Sie mir zugeben, daß die nachfolgenden Daten und Zahlen (die ich zwei wohlberufenen Wochenschriften jener Stadt entnehme) selbst nach dem heutigen Maßstabe Hamburgs unser Staunen erregen müssen.

Die eine jener Wochenschriften klagt: der Luxus der Dienstmädchen sei nun schon so hoch gestiegen, daß sie Spitzen trügen, die Elle zu 14 Thlr., welche ihrer eignen Herrschaft zu theuer wären. In einer andern findet sich eine angelegliche Haushaltung des schon erwähnten „jungen Verschwenders.“ Diese Rechnung mag vielleicht ebdichtet sein und nur im Allgemeinen den Maßstab des Luxus in vornehmen Hamburger Häusern jener Zeit charakterisiren, allein unmöglich können ihre Ansätze ganz aus der Luft gegriffen oder caricaturmäßig übertrieben sein, da sonst ihr Zweck, die wirklich herrschende Verwöhnung zu schildern und als warnendes Beispiel hinzustellen, offenbar verfehlt worden wäre. Darin nun finden sich u. A. folgende Posten aufgeführt: ein Schlafrock für die Frau vom Hause, französischer Stoff mit goldenen Blumen, 522 Mark (1 Mark = 12 Sgr.), brabantier Spitzen, die Elle zu 20 Thlr., 250 Mark, ein neues Bett 1460 Mark, für Kinderzeug 1000 Mark, zwei neue Perrücken 300 Mark (beiläufig gesagt, nicht viel, da eine feine Perrücke wohl 200 Thlr. kam, ja es deren bis zu 1000 Thlr. gab, und ein Mann nach der Mode mehrere haben mußte), Juwelen schmuck für die Frau 800 Mark, Spießgeld derselben 350 Mark, eine goldne Reziruhr derselben 1200 Mark, eine Puppe aus Holland für die kleine Tochter 240 Mark, dem Sohn eine Uhr 90 Mark, demselben ein Degen 30 Mark, demselben zu seinem Plaisir, wenn er in Gesellschaft geht und Pombre spielt, 100 Mark, ein Pferd für denselben 180 Mark — für Schmausereien und dgl. Veranlgungen 4700 Mark (in einem Jahre!) in Summa 25,759 Mark.

Wir würden ein Recht haben, gegen die Richtigkeit dieser, zum Theil so ausschweifend hohen Ansätze Zweifel zu erheben, wenn nicht andere Angaben, aus andern Orten, bei denen der Verdacht übertreibender Satire völlig unzulässig ist, zu ganz ähnlichen Vorstellungen von dem damaligen Luxus führten. So finden wir in dem sogenannten Intelligenzblatt (Wochenblatt) von Frankfurt a. M. 1723 ein kostbares französisches Bett à la duchesse zum Verkauf ausgesetzt, von rothem Sammet und weiß- und goldnem Stoff (wahrscheinlich der Bettstimmell), mit goldenen Borten „reich charmant“, für den Preis von 750 Thlr.

Und doch klagt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (etwa 1770) ein sehr gründlicher Kenner der Volkszustände: die Kosten des Unterhalts einer Familie seien seit 40 Jahren auf das Doppelte gestiegen, vorzüglich durch den Kleiderluxus der Frauen, die es darin immer mehr den Höheren nachzutun suchten. Und Justus Möser, der strenge Censur seiner Zeit, der die alte Einfachheit und Ehrbarkeit deutschen Lebens, freilich vergebens, wieder heraufbeschwören versuchte, ruft vorwurfsvoll aus: „D, möchte doch auch bei uns, wie bei den Römern, ein Polizeigesetz vorhanden sein, worin allen Müttern verboten wäre, ihren Kindern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blondin, tauffeine Kleider u. dgl. zu geben! Oder möchten sich patriotische Eltern zu einem so heilsamen Vorsätze freiwillig verbinden! Mit welchem Vergnügen würde dann der bestimmierte Vater auf seine zahlreichen Kinder herabsehen! Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer besten Jahre durch unsere unüberlegte Verschwendung und legen in ihre zarten Herzen den Samen der Eitelkeit, der dann rasch empor-schießt.“ Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel wie ein Mann — jetzt giebt man sie ihr fast im Flügelkleide.“

In einer gegen Ende des 18. Jahrh. zu Leipzig erschienenen Schrift wird über den „fürstlichen Aufwand“ vieler dortigen Kaufleute geklagt und als Beleg dafür angeführt, daß einer derselben, der später mit 96.000 Thlr. fällt, 29.000 Thlr. jährlich für sich und seinen Haushalt gebraucht habe! Aus derselben Zeit wird weiter berichtet: elegante Frauen zu Leipzig gäben nur allein für Aenderungen ihrer Kleider nach der Mode jährlich ein paar hundert Thaler, für den Kopfpuf mindestens 60 Thlr., für eine einzige Enveloppe noch mehr. Der Puf einer Frau sei nicht unter 3 — 400 Thlr. jährlich zu beschaffen. Bedenken wir, daß auch damals noch das Geld gegen heut mindstens um die Hälfte mehr werth war, so bekommt man ein recht ansehnliches Conto für diesen einzigen Posten, die Kleidung der Frau vom Hause.

Eine fürstlich-sächsisch-hildesheimische Kleiderordnung vom J. 1779 verbietet den „gemeinen Bürgerz- und Bauerleuten“ das Tragen von Gold, Silber, Sammet, Seide, brabantier Spitzen, Rammertuch und Zib. In Kursachsen wurden die Dorfgerichte angewiesen, darauf zu halten, daß die Kleidertracht, „woran“, wie es in der Verordnung heißt, „besonders das Weibsvolk auf dem Lande sich gewöhnen will“, nicht überhandnehme, und daß insbesondere Knechte und Mägde keine andere als inländische Fabrikate oder mindestens bloß wollene, baumwollene und leinene Zeuge trügen.

Im Allgemeinen dürfen wir uns nur die Kleidung eines Herrn oder einer Dame nach der Mode aus dem vorigen Jahrh. vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß der Aufwand in diesem Punkte, selbst ohne besondere verschwöhnliche Ueberschreibung, schon dem Durchschnitt nach ein sehr bedeutender sein mußte. Namentlich die Herrentracht war unbedingt kostspieliger als heutzutage. Nicht allein, daß ein modischer Herrentanz damals eine Menge der theuersten Stoffe und Verzierungen erheischte, Seide, Sammet, Stickereien, Borten, Treffen, Spitzen u. s. w. (dabei darf nicht übersehen werden, daß alle diese Stoffe damals viel theurer waren als jetzt, sowohl an sich, als im Verhältnis zu dem Werthe des Geldes, wie schon aus den oben angeführten Beispielen erhellt), so gehörten dazu auch noch allerlei Pufgegenstände von zum Theil bedeutendem Werth: Galanteriebedegen mit silbernen und vergoldeten, stählernen oder Porzellanriffen, Stöcke mit eben solchen Knöpfen, goldne und silberne Tabatieren, Bonbons-, Pommaden-, Schwammblüschchen u. dgl. m. von Silber, goldne und silberne Schuhknallen, nicht selten mit kostbaren Steinen geschmückt, endlich die so theuern Perrücken, von denen die eleganten auf mehrere hundert, ja bis tausend Thaler zu stehen kamen und von denen ein Mann nach der Mode mehrere Stück zur Auswahl und zum Wechsel haben mußte, oder, in späterer Zeit, der nicht weniger kostspielige Haarpuf mit Puder, Pommade und den unentbehrlichen täglichen Handreichungen des Friseurs. Bei den Frauentrachten waren natürlich die Stoffe noch kostbarer, die Verzierungen und der Aufputz an der Kleidung noch reicher, die künstlichen Verschönerungsmittel noch mannigfaltiger und mit noch mehr Aufwand an Geld und Zeit verbunden. Auch der Einwand, daß die damalige Kleidung, wenn schon in der Anschaffung theurer, dafür länger gehalten habe, als die heutige, trifft bei dem Theile der damaligen Männer und Frauen, die nach der Mode lebten (und dies war doch wohl so ziemlich die Mehrzahl), nicht zu, denn gerade der Wechsel der Moden war damals, wie man aus Allem sieht, sehr häufig. Ein anständiger Cavalier brauchte, wie wir von einem Schriftsteller aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der über solche Dinge schrieb (Herr von Mohr), erfahren, jährlich vier Anzüge — wenn er nämlich nicht an den Hof ging, im letzteren Falle noch viel mehr, und bei den Frauen war natürlich der Wechsel weit größer.

Wie in der Kleidung, so ward auch in manchen andern Dingen im vorigen Jahrhundert von Vielen ein ausschweifender Luxus getrieben. So mit Wagen und Pferden, mit der Dienerschaft, mit Wohnungen und deren Einrichtung, nicht minder mit Effen und Trinken. Dieselbe Frankfurter Quelle, welcher ich die Beschreibung des Prachtbettes entlehnte, schildert allerhand kostbares Luxusfuhrwerk, gleichfalls als verkäuflich, so unter Andern „eine Carrosse Coupé oder Kutsche, zu Brüssel gemacht, mit großen feinen Spiegelgläsern, auswendig vergoldet, inwendig mit rothem Scharlach und breiten silbernen Borten geziert“, ferner einen Schlitten, „präsentirend einen doppelten Adler, auf den Rücken zwei liegende türkische Sclaven, auf den Köpfen drei stehende Kindelein, vorn auf der Rufe ein Kindelein, Alles fein vergoldet und versilbert, inwendig mit schwarzem Sammet, mit seinem Gold gefickt und schönen seidnen Quasten“, — einen zweiten Schlitten, „präsentirend ein Ceepfer, neben auf den Rücken zwei liegende Seehunde, mit blümrerandtem Sammet beschlagen, Alles fein vergoldet und versilbert.“ — noch einen Schlitten, „präsentirend einen Wallfisch mit dem Geläut, auch Alles fein versilbert.“ endlich eine „indianische Muschel (ebenfalls auch ein Schlitten) mit rothem Sammet“ u. s. w.

In Leipzig ward noch 1680 das „Rathensfahren“ (Fahren in Kutschen) verboten; nur Alten und Schwachen sollte gestattet sein, sich eines Wagens zu bedienen, eben so, wenn Jemand auf's Land führe, aber auch dann dürften es keine von innen und außen mit Gold verzierte, mit Plüsch oder andern kostbaren Zeug gefüllte sein. Auch in Hamburg bestand ein Gesetz, daß kein Kaufmann in einer vergoldeten Kutsche fahren solle, bei 100 Thaler Strafe. Dennoch ward dagegen gefehlt. In Leipzig wimmelte es, nach den zeitgenössischen Berichten, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von prachthollen Equipagen, theuren Wagen- und Reitpferden.

Ebenort hatten gewöhnliche Handwerker Wohnungen für 100 Thaler, angesehene Leute thaten es nicht unter 2—300 Thaler, und Familien nach der Mode zahlten 3, 4—500 Thaler, um am Markte vortheilhaft zu wohnen. (Es muß auch hier wieder daran erinnert werden, daß selbst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Werth des Geldes noch um mindestens die Hälfte niedriger war, als jetzt, also 100 Thaler damals 150 Thaler von heut repräsentiren u. s. w.) Daneben hatten sie aber auch noch eine Gartenwohnung oder eine Wohnung auf dem Lande für den Sommer. Die Meubles wurden aus London und Paris verschrieben; dazu kamen prächtige Spiegel, Stuh- und Spieltischen, Aufsätze von Meißner Porzellan, reiche Tapeten, Kupferstiche und Gemälde von ausländischen Künstlern.

(Schluß folgt.)



Die Stunden der Nacht.

unte
hät
fun
in
lich
Gra
wel
tet
es
wä
und
war
freu
ert.

Stunden der Nacht.

Kennt Ihr die schaurigen,
Ahnungsvoll traurigen —
Kennt Ihr die heilenden,
Balsam vertheilenden —
Unfriede schlachtenden,
Zürcherlich richtenden —
Kennt Ihr die tönenden,
Herzen verführenden —
Mit Kühlung labenden,
Leiden begrabenden,
Wonneberauschenden,
Liebelauschenden —
Mit nie zu stillenden
Wünschen erfüllenden —
Kennt Ihr die schweigenden —
In dunkler Pracht
Zu uns sich neigenden
Stunden der Nacht?

Die Mutter kennt sie, die mit Herzensabhängen
Am Bett des kranken Lieblichen wacht.
„Der Athem fliegt — im Fieber glüh'n die Wangen —
„Ist das der Tod? .. O Gott, laß ihn gesunden! ..“
Ja, eine Mutter kennt die bängsten Stunden
Der Nacht.

Der Arme kennt und liebt sie, den die Lasten
Der heißen Arbeit müd' gemacht.
Sie gönnen der erschöpften Hand zu rasten;
Befrei'n sie ihn auch nicht von jedem Kummer,
So bringen sie Vergessen doch im Schlummer
Der Nacht.

Der Denker kennt sie, dessen Knie sich beugen
Vor ihrer räthselvollen Macht;
Denn dankbar brechen sie für ihn ihr Schweigen,
Und flüstern in sein Ohr die Zaubertöne
Von der geheimnistiefen hehren Schöne
Der Nacht.

Der Sünder kennt sie! — gierig an sein Kissen
Fühlt er sie schleichen, heimlich facht;
Sie geißeln ihn mit Scorpionenbissen,
Und höhnen ihn und lachen seiner Wunden —
Der Böse kennt die rache glüh'nden Stunden
Der Nacht.

Das Kind, dem erst seit wenig frohen Jahren
Des Erdenbasens Sonne lacht,
Scheut noch das Dunkel, weil es nie erfahren
Dah auch der Glanz des Lichtes kann verwunden;
Das Kind versteht sie nicht, die holden Stunden
Der Nacht.

Ein Auge aber, dem das Weltgetriebe,
Das blendende, oft Schmerz gebracht;
Ein Herz, das, reich durch Poesie und Liebe,
In sich den Quell des Lichtes hat gefunden —
Sie lieben und verstehen die Feier-Stunden
Der Nacht.

Die Nachtigall mit ihrem süßen Liebe,
Des Blütenbaumes dufte Pracht,
Des ernsten Waldes selig tiefer Friede,
Die Welle, die den Mondenstrahl gefunden —
Sie alle lieben ja die holden Stunden
Der Nacht.

Stunden der Nacht!
Neigt euch mit Mutterförm
Liebreich zur Erde hin,
Bringet dem Müden Ruh',
Flüstert der Sorge zu
Tröstenden Traum.
Zähmet den wilden Haß,
Labet mit Thau das Gras
Am Berges saum.

Schön ist das Sonnenlicht,
Welches den Weg der Pflicht
Strahlend erhellt;
Welches die weite Welt
Großmuthvoll hingestellt,
Dah wir uns ihrer freu'n;
Aber das Licht allein
Würde uns tödtend sein,
Käm't nach des Tages Pracht
Nicht ihr verhüllenden,
Ihr Schmerzen stillenden
Stunden der Nacht!

Marie Harrer.

Engel der Erde.

Es giebt Engel in den Häusern der Menschen, ihr Dasein
unter uns ist keine bloße Fabel. Oft in den niedrigsten Ver-
hältnissen, unter Mühseligkeiten, die in tiefster moralischer Ver-
fälschung leben, finden wir mitleidige, tröstende Engel; sei es
in Gestalt eines Kindes, oder eingeschlossen in einen gebrech-
lichen krüppelhaften Körper, mühsam den Weg zum irdischen
Grabe wandelnd, oder auch in einem heitern Gemüth wohnend,
welches die Nebel des Lebens als Stufen zum Himmel betrach-
tet und freudigen Muthes, sündenlos den steilen Pfad auf-
wärts steigt. Ich kannte solch einen Engel in Menschengestalt;
es war die Tochter eines Trunkenboldes. Wohin sie blickte,
wohin sie trat, überall gewahrte sie von Kindheit an nur Glend
und Entwürdigung, und dennoch sank sie nicht. Ihr Vater
war roh, ihre Mutter muthlos, ihre Heimath unbehaglich und
freundleer; doch sie kämpfte mit der Kraft eines Engels und
ertug mit der Geduld eines solchen die Fehler dessen, der ihr

das Leben nur gegeben zu haben schien, um es ihr täglich und
stündlich zu verbittern. Wie oft in später Nacht ging sie barfuß,
in dürrigen Kleidern, ohne ein wärmendes Tuch gegen die
Kälte des Winters, in die Schenke und führte an ihrem Arm
den schwankenden Vater nach Hause. Wie oft trug ihr Körper
die Spuren seiner rohen Hand, wenn sie es gewagt hatte, sich
zwischen diese und ihre hilflose Mutter zu werfen. Wie oft sah
sie auf kaltem Stein, den Kopf des Vaters in ihrem Schooß,
wie oft mußte sie den Schrei des Hungers unterdrücken, wenn
der gewissenlose Vater das Geld, wofür er Brod kaufen sollte,
für Branntwein ausgab.

Die himmlische Geduld, in deren Uebung sie lebte, prägte
sich in ihren Zügen aus und ließ ihnen einen engelhaften Aus-
druck; um sie, die dem Glanze irdischer Kronen so fern stand,
als man im Leben nur stehen kann, hatte der Nimbus der Mär-
tyrerkrone seinen verklärten Schimmer ausgegossen; denn ein
Märtyrerkranz war ihr Dasein, dem der hart geprüfte Geist nach
kurzem Todeskampfe sich entwand; ein Todeskampf, den die
Mißhandlungen des Vaters ihr so früh bereitet hatten. Nun
erst erkannte der tiefgefunkene Mann die Engelseele seines Kin-
des; nun erst, da sie nicht mehr war, faßte er den männlichen
Entschluß, aus dem Staube der Unehre sich aufzuraffen. Von
ihrem einfachen Grabe nahm er die Kraft zur Besserung mit,
die mit den Thränen aufrichtiger Reue in seine Seele gefom-
men war, und heute wird er euch sagen, daß die Erinnerung an
seine Tochter, an ihre engelhafte Geduld und Ergebung ihn
zurückhält, dem Laster des Trunkes auf's Neue sich zu ergeben.
Er wird euch erzählen, wie er oft an die Stellen geht, wo ihre
barmherzige Hand ihn leitete, während ihre Wangen in der
Röthe der Scham erglühten bei den Scherzreden der Leute, die
der Tochter des Trunkenboldes spotteten.

Es giebt noch Engel auf Erden; suchet sie nur auf in eurer
Umgebung und liebt sie, so lange sie bei euch sind. Sie sind
nicht so schwer zu erkennen; vielleicht giebt euch im Augenblick,
wo ihr mit zürnenden Worten ihnen entgegentretet, ein milbes
Lächeln den Beweis ihres höheren Werthes. Oft finden die
Engel der Erde sich unter den Berachteten, Geringgeschätzten,
und erst, wenn sie nicht mehr sind, wenn ihr irdisches Wirken
aufgehört, erst dann werden wir inne, daß mit ihnen ein Engel
geschieden ist.

[2411]

Die Sterne.

Schweizer Sage.

Wenn hier am Mutterbergen
Der Tod ein Kindlein küßt,
Ein neuer Stern am Himmel
Sogleich erstanden ist.

Den hat Gott für das Kindlein
Am blauen Himmelszelt
Zum treuen Spielgenossen,
Zur Freude dort bestellt.

Drum durch die lichten Sterne
Die Mutter Trost gewinnt,
Als ob aus weiter Ferne
Grüße sende ihr Kind.

Sie weint, sie hört es flüstern:
„Wein' roth nicht Dein Gesicht,
Siehst Du in meinem Schooße
Mein Spiel, mein Sternlein nicht?“

„Blick auf, und sieh ihn funkeln
So licht, so hell, so klar —
Ich bin so glücklich, Mutter,
Wie nie auf Erden ich war.“

Drum schaut hinauf so gerne
Die Mutter himmelwärts —
Es bringen ihr die Sterne
Grüße und Trost für's Herz.

[2405]

F. Brunold.

Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

Zufriedenheit ist eine Charaktereigenschaft, mehr noch eine
Gemüthsfähigkeit, welche man fast gewohnt ist als Tugend zu
betrachten, und doch — was wäre unser Leben, was wären
wir, hätte die Erde stets nur Zufriedene beherbergt!

Zufriedenheit ist eine Liebenswürdigkeit, ein Glück für
den Menschen, welcher sie von der Natur empfing oder in sich
ausbildete, doch — sie ist eine Fessel des Fortschrittes!

Wenn wir uns umschau'n auf dem Erdenstern, der unsere
Heimath ist, wenn wir bewundernd und mit freudiger Gemüth-
thung erkennen, was der Mensch gethan, um das verlorene
Paradies hienieden sich neu zu schaffen, so haben wir ein Recht
zufrieden zu sein. Doch dürfen wir uns hier die Zufriedenheit
nicht als Verdienst anrechnen, wo sie Pflicht und Nothwendig-
keit ist, und vor Allem dürfen wir nicht vergessen, daß die Un-
zufriedenheit unserer Voreltern es war, welche uns heute
die Zufriedenheit leicht macht.

Zufriedenheit ist das Gefühl des Genügens mit dem Vor-
handenen, das Behagen, die Freude an dem uns zunächst Lie-
genden, und schließt mithin jedes Streben aus. Der Zufrie-
dene ist stets ein glücklicher Mensch, doch in den seltensten
Fällen ein großer.

Menschen, Völker und Staaten wurden groß nur durch
Unzufriedenheit. Dem friedliebenden Beherrscher eines
großen, blühenden Reiches mußte ein Eroberer vorgehen,
dessen Länderlust getrennte Völker unter ein Scepter verein-
igte; alles Gute, alles Treffliche in Kunst, Industrie und
Wissenschaft, jede Annehmlichkeit unserer gefälligen Existenz
verdanken wir der Unzufriedenheit. Nicht jener müßigen
Unzufriedenheit, die, der Größe wie dem Glück gleich
feindlich, sich wie tödtendes Gift auf Beide legt, die nicht Kraft
hat zum Streben und nicht Demuth zur Genügsamkeit, die

nichts kann als murren und klagen; nicht diese Unzufrieden-
heit hat die Menschheit und den Einzelnen groß gemacht, son-
dern vor Allem jene heilige Unzufriedenheit, welche, unter
den Mängeln des gegenwärtigen Zustandes leidend, oder
von seinen Fesseln sich beengt fühlend, alle Kräfte aufbietet, ihn
zu verbessern; die Unzufriedenheit, welche Christum an das
Kreuz führte. . .

Oder jene kraftvolle Unzufriedenheit, welche, von
den Schranken menschlichen Wissens beengt, sich in die Ge-
heimnisse der Natur versenkt mit immer glühendem Eifer,
welche in die Tiefen der Erde hinabsteigt, die Bahnen der
Sterne erforscht, die höchsten Berge erklimmt, der Gluth des
Wüstensandes und den Schollen des Eismeeres troht, um —
mehr zu wissen und der Welt durch neue Kenntnisse und Ent-
deckungen zu nützen; es ist die Unzufriedenheit, welche Colum-
bus Amerika finden ließ, welcher Humboldt's Kosmos das
Dasein verdankt, welche die kühne Reisende Jda Pfeiffer wil-
den Völkern entgegen führt.

Doch wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir auch ge-
sehen, daß die keineswegs edle Unzufriedenheit, welche sich als
Neid, Mißgunst, Herrschucht u. s. w. im öffentlichen Leben
kundgiebt, zur Verbesserung unseres Erdenbasens beigetragen
hat und stets noch wesentlich beiträgt, indem sie den Wettstreit
erregt und zum Kampf der Kräfte herausfordert. So dient
auch hier das armselige, verächtliche Kleine zur Verherrlichung
des großen Ganzen.

Zufriedenheit begnügt sich mit dem Fleckchen Erde, worauf
Geburt und Verhältnisse sie gestellt; die Unzufriedenheit, das
rastlose Streben, baute Schiffe und Dampfer, grub Kanäle
und legte die Schienen der Eisenbahnen. Unzufriedenheit
schlang das Band der Vereinigung um die Völker. Zufrie-
denheit knüpft die Bande des häuslichen Lebens; in Bezug
auf das Leben im großen Ganzen trennt sie, sondert ab,
und beschränkt.

Glaubt nicht nach dem Gefagten, ich wolle der harmlosen
Blume „Zufriedenheit“ ihr Leben auf Erden mißgönnen; und
freute mich wohl gar, wenn der reisende Strom „Unzufrieden-
heit“ sie, die ruhig am Ufer steht, entwurzelte und in seine
Tiefen hinabschleifte! Ein solches Empfinden würde kaum
dem rastlosesten Mann natürlich sein, wie viel weniger dem
Weibe, dessen Beruf es ja vorzugsweise ist, die Blüthe der Zu-
friedenheit zu pflegen im eigenen Herzen, und ihre Umgebung
zu einem Garten zu machen, in welchem diese bescheidene
Blume vor Allen gedeiht.

Unzufriedenheit, blüht mich, ist dem grossenden Ge-
witter gleich, welches durch heilsame Erschütterung die schlum-
mernden Kräfte weckt, und Zufriedenheit — der Ruhe
nach dem Sturm, welche mit mildem Lächeln auf die besänftig-
ten Elemente herniederblickt. Zufriedenheit ist der Feierabend
der Seele, und glücklich die Frau, welche die Gabe, oder die
milde Kraft besitzt, jede Seele, die in ihren Kreis tritt, festlich
zu stimmen nach den Werkeltagen voll unruhiger Bestrebungen,
heißer Wünsche und aufregender Pläne!

Der Männer Beruf mag es sein, durch Wort und That
die Welt und das öffentliche Leben umzugestalten; die Frauen
sind zu Pflegerinnen des Bestehenden geschaffen, und gerade
durch diese Gegenwirkung stellt das nöthige Gleichgewicht
sich her.

Strebt immerhin mit Ernst und Innigkeit, der Zufrieden-
heit Bekenner zu erwerben in eurer Umgebung — es ist das
eines edlen Frauenherzens würdige Streben. So viel Zufrie-
dene Ihr macht, so viel Glückliche macht Ihr, und stellt Euch
mit jedem eurer stillen Siege das Zeugniß aus, den Beruf des
Weibes auf Erden verstanden zu haben.

[2402]

Marie Harrer.

Die Erhabenheit des Meeres.

Ein unmeßbarer Zauber umgiebt das Meer, in seiner
ehrfurchtgebietenden, nimmer ermüdenden Gleichförmigkeit.
Wir werden müde, ein wogendes Korisfeld, doch nicht das wo-
gende Meer zu betrachten. Vielleicht ist es das höher pulsirende
Leben, welches unsere Gedanken länger und mächtiger an die
feuchten Wasserwogen, als an die blühenden des Wehrenseldes
bannt. Diese schläfern ein, während jene eine Fülle von Ge-
danken erregen. Wir fühlen dem wogenden, unermesslichen
Ocean gegenüber unsere Kleinheit, und doch ist es weder drü-
kend noch beängstigend, dieser Naturgröße gegenüber sich ge-
ring zu fühlen.

Es ist schön, dem Meere zuzuschauen, auf den Klippen zu
stehen, und die Wogen ihr tausendjähriges Lied singen zu hö-
ren. Es ist als habe jede Welle ihr eigenes Schicksal, ihre ei-
gene Geschichte, der wir, sie beobachtend, nachspüren. Wird
sie brechen? Wird sie in jene größere Welle überfließen? Und
dann das Brett, das auf dem Rücken der Woge hin und her
schwankt, jetzt unter sinkt, nun wieder zum Vorschein kommt,
wie ein Ertrinkender — das Brett ist der Ueberrest eines gro-
ßen Schiffes, welches weit, weit von hier im großen Ocean,
fern von menschlichem Mitleid und menschlicher Hilfe, nur vom
Auge des Himmels gesehen, unterging, und keinen Verkünder
seines Todeskampfes senden konnte, als dieses Brett, das dort
auf der Woge schwankt. — Wir können uns leicht solch ein
trauriges Drama ausmalen, während wir sinnend dem Erschei-
nen und Verschwinden des dunklen Brettes folgen. Doch ganz
traurig kann das Gemälde unserer Phantasie nicht werden;
dazu ist die Natur von zu heitler, freundlicher Größe.

Unermessliches Meer! du, den Menschen so dienlich, trotz
deiner Macht, und doch, wie furchtbar, wie verderblich, wenn
du, des Gehorsams müde, mit andern Elementen gegen deine
Unterdrücker dich verschwörst. Geheimnißvolles Meer! Schreck-
lich in der Ruhe, wenn der Schummer lächelnd an deinem
kaum bewegten Busen sich zu wiegen scheint, schön auch in
Wuth und gährendem Aufbruch! Im Morgen- und Abendroth,
am trüben oder heitern Tage, im Dämmerlicht und Gewitter-
nacht, immer und überall bist du schön! Die Dichter haben dich
besungen, die Maler dich gemalt, aber nimmer hat des Sängers
Lied oder des Malers Kunst mehr als ein schwaches Abbild dei-
ner unmeßbaren Größe, deines unaussprechlichen Reizes ge-
geben.

[2412]

Skizzen aus Paris
von Jehu und Einfl.

5.

Marguerite.

Es war am 5. September 1557. Ein heftiger Wind hatte den Tag über in den Straßen der guten Stadt Paris gewüthet und frühzeitig waren die Bürger in ihre Behausungen zurückgekehrt. Wollspinnern und „Papaillots“*) kamen sich in die oben Straßen theilen, wo sich nichts vernehmen ließ als das Kreischen der Wetterfahnen im Sturm.

In einer niedrigen Stube der Straße St. Jacques, mit kalkendurchzogener Decke und geschnittenen Eichenholzmöbeln, saßen beim Schein einer eisernen Lampe zwei junge Leute Hand in Hand in halblautem Gespräch.

Ein junges Mädchen von großer Schönheit, ungefähr 18 Jahre alt, sah in einem großen Lehnstuhl und ihr Blick ruhte auf dem jungen Mann, dessen Haupt auf ihren Knien lag.

Weider Wienen waren düster und niebergeschlagen, und tiefer Schmerz lag in ihren Zügen.

Der junge Mann war sehr bleich; eine quälende Unruhe lag auf seiner Stirn, sein Blick schweifte in unbestimmte Ferne, als suche er dort irgend ein unerforschbares Bild; zuweilen zogen seine Augenbrauen sich finstler zusammen und nur, wenn seine Blicke auf Marguerite hasteten, wurde sein Gesicht wieder ruhig und heiter.

Der junge Mann hieß Heinrich und mochte vielleicht 23 Jahre alt sein; er war nicht groß, doch wohlgebaut, und sein vornehmliches Wesen verrieth den Edelmann, obgleich seine Kleider von Tuch ihn als dem Bürgerstand angehörig bezeichneten.

Marguerite kannte ihren Geliebten nur unter dem Namen Heinrich, denn obgleich sie ihn wiederholt über diesen Gegenstand befragt, hatte er stets geantwortet, er sei ein Bürgersohn aus der Champagne, und Nichts konnte ihn bewegen, seinen Familiennamen zu nennen.

Marguerite's Vater war durch Heinrich's sanftes, angenehmes Wesen so für ihn eingenommen, daß er keinerlei Fragen an ihn that; er behandelte den fremden Jüngling wie einen ihm vom Zufall zugeführten Sohn.

Am Abend dieses bewährigen Tages, dem 5. September 1557, wäre Marguerite, die eben keinen persönlichen Grund zur Traurigkeit hatte, gern vergnügt und heiter gewesen, doch Heinrich's düstere Zerknirschtheit legte ihr Zurückhaltung auf.

Ihre Liebe für Heinrich grenzte an Anbetung. Sie hätte ohne Zaudern ihr Leben für ihn gegeben.

In der Feuerseele des achtzehnjährigen Mädchens wohnten drei Leidenschaften, denen sie alle Kräfte, alle Zärtlichkeit ihres Herzens widmete:

Die Liebe zu Gott, zu ihrem Vater und zu Heinrich. Doch die mächtigste dieser Leidenschaften war die Liebe zu Gott.

Ueberdies war Marguerite Katholikin, von jenem fanatischen Katholicismus, welcher die Bartholomäusnacht gebar.

Von der Wiege an mit dem Hauch des Fanatismus genährt, loberte ihr ganzes Wesen in den Flammen der Begeisterung auf, wenn es galt, ihren Glauben zu vertheidigen.

— Oft schon hatte sie versucht, mit Heinrich über das katholische Dogma zu sprechen, doch dieser, einer bestimmten Antwort ausweichend, erwiderte stets mit Lächeln: „Lassen wir das, Liebchen, die Religion ist ein zu ernster Gegenstand für junge Leute“, und verschloß ihr den Mund mit einem Kuß.

Am Abend, wo unsere Erzählung beginnt, wollte Marguerite wiederum das Gespräch auf den ihr wichtigsten Gegenstand lenken, doch der Geliebte betrachtete sie eine Weile mit traurig zerknirschem Blick, küßte sie auf die Stirn, erhob sich rasch und sagte im Fortgehen zu ihr: „Auf Morgen!“

Marguerite hatte ihn bis zur Thür begleitet und folgte ihm mit den Augen, bis seine Gestalt sich im Dunkel der Nacht verlor. Dann ging sie ins Zimmer zurück, nahm ihren Platz im Lehnstuhl wieder ein, stützte den Kopf auf die weiße, schmale Hand und begann zu träumen.

Plötzlich ward sie aus ihrem Sinnen durch die Schläge des Thürklopfers aufgeschreckt, welche von der mit Eisen beschlagenen Thür widerhallten. Bald darauf trat ein Mann im grauen Rock, mit grauem Bart ins Zimmer, sah sich verstört um und sank müthlos und erschöpft auf einen Schemel.

Nach minutenlanger Ruhe machte der Greis das Zeichen des Kreuzes und murmelte zwischen den Zähnen den Anfang eines Gebetes.

Marguerite war bei seiner Ankunft aufgestanden, ihm entgegen gegangen, hatte seine Stirn gestreichelt — doch er, die Begrüßung der Tochter kaum bemerkend, erwiderte sie mit einem kurzen, gerührten: „Guten Abend!“

Marguerite betrachtete schweigend eine Weile ihren Vater (denn er war es), schlang dann ihren Arm um seinen Hals und liebkoste ihn, wie man einem Kinde thut. Lange fragte sie vergeblich nach der Ursache seiner Betrübnis und schloß endlich mit den Worten:

„Vater, erhebe Deine Seele zu Gott, daß er Dich in Deiner Trübsal unterstütze; rufe den Herrn an, er erhebt die Schwachen und Die, welche das Unglück niederbeugt.“

Die Worte des jungen Mädchens schienen den Greis zu beruhigen, welcher nun sein Kind anblickte und, sich ermannend, erwiderte:

„Ich werde ruhig sein, meine Tochter — ist meine Ruhe auch nur die, welche dem Tode vorangeht! Du willst heirathen, und es ist mein Wunsch, daß Heinrich Dein Mann werde. Die Sache ist nicht unmöglich — aber Du mußt den Muth der Judith und den Glauben der Märtyrer haben; Du mußt, ehe Du zum Altar trittst, Deines Vaters Leben zurückkaufen und Dir eine Mitsift erobern.“

Marguerite stand da mit weit geöffneten Augen; einen Augenblick glaubte sie, ihr Vater sei wahnsinnig geworden. Sie lebten so still und friedlich, wie kam er zu dieser Niedergeschlagenheit, zu diesen Todesgedanken? Welcher furchtbare, unerwartete Schlag konnte sie getroffen haben? Endlich gaben des Vaters Worte ihr Gewisheit:

„Gestern, mein Kind, war ich in einer Schenke in der Cité — ich führte unworthige Neben und vergaß mich so weit, daß ich ungeziemende Aeußerungen that über Sie. Majestät König Heinrich II., seine Hoffherren und seine Geliebten. Ein

Spion mußte mich behorcht haben — kurz — der Polizei-Lieutenant ließ mich arretiren und nach dem Louvre vor den König führen.“

„Meister Martin, sagte Se. Majestät zu mir, Ihr seid ein nachlässiger und aufrührerischer Viertelmeister. Ihr beleidigt Euren König, und der Eurer Obhut anvertraute Stadtheil ist schlecht behütet, denn neben Eurem Hause hält der ketzerische Jehan von Troyes Predigten und überläßt sich den schändlichsten Ausschweifungen. Weil Ihr also Eure Pflicht vergeßt, Meister Martin, so sieht Euer Herr sich genöthigt, sie Euch ins Gedächtnis zurückzurufen.“

„Wenn Ihr in zwei Tagen mir Jehan's Kopf bringt, erhaltet Ihr 50 Livres Gold als Belohnung, wenn nicht, lasse ich Euch an den Galgen hängen. Nun, meine Tochter, weißt Du, was geschehen, und begreift meine Verzweiflung, nicht wahr?“

Je weiter Martin sprach, um so belebter waren Marguerite's Züge geworden und strahlten jetzt in hoher Begeisterung. Bei den letzten Worten ihres Vaters schüttelte sie kräftig seine Hand und sagte: „Unser König hat Recht; erbe die Deinen getrunkenen Muth! was König Heinrich verlangt, ist zum Preise Gottes. Die Reformirten sind ein verfluchtes Geschlecht, sie besüßeln das schöne Frankreich durch ihr Dasein.“

„Der Tod eines Hugenotten der Preis für die Begnadigung meines Vaters! — O, daß ich einen Degen hätte! — Doch, gleichviel, Vater — ich rette Dich — aber — wie erkenne ich Jehan von Troyes?“

„Der König hat mir sein Signalement gegeben“, antwortete Meister Martin. „Bleiches Gesicht, schwarzes Sammetbart, rothe Feder, schwarzer Mantel.“

„Laf uns gehen, Vater, laf uns gehen!“ Marguerite war mit einem Satz an der Thür und wollte den Vater mit sich fortziehen; doch der Greis hielt die Tochter zurück und ließ sie auf seinen Knien niederstürzen.

„Heut nicht, Kind“, sprach er besänftigend; „es ist schon zu spät und überbies, was könnten wir Zwei thun? Ich werde mich mit unsren Nachbarn, die gute Katholiken sind, verabreden; ich werde ihnen sagen, sie sollen sich morgen Abend bereit halten, daß wir, wenn die verdamnten Hugenotten aus der Predigt kommen, sie unvermuthet überfallen können. Du magst unterdessen für uns beten.“

„Nein, Vater, ich werde an Deiner Seite bleiben, ich werde Jehan von Troyes suchen und ich schwöre Dir, er soll sterben!“

„Vor Allem aber das tiefste Geheimniß“, erwiderte der Greis, „sage keinem Menschen ein Wort davon, nicht einmal Heinrich. Durch ein einziges Wort könnte unsrer Vorhaben scheitern.“

Das junge Mädchen umarmte ihren Vater, versprach ihm Schweißen und begab sich zur Ruhe.

Am andern Tage verließ Heinrich, da er Meister Martin und Marguerite hatte von einem beabsichtigten Besuch sprechen hören, schon bei anbrechendem Abend seine Freunde.

Indessen war Alles vorbereitet; die Katholiken, um in der Dunkelheit sich zu erkennen, hatten kleine weiße Kreuze verfertigt, welche sie am Hute befestigten, und mit dem Glockenschlage 10 schlichen sie auf die Straße hinaus und verbergen sich in den Ritzen der Hausthüren, die Reformirten erwartend.

Als die letzten Glockenschläge der ersten Stunde verhallen, verließen die Hugenotten das Haus, in dem sie sich allabendlich zu versammeln pflegten, und auf ein verabredetes Signal fielen die bewaffneten Bürger über die Protestanten her.

Ein lautloser, schrecklicher Kampf begann! Mitten unter den Festenden, den Verwundeten und Sterbenden bewegte sich auch ein Weib, ein einziges nur; den Dolch in der Hand, schlich sie wie eine Schlange durch das mörderische Gewühl — sie suchte im Dunkel das Oberhaupt der Reformirten.

Dieses Weib war Marguerite.

Ihre Züge waren verzerrt von frommer Wuth, als sie mit unfentlicher kreischender Stimme rief: „In's Feuer mit den Hugenotten! Tod, Tod den Papaillots!“ Sie suchte in der Menge den Mann, dessen Kopf den ihres Vaters erhalten und ihr ein Heirathsgut verschaffen sollte.

Plötzlich bemerkte sie beim bleichen Schein des wolkenverhüllten Mondes die rothe Feder und den schwarzen Mantel Jehan's von Troyes. Den Rücken an die Mauer gelehnt, vertheidigte er sich mit dem Muth der Verzweiflung gegen fünf oder sechs Angreifende.

Man hörte kein anderes Geräusch als das Klirren des Stahls am Stahl; Marguerite schlich jener Gruppe näher, ließ sich, um vom Chef der Reformirten nicht gesehen zu werden, auf die Knie nieder, glitt so bis an seine Seite und senkte ihren Dolch in seine Brust.

Der unglückliche, bereits aus zwei Kopfwunden blutend, stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank todt nieder.

Bei diesem Todesgeschrei bebte Marguerite, ein nervöses Zittern flog durch ihren Körper — es schien ihr, als sei der Ton dieser Stimme ihr nicht unbekannt — doch sie faßte sich wieder, machte das Zeichen des Kreuzes und ihr ganzer Muth lebte zurück.

Unterdessen hatten die Kämpfenden von dieser Stelle sich entfernt, und das Klirren ihrer Waffen klang gedämpfter dorthin, wo das junge Mädchen allein bei der Leiche Jehan's zurückblieb. Sie war gekommen, dies blutbesetzte Haupt zu holen, welches zu ihren Füßen lag, und mit gierigem Haß versuchte sie nun, es vom Rumpfe zu trennen.

Endlich! — Sie stieß einen Schrei triumphirender Freude aus — endlich hielt sie die graue Siegestrophäe in ihrer Hand, wickelte sie eilig in den Mantel ihres Opfers, und ging, nachdem sie ihren Vater vergebens gerufen, allein nach Hause.

Meister Martin war bereits dort. Er wachte eben ruhig seine blutigen Stiefeln ab, als Marguerite athemlos eintrat.

„Vater, Vater, wir sind gerettet!“ rief sie. „Morgen kommst Du zu König Heinrich gehen!“ Bei diesen Worten warf Marguerite ihre Last auf den Tisch und aus dem Mantel hervor rollte das blutende Haupt mit den bleichen, verzogenen Lippen.

Ein elektrischer Schlag durchzuckte das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß — mit starrem Entsetzen blickte sie auf die Stirn mit der klaffenden Wunde — ihre Brust hob sich frampfhaft — noch ein herzzerreißender Schrei — dann fiel sie zurück und — war todt!

Heinrich, den sie fast so sehr geliebt als Gott und ihren Vater — war kein Anderer gewesen als das Oberhaupt der Reformirten, Jehan von Troyes! sie hatte ihren Geliebten gemordet!

Meister Martin stand schwindelnd neben dieser furchtbaren Scene. — Die ganze Nacht hindurch blieb er neben dem Leichnam seiner Tochter und dem verstümmelten Haupte des unglück-

lichen Hugenotten, mit stierem Blick Eins um das Andere betrachtend. Erst als der Tag die Opfer dieser schrecklichen Nacht zu beleuchten anfing, erwachte der Greis aus seiner Lethargie, lachte, tanzte und sang — er war wahnsinnig geworden.

[2338]

J. G. S.

Erst nach langem Bedenken entschlossen wir uns, dieses Schauergermälde vor den Augen deutscher Leserinnen zu entrollen, dies Bild des grasteften Glaubensfanatismus, welcher — im „Namen Gottes“ mordend in blinder Wuth sich selbst den tödlichen Stoß beibringt. Dem Zartgefühl wird es schwer, der historischen Treue nachzufolgen, wenn sie an die äußersten Grenzen der furchtbarsten Möglichen streift. — Vielleicht füllt manche Leserin bei den Schauern dieser Schreckenscene vergangener Tage mit dankbarer Freude die Wahrheit: „Wir leben in besseren Zeiten!“

Die Red.



Teig zum Waschen der Hände.

Man rührt in einem Mörser 3 Unzen ganz fein geriebene, süße Mandeln mit ein wenig bitterem Mandelöl gut durch einander, doch darf der Teig nicht gleich anfangs sehr flüssig gemacht werden, weil nach und nach unter beständigem Rühren noch 3 rüsche Gelbeier hinzukommen müssen, welche man mit 1 1/2 Löffel bitterem Mandelöl vermischt und klar gequirt hat. Ist dieses mit dem Mandelteig verbunden, so gießt man abermals 2 Unzen bitteres Mandelöl hinzu und rührt so lange, bis auch dieses sich mit der Masse vermischt hat.

Schmuck zu reinigen.

Edelsteine reinigt man mit etwas Eau de Cologne und einer weichen Bürste, welche man über Blanc d'Espagne (Spanisch Weiß) streicht. Gold wird mit warmem Wein, Alkali oder Weingeist gereinigt.

Aller Schmuck muß, in Baumwolle geküllt, an trocknen Orten aufbewahrt werden.

Zum Einwickeln des Stahls eignet sich am besten das Josephpapier. Er muß nach dem Gebrauch stets an weichem Leinen getrocknet, in jenes Papier geküllt und vor Feuchtigkeit geschützt werden.



Trüffel.

Die großen schwarzen Trüffel werden am meisten geschätzt; man bereitet sie auf verschiedene Art zu und verwendet sie auf die mannigfachste Weise. Sie werden sowohl in Champagnerwein gekocht und in eine Serviette geküllt, angerichtet, als auch in heißer Asche gekocht, eingehüllt in ein mit feinem Linsenöl getränktes Papier. Man thut sie an Ragouts, Cierfuchen, Salat, Saucen u. s. w. und überall erhöhen sie den Wohlgeschmack ohne jemals eine Speise zu verderben. Wir lassen hier die Angabe zweier Gerichte folgen, welche der Koch des Herrn v. Talleyrand (bekanntlich war der Herzog ein großer Feinschmecker) durch Trüffel so zu würzen verstand, daß sie den hohen Ansprüchen seines Herrn vollkommen genügten.

Geflügel à la Talleyrand.

Zuerst werden die Trüffel gereinigt, d. h. nicht in einer Masse Wassers gewaschen, dadurch würden sie einen großen Theil ihres Aroms verlieren — sondern man büstet sie mit einer harten Bürste und reibt sie dann mit einer feuchten Serviette ab. Darauf schält man die Trüffel, schneidet diese Schale mit dem Wiegemeßer fein, thut sie mit frischem Schmalz, Bratwurstfleisch, Pfeffer, Salz und einem starken Suppen-Kräuterbouquet zusammen in ein Casserol, läßt das Ganze eine Viertelstunde kochen, nimmt dann das Bouquet heraus und thut die abgeschälten Trüffel hinein. Nachdem diese noch einige Augenblicke gekocht, wird die Masse ganz kochend in den Körper des Geflügels gethan, welches schon bereit liegen muß; es wird darauf sogleich zugedrückt, mit Papier umwickelt und in einem dicht verschlossenen Gefäß an einen kühlen Ort in Eis oder kaltes Wasser gestellt, damit die Wärme, namentlich der Dampf, ganz im Körper des Thieres bleibe und sein Aroma dem Fleisch mittheile. Zum Braten hüllt man das Geflügel in ein mit Butter bestrichenes Papier ein. — Um einen Fasan zu braten, lassen Weinliebhaber und Feinschmecker zuweilen eine halbe Flasche Madeira in die Bratpfanne gießen.

Hammelkeule mit Trüffeln.

Gereinigte Trüffel werden in kleine Streifen geschnitten, Speck ebenfalls. Nun löst man etwas Pfeffer und Gewürz, haßt Zwiebeln und Petersilie mit dem Wiegemeßer fein, vermischt sie mit Salz, reibt die Hammelkeule mit dieser Masse ein, ebenso die Trüffel und Speck-Stückchen und spickt damit die Keule. Darauf läßt man sie einige Tage liegen, fest in Papier eingewickelt, damit keine Luft dazu kommt, thut sie dann in eine Pfanne, worin man etwas Butter zergehen ließ, belegt sie mit Speck- und Kalbfleisch-Gehäusen, und brät sie in ihrer eignen Sauce fünf Stunden über gelindem Feuer. Ist der Braten fertig, so nimmt man das Fett von der Sauce ab, gießt einen Löffel Bouillon hinzu und richtet ihn an.

*) Schimpfwort für Hugenotten, auf deutsch: Spitzkopf.

Donnetten von gekochtem Fleisch.

Wenn man eine oder mehrere Fleischsorten übrig hat, so wiegt man dieselben mit einer mäßigen Quantität Speck, Pfeffer, Zwiebeln, Petersilie, Gewürz gehörig klein und mischt die Masse mit Salz gut durcheinander. Unterdessen reibt man gekochte, abgeschälte und erkaltete Kartoffeln, ungefähr so viel, daß sie eine der obigen gleiche Masse hergeben, mischt das Ganze untereinander und rührt, je nach der Menge des Farce, 3 oder mehr Gelbeier hinzu. Nun formt man kleine eirunde Klöße, rollt sie in Mehl, läßt sie in Butter recht braun braten und richtet sie entweder trocken zum Gemüse oder mit beliebiger Sauce an.

Grüne Erbsen zu trocknen.

Man macht junge, grüne Erbsen aus den Schoten und wellt sie auf. Sobald sie aufkochen wollen, nimmt man sie sogleich vom Feuer weg, schüttet sie in einen Durchschlag und läßt das Wasser ablaufen. Dann lege man sie in Papierkapseln und lasse sie bei gelinder Wärme langsam trocknen. Gebt man diese getrockneten Erbsen in Einseckgläsern auf, so halten sie sich den ganzen Winter hindurch sehr gut. Wenn man sie dann kochen will, so wässert man sie des Abends zuvor ein, gießt am folgenden Morgen noch einmal frisches Wasser auf dieselben und kocht sie nach Art der frischen grünen Erbsen.

Leichte Art den Fußboden zu bohnen.

Man nimmt eine Hand voll Holzasche, bindet diese in ein leinenes Tuch und läßt sie so in einem Topf mit Wasser kochen. Nachdem diese Lauge abgelaßt, läßt man sie nochmals mit Wachs kochen, welches in kleine Stücke geschnitten ward; (auf ein Quart Lauge ¼ Pfund Wachs). Mit dieser Masse, wenn sie ausgekühlt, wird der vorher gereinigte Fußboden bestrichen, mit einer Bürste gerieben und in kürzester Zeit gebohnt.

Gelb gewordenes Elfenbein wieder weiß zu machen.

Es giebt ein sehr leichtes Mittel, das durch die Zeit oder durch Vernachlässigung vergelbte Elfenbein wieder zu bleichen, nur erfordert es Vorsicht. Man hat nichts nöthig, als die Elfenbeingegenstände in eine Mischung von Wasser und Schwefelsäure zu legen, doch dürfen sie nur 4 Stunden liegen, sonst wird das Elfenbein angegriffen und bekommt Risse.

Grüne Wände.

Schon seit langen Jahren zog man vermittelst eines Spaliers von Holz oder starkem Draht Wände von dem wegen des balsamischen Geruchs seiner zierlich geschlitzten, lebhaft grünen Blätter allgemein bekannten Rosenkraute (Rosengeranium, Pelargonium radula roseum Wild.). Ein fleißiges Beschneiden und Einheften der Zweige sind die Hauptbedingungen, wenn die Rosenkraut Wand dicht und schön wachsen soll. In neueren Zeiten hat man, und gewiß nicht mit Unrecht, den Epheu zu diesem Zwecke gewählt, und zwar den durch seinen schnellen Wuchs und die schönen, großen Blätter ausgezeichneten irischen oder schottischen Epheu (Hedera Helix hybernica).

Der Epheu ist sehr süßsam und läßt sich leicht in alle Formen biegen; die Anfertigung der Epheu-Wände hat daher für eine etwas geübte Hand bei gutem Geschmack nur wenig oder keine Schwierigkeiten. Man läßt an solchen Epheu-Wänden ein paar offene Stellen, in welche man Lichtbilder anbringen kann; dieses ziert ungemein. Soll der Epheu recht große Blätter bekommen, was die Hauptsache ist, so müssen von den Hauptranken sämtliche Nebentriebe zeitweilig entfernt werden; ich habe einen nur auf diese Weise behandelten schottischen Epheu gesehen, welcher Blätter von 10½ Zoll Breite-Durchmesser hatte. Um recht große Blätter zu erlangen, begießt man die Epheustücker von Zeit zu Zeit auch wohl mit verdünntem Weinhefen; aber auch der Guldinger von ächtem Guano, so wie der Guldinger von Buchdruckerwalzenmasse (welche aus Leim und Syrup besteht) leisten vortreffliche Dienste. Der Epheu gedeiht zwar fast in jedem Boden, jedoch am üppigsten in lockerer, sandiger Lauberde, und kann man ihm eine möglichst gleichmäßige Temperatur geben, dann ist es um so besser.

Rosenpastillen zum Räuchern der Zimmer.

Man nimmt 3 Unzen fein gestoßenes Gummi, 3 Unzen arabische Weibrauchessenz, eben so viel Storax, 2 Unzen Salpeterfalz, 4 Unzen helle Rosenblätter, 1 Pfund Kohlenstaub, ¼ Unze Rosensenz, mischt diese verschiedenen Pulver und Essenzen mit einer halben Kanne (Pinte) Rosenwasser, in welchem man ½ Unze Gummi-Traganth aufgelöst. Man bildet daraus einen Teig und aus diesem kleine Kerzen, die man, nachdem sie trocken, in Kästchen verwahrt. Will man sie zum Räuchern benutzen, so verbrennt man einige auf einer Räucher- oder Kohlen-Pfanne.



Verzeihung gleicht dem süßen Duft, welcher der getretenen Blume entströmt.

Wie herrlich müßte es sein, wenn ein Fond aller überflüssigen Stunden, welche manche Menschen nicht zu gebrauchen wissen, begründet werden, und verteilt werden könnte an die, welche dem Tage 48 Stunden wünschen. Wäre Zeit käuflich, wels' hohen Preis würde Mancher dafür zahlen und wie wohlfeil würden Andre sie verkaufen.

Wiß und Güte. Ein witziger oder geistreicher Ausspruch geht so leicht verloren, wie die Perle von einer zerrissenen Schnur, aber ein Wort der Güte wird selten vergebens gesprochen; es ist dem Samenform vergleichbar, welches, auch zufällig hingeworfen, als Blume ins Leben tritt.

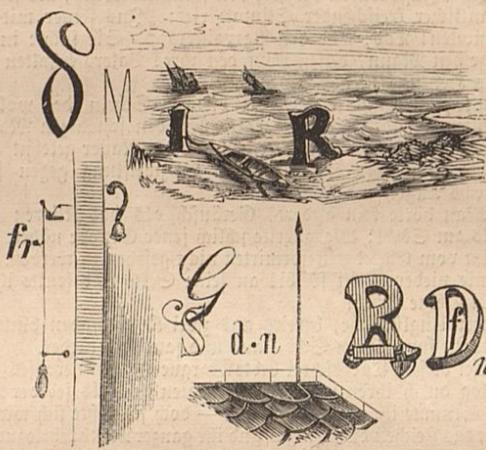
Die Poesie der That. Schöne Gedanken, schöne Worte, Styl in der Composition, Styl im Leben, Pracht, Größe u. s. w. — sind alles sehr schöne Dinge; aber es ist besser, ein großes Buch zu sein, als eines zu schreiben, besser ein Gedicht zu leben, als eines zu componiren. Es ist etwas Herrliches um ein Menschenleben, das einem wahren Epos gleicht. Große Pläne und hohes Streben als leitende Idee; Kampf und Sieg, die moralischen Konflikte; gute Thaten, die tönenden Verse; die sanfte harmonische Bewegung eines guten Gewissens, und als poetische Gerechtigkeit das Glück eines edlen, gottgeweihten Lebens.

Zufriedenheit ist für den Menschengestalt, was das Moos für den Baum. Sie beschränkt ihn und verhindert sein Wachstum.

Worte und Gedanken. Viel Reden und tiefes Nachdenken ist niemals vereinigt. Aus Wortreichthum kann man zwar auf Beobachtungsgabe schließen, doch nie auf ernstes Denken. Wer viel denkt, spricht im Verhältnis zu seinen Gedanken nur wenig, und wenn er spricht, so thut er es in Worten, welche seine Ideen am kürzesten und klarsten darlegen. Der Denker sucht seine Ideen in möglichst wenige Worte zusammen zu drängen, da im Gegenheil der Mensch, welcher viel und vielerlei spricht, welcher ein unerschöpfliches Magazin von Ausdrücken zu besitzen scheint, seine Gedanken so mit Worten belastet, daß sie verdunkelt werden, ja oft ganz darin erlösen.

Das Lächeln. Ein liebliches Lächeln ist für das Antlitz des Weibes, was ein Sonnenlicht für eine Landschaft ist; es verschönert ein nicht schönes Gesicht, und macht sogar das häßliche angenehm. Nur muß das Lächeln nicht lebend werden, nicht der Ausdruck eines süßen Bewusstseins sein; es muß nicht einen Mundwinkel bewegen und den andern in passiver Gleichgültigkeit lassen, denn dadurch erhält das Gesicht etwas Gezwungenes und Unnatürliches. Ein unangenehmes Lächeln zerstört die Reize der Schönheit und ist entstellender als das Färnen. Das Lächeln ist sehr verschiedener Art, und jede Art hat ihren bestimmten Charakter. Ein Lächeln befundet Güte und Sanfttheit — ein anderes Spott und Bitterkeit — oder Stolz; eines mildert die Rüge durch den Ausdruck sanfter Härtsüchtheit, ein anderes erleuchtet sie durch geistvolle Lebhaftigkeit. In den Spiegel schauen und dort ein Lächeln lernen wollen, ist jedoch nicht halb so gut, als in sich hineinzu schauen und zu machen, daß das Herz vom Bösen unbeslekt, und von schönen und lieblichen Gedanken erleuchtet sei. Wenn das Herz rein ist, wird das holde Lächeln auf der Lippe nicht fehlen. [2408]

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Räthsel - Aufgabe.

Un-	Gn-	le-	Tod	gen,	thun,	ben,	scheu'n,
gen,	den	Das	te	Heißt	nicht	ja-	kunft
Tod	ver-	Das	ben	am	glau-	und	sich
und	tra-	dem	und	mit	nen	Zu-	nicht
meid-	sein	Wär-	Schö-	heißt	best'	er-	fest
de	ben	ju-	che	Gott	Das	Sturm	re
Wit'	si-	ben	Glück	rau-	und	an	freu'n,
die	nicht	res	best	Le-	Im	ben.	im

[2407]

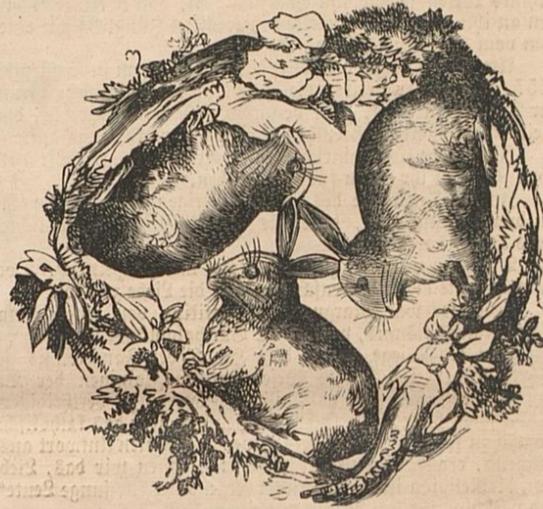
Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 21.

Ueber Berge, über Auen
Schwingt die Sonne sich herauf,
Und die Blume schlägt die blauen
Augen freundlich lächelnd auf.
Wieder quillt ein süßes Sehen
Auf nach nächt'gem Wintertraum,
Und des Zaubers Perlenströmen
Funkeln an des Kelches Saum.

Auflösung des Doppelwörterräthels in Nr. 23.

Geben Nehmen
Abgeben Abnehmen
Ausgeben Annehmen
Angeben Annehmen u.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 23.



Auflösung des ersten Rebus in Nr. 23.

In Italien, in Genua, ward Christoph Columbus, der Entdecker von Amerika, geboren.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 23.

Gesellschaftlerinnen werden gewünscht.

[2406]



Hr. A.-a. Wk. in T. Die Mantille „Troubadour“ ist o kunstvoll aus Svisgen und Seidenstoff zusammengekeht, daß selbst der deutlichste Schnitt und die klarste Beschreibung Ihnen nicht genügt haben würde, diese Mantille zu copiren.
Lady ... in Sch-h. As you have had the exquisite politeness to speak to us in our own german language, you have got the right to demand the same for you. But, milady, you ask very much, and hardly it will be possible to fulfil all your wishes. — The one, we can promise with security, are the initials.
Hr. R. B. in G. Nr. 24 des Bazar hat Ihnen durch die Abbildungen moderner Taillen bereits Auskunst gegeben. Ihren Vorfall in Betreff des schwarzgebeudten Kleides können Sie dreist ausführen.
Hr. C. v. B., die Verfasserin der Novelle „H...“, wird gebeten, uns gefälligst ihren jetzigen Aufenthalt anzuzeigen.
C. B. in K-g. Zu leicht; aber wir wollen sehen.
Hr. Th. D. in Wthlg. Die nächsten Supplemente bringen Taillenschnitte.
Fried. Volk. in G. Ihre Räthsel und Charaden werden uns auch fernem angenehm sein.
Hrn. C. Tok. in W. G. Wir müssen bedauern, Ihren Wünschen nicht nachkommen zu können.
W. S. in Weg. Wird folgen.
Hr. Anna Sch. in Vrg. Ganz vortrefflich.
Hr. A. S. in G-g. Wenn es möglich ist, sollen Sie auf dem nächsten Supplement das Gewünschte in Form einer Taillenfalle finden.
Hr. Fr-a. B-t. in W. Wenn Sie in Nr. 24 des Bazar die Erklärung der Weistiderei, Dessins und die Beschreibung eines Kragens auf Seite 186 nicht übersehen haben, so werden Sie in doppelter Hinsicht befreidigt sein. Die Erstere enthält eine Angabe der Stiderei à la minute oder point de poste, die Letztere weist auf ein ganz einfaches Verfahren beim Waschen der Stidereien hin, welches sich wohl besonders auf den zur Beschreibung gehörigen originellen Kragen bezieht, Ihrem Zweck aber ebenfalls nützlich sein kann.

Verichtigungen.

In Nr. 24 des Bazar in dem Artikel: Neueste Kleider-Taillen ist auf Seite 190, vierte Zeile von oben zu lesen: Füll statt Mull.
In einigen taugend Exemplaren der Nr. 24, Seite 187 ist die Illustration „Dessin zu Volants“ durch ein Versehen verkehrt, die Languetten nach oben, gestellt. — Wir bitten, dies Versehen zu entschuldigen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

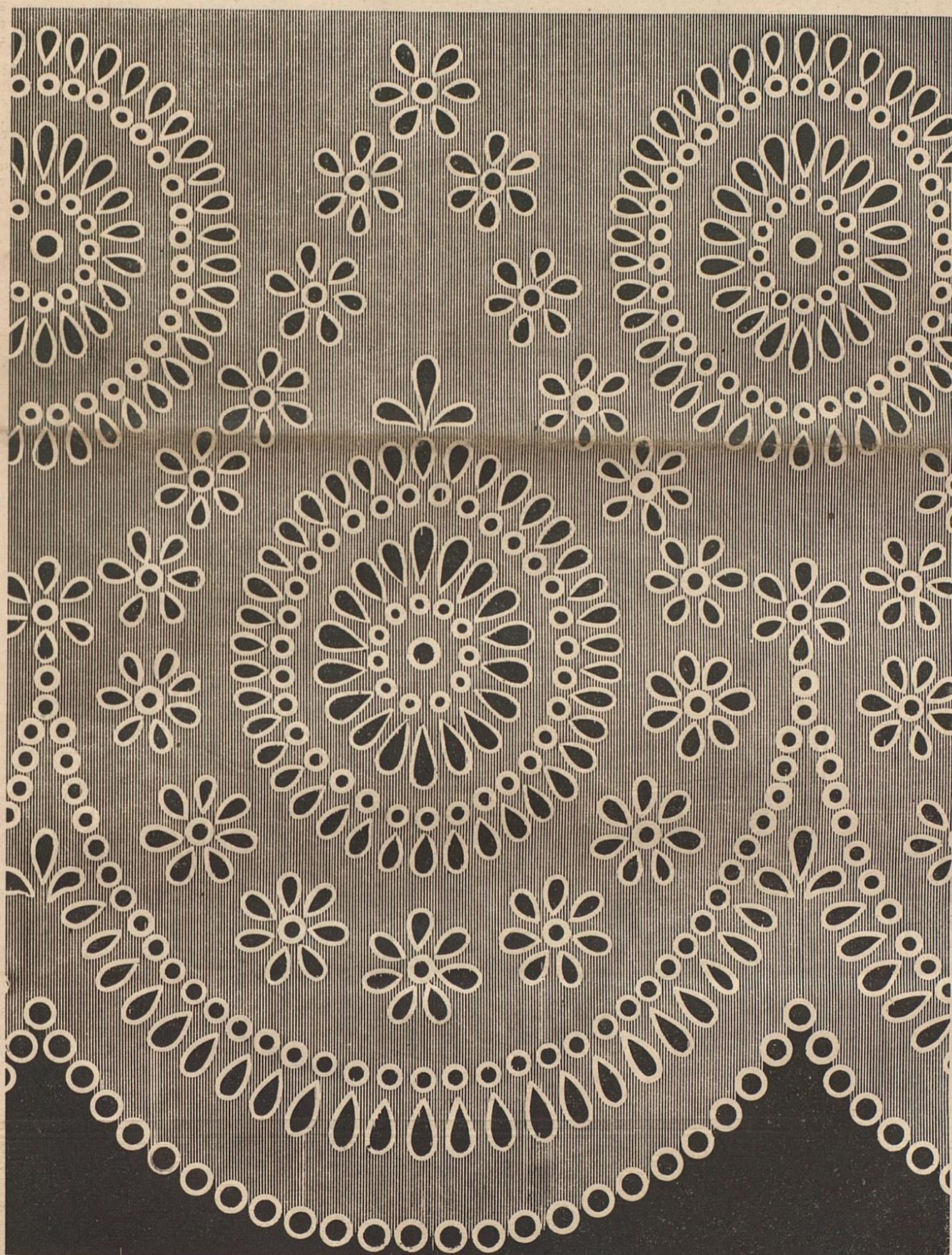
Nr. 26.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 8. Juli 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.



Unterrock-Kante, in englischer Stickerei auszuführen.

(Die Deutlichkeit dieses Dessins überhebt uns jeder weiteren Erklärung.) [2417]

Anleitung, Sonnenschirme zu überziehen.

Bei der großen Zahl unserer Abonnentinnen, welche nicht nur den verschiedensten Lebenskreisen angehören, sondern, wie dies nicht anders sein kann, die verschiedensten Sinnes- und Geschmacksrichtungen vertreten, ist es unsere Pflicht, wie unser Wunsch, allen Forderungen zu genügen, welche möglicherweise an eine Zeitung, wie die unsere, gestellt werden können. Diese Forderungen sind freilich sehr häufig ganz heterogener Art. Manche unserer Leserinnen ist vollkommen befriedigt, wenn sie Belehrung findet über das, was neu und modern ist im Bereich der Toilette, und allenfalls die Angabe des Magazins, woher die Neuheiten zu beziehen, damit sie ihre Bestellung danach einrichten könne; eine Andere hingegen, welche, sei es aus Nothwendigkeit oder aus natürlicher Freude an Ersparnissen, das Selbstanfertigen ihrer Toiletten- und Garderoben-Artikel dem Kaufen derselben vorzieht, würde sich sehr benachtheiligt fühlen und uns nicht ganz mit Unrecht der Einseitigkeit beschuldigen, wenn wir in den Spalten unserer Zeitung nur dem Luxus fröhnten, und, wie falsche Freunde, die Sparbarkeit verleugneten. — Nachstehende Anweisung wird uns vor diesem Vorwurf schützen — sie fordert weiter Nichts, als einen gebrauchten Schirm, eine gebrauchte (d. h. keine zerrissene) Mantille, eine solche, deren etwas unmoderner Schnitt uns zu dem Wunsche veranlaßt, ihr eine andere Bestimmung zu geben, etwas Marcelline zum Futter und etwas Zeit, Mühe und Geschicklichkeit.

Man beginnt damit, das Schirmgestell, welches man neu überziehen will, seines alten Ueberzugs zu entkleiden, trennt einen der 8 Keile aus und glättet ihn sorgfältig, damit er als Muster der neu zu schneidenden dienen könne.

Angenommen, daß eine gebrauchte Mantille oder ein Shawl als Sonnenschirm eine zweite Existenz beginnen soll, schneidet man genau nach dem ausgetrennten Schirmtheil 8 solcher Keile (wobei man zu berücksichtigen hat, daß der Stoff in der Mitte derselben fadengerade zu liegen komme), und näht sie mit Vorstichen mittelst starker Seide zusammen. Die Nähte werden so sehr als möglich ausgezogen und an der Spitze etwas offen gelassen, damit das obere Ende des Schirmgestells hindurchkomme. Nachdem man die 8 zusammengefügten Schirmtheile an unteren, breiten Ende leicht umgeheftet, zieht man sie über das Fischbeingestell, zuerst die Spitzen des Ueberzugs unter dem Elfenbeinknopf befestigend, welcher stets über dem Fischbein angebracht ist, und näht dann mit starkem Zwirn an einzelnen Stellen die Nähte des Ueberzugs an die Fischbeinstangen. Die ersten dieser Stiche werden etwas über den Gabeln des Gestells, die zweiten in der Mitte, die dritten am dritten Viertel der Stangen, und die vierten am Ende derselben angebracht; diese müssen zugleich den Stoff an die kleinen Elfenbeinröhren befestigen, welche den Schluß der Fischbeinstangen bilden.

In Bezug auf dieses Anheften des Ueberzugs ist noch zu bemerken, daß es unter strengem Ausziehen der Nähte geschehen muß, und kein Stich auf der Oberfläche des Schirmes sichtbar sein darf.

Die Gestalt des Schirmes ist nun vollendet, und es fehlt nur noch der Schmuck. Um diesen herzustellen, schneidet man aus

den Resten des Mantelets oder Shawls 8 Stücken nach der verkleinerten Figur 1, $\frac{7}{16}$ lang, $\frac{3}{16}$ breit, oder auch ringsum 1 Zoll breiter, je nachdem man breite oder schmale Volants liebt, und der vorhandene Stoff es zuläßt. Diese 8 Stücke näht man, nachdem sie ringsum ausgeschnitten oder ausgeschlagen worden, an den Enden zusammen und biegt sie nach der verkleinerten Figur 2 ein. Den Strich dieser Einbiegung entlang wird eine dünne baumwollene Schür eingestrichet, so daß man vermöge des Seidenfadens und der

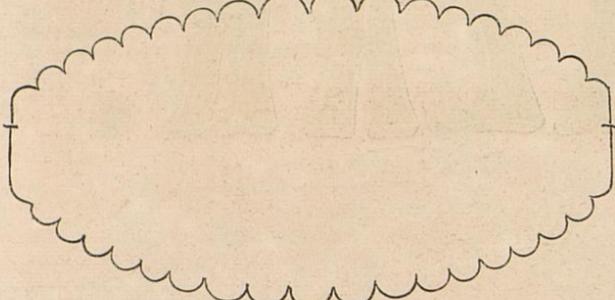


Fig. 1. Volant zu Sonnenschirmen.

Schür den für jedes Theil bestimmten Volant in Falten ziehen und ihm die gehörige Länge geben kann. Selbstverständlich bleibt die Schür im Ganzen, da die 8 kleinen Volants doch nur einen großen ausmachen, welcher behutsam am Saum des Schirmes festgenäht wird.

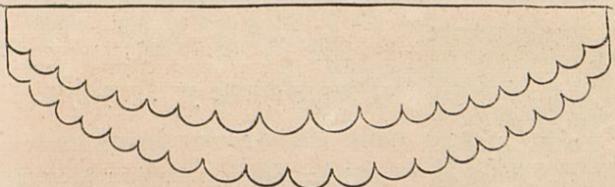


Fig. 2. Volant zu Sonnenschirmen.

Zuweilen macht man den oberen Volant allein von der Farbe des Schirmes, und den andern, welcher darunter hervorragt, von der Farbe des Futter's, gewöhnlich von weißem Taffet; doch da es bei unserm Unternehmen auf ökonomische Benützung des Vorhandenen abgesehen ist, so ziehen wir zwei Volants von derselben Farbe vor.

Der Schirm soll durchaus keine andere Ausgabe verursachen, als die für den Ankauf des weißen Marcelline's zum Futter, welche 10 — 12 Sgr. nicht übersteigen kann. Die Futtertheile werden nach der Form der oberen Schirmtheile geschnitten, wie diese zusammengenäht, von unten auf den Schirm geschoben, und bei Vereinigung der Spitzen zuerst um das Röhrchen befestigt, über welchem die Gabeln des Gestells angebracht sind. Jede Futternaht wird noch dreimal an die Fischbeinstangen geheftet und stets an denselben Stellen wie der Ueberzug; das Futter selbst wird unten nur umgeschlagen und mit leichten Stichen an den Saum des Ueberzugs geheftet.

Den Ansat des Futter's an die Gabeln zu verbergen, wird ein Streifen gefalteten weißen Marcelline's von der Breite eines Zolls an jene Stelle gefest; die Spitze des Schirmes zu verzieren, schneidet man einen Streifen vom Stoff des Ueberzugs, $\frac{1}{4}$ Ellen lang, $\frac{1}{2}$ Viertel breit, näht die beiden Enden zusammen, schlägt den Streifen an einer Seite aus, zieht ihn an der andern zusammen und bildet so eine Rosette, welche unter dem Elfenbeinknopf an der Spitze befestigt wird.

Sollten die Volants mehr Stoff erfordern, als eben zur Verfügung steht, so können dieselben auch durch Franzen ersetzt werden; auch bei der Wahl des Futter's ist man nicht an Weiß gebunden; je nach der Farbe des Ueberzugs darf dasselbe, mit Einschluss der unteren Falbelas, auch rosa oder blau sein — bei weißen Schirmen ist buntes farbiges Futter sogar anzuempfehlen.

[2392]

Häkelmuster zu einer Schlummerrolle.

Material: sandfarbene Brillantwolle, blaue und schwarze offene Seide.

Der durchbrochene Häkelgrund dieses Musters — in Originalgröße gezeichnet — bildet zwischen losen Stäbchen verstreut liegende dichte Carreau, auf welche ein ganz einfaches Muster in Kreuzstich mit farbiger und schwarzer Seide genäht ist. Die von uns angegebene Farbenzusammenstellung ist eine sehr zu empfehlende, der sandfarbene Grund aber auch geeignet, das Kreuzstichmuster in anderen Farben, als: roth oder grün, vortheilhaft hervortreten zu lassen. Von sehr zarter Wirkung ist ferner ein Häkelgrund von weißer Brillantwolle, darauf die Kreuzstich in roth und schwarzer Seide genäht sind.

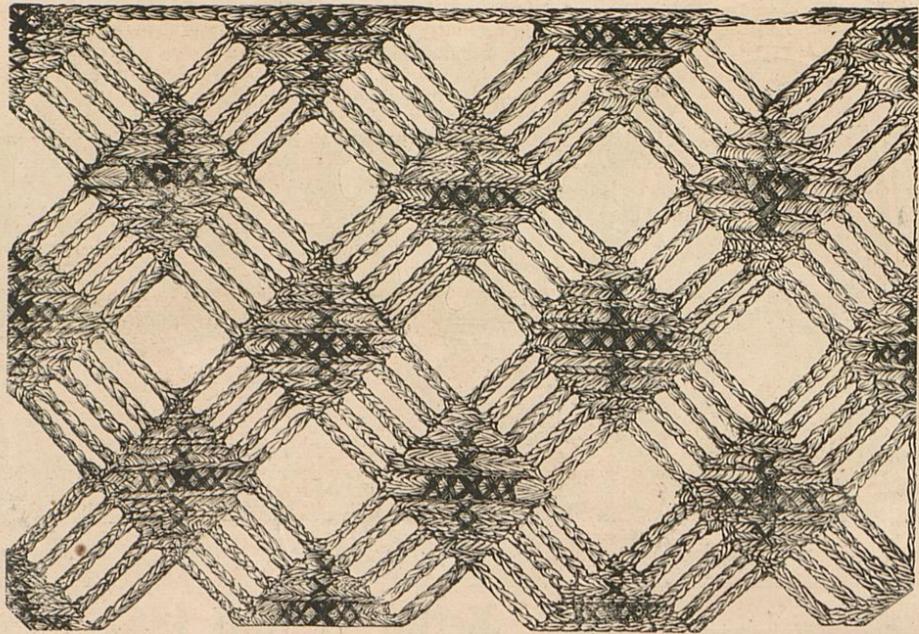
Erklärung des Musters:

Das Muster wird in der Runde gehäkelt und für den Anfang desselben ein 126 Maschen weiter Anschlag gemacht (für eine etwas große Schlummerrolle würden 140 Maschen nöthig sein).

1. Tour. * 9 feste Maschen, 9 Luftmaschen, 5 Maschen der Anschlagtour liegen lassen, von der 6. Masche an 9 feste Maschen, 9 Luftmaschen, 5 Maschen liegen lassen — vom * wiederholt.

2. Tour. * 7 feste Maschen auf die 9 festen Maschen der vorigen Tour, so daß zu beiden Seiten der 7 Maschen 1 feste Masche stehen bleibt. 5 Luftmaschen, 1 feste Masche auf die 5. Masche der 9 Luftmaschen der vorigen Tour, 5 Luftmaschen — vom * wiederholt.

3. Tour. * 5 feste Maschen auf die 7 Luftmaschen der



Häkelmuster zur Schlummerrolle.

vorigen Tour, so daß zu beiden Seiten eine feste Masche stehen bleibt; 5 Luftmaschen, 3 feste Maschen, davon eine auf die einzelne feste Masche der vorigen Tour, die zwei anderen auf die zu beiden Seiten liegende Luftmasche kommen; 5 Luftmaschen — vom * wiederholt.

4. Tour. * 3 feste Maschen auf die 5 festen Maschen der vorigen Tour, 5 Luftmaschen, 5 feste Maschen auf die 3 festen Maschen und die zu beiden Seiten liegende Luftmasche, 5 Luftmaschen — vom * wiederholt.

staltung desselben, so wie aus unserer Abbildung, die auch mit genauer Deutlichkeit das kleine, auf die Carreau gestricke Dessin angiebt. Dieses Dessin besteht aus 8 blauen Kreuzstichen und einem (dem mittelsten) schwarzen Kreuzstich, und bildet damit ein Kreuz.

Die Schlummerrolle erhält unter dem Ueberzug zunächst ein Seidenfutter, welches, wenn die Arbeit auf eleganten Effect berechnet ist, von Atlas sein, und in jedem Falle mit der Hauptfarbe des Kreuzstichmusters übereinstimmen muß.

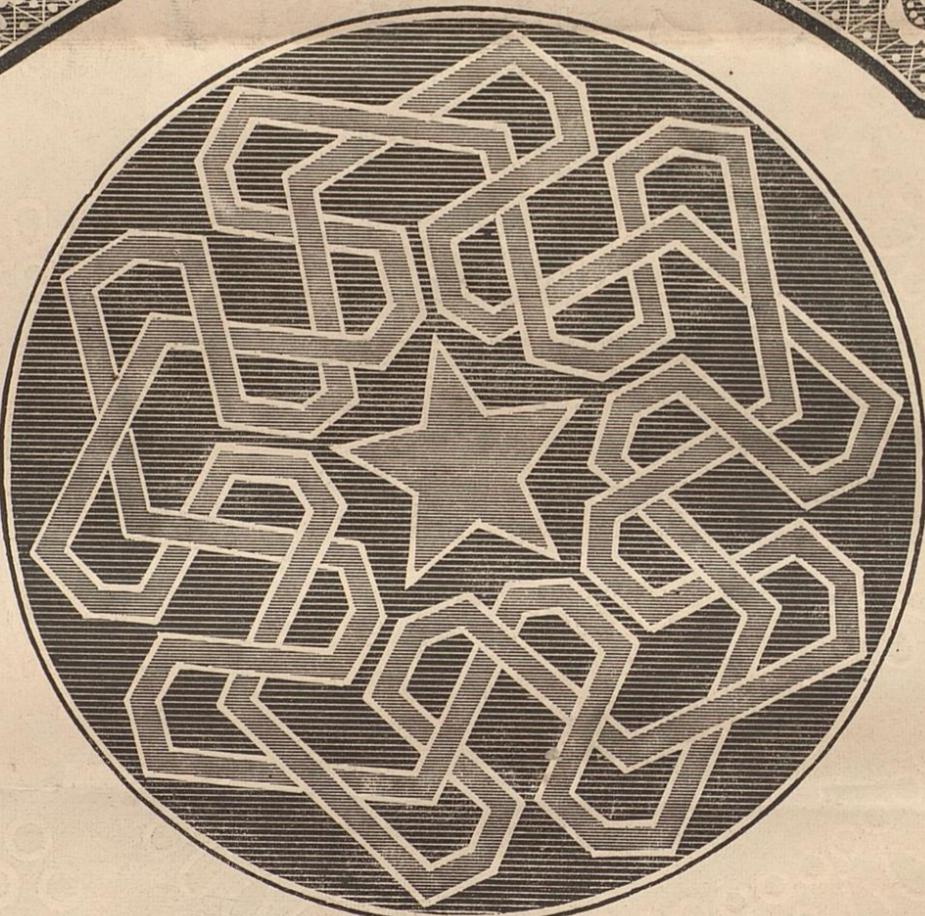
Die Füllung der Schlummerrolle, wenn man diese nicht einen Sattler oder Tapezier vollenden lassen will,

geschieht am leichtesten, indem man eine reichliche Quantität Mohshaare, oder in Ermangelung deren Seegrass, als Rolle mit einer Schicht Watte fest umwickelt und in ein, der Länge und Breite des Ueberzugs angemessenes Futter von Leinwand oder Kitai schiebt. Dieses Futter zieht man an beiden Enden über der Füllung fest zusammen, schiebt die Rolle dann in das seidene Futter und zuletzt in den Ueberzug, welcher nach beiden Enden etwas straff, nebst dem Seidenfutter zusammen gezogen wird. Eine starke Schür nebst Quasten von Posamentierarbeit, an beiden Enden befestigt, vollenden das einfache leichte Werk.

[2422]



Die Hälfte eines Kragens.



Applications-Muster.



Applications - Muster.

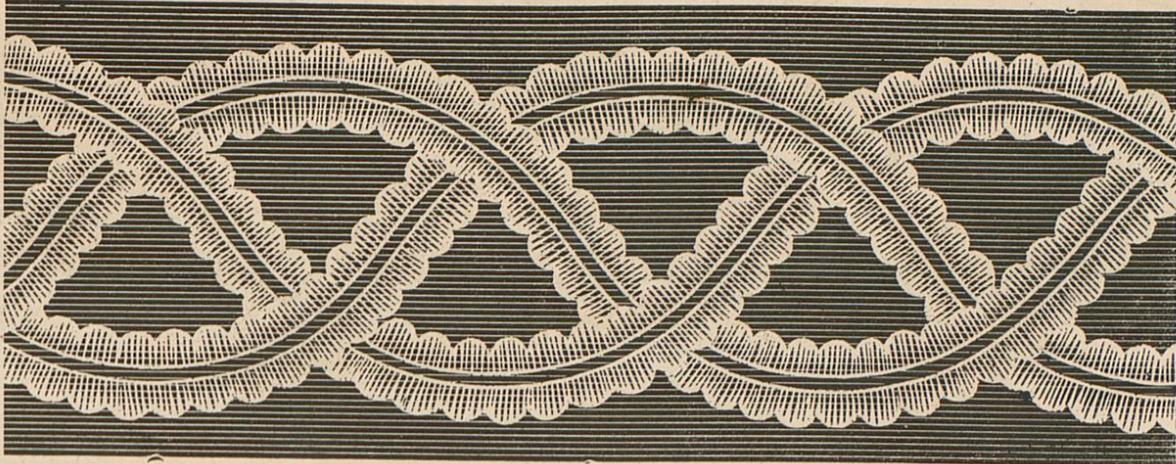
Kragen.

Französische Stickerei.
Material: feiner Mull.

Wir bringen hiermit einen jener modernen Kragen, welche wir kürzlich in unserm Modenbericht erwähnt haben, deren Kleinheit, im Vergleich zu den noch nicht von der Mode verabschiedeten großen Eugenie-Kragen, in der That ein Extrem bildet, und welche ihrer Kleinsamkeit wegen gewiß bald zu den Allgemeinbevorzugten gehören werden.

Form und Dessin des hier mitgetheilten Kragens zeigen in ihrer Ziellichkeit eine reizende Harmonie und wird dieser Kragen gänzlich in französischer Stickerei, mit möglichst feiner Baumwolle ausgeführt. Die in schrägen Carreaux sich kreuzenden Linien müssen besonders fein gearbeitet und die Medaillons mit einer gebogenen Lanquette umgeben werden.

Mit demselben Dessin, in der Breite des Kragens, werden auch die Aermelmanschetten gestickt und die Aermel unterhalb der Manschette an ein ganz schmales Gürtchen gekraust. Den Schnitt der Manschette bildet auch hier die Hälfte des Kragens. [2415]



Dessin zu Chemisetsalzen.

welches zwischen Himmelblau und Kornblumenblau steht. Zur Ausführung des Musters schwarze Sammetbändchen und maissgelbe Seide. Jedes Theil für sich bestehend, wäre das runde Theil des Musters zum Placoteller zu verwenden; die Borte als Besatz eines Knabenkittels oder eines Mäntelchens mit einfacher Litze auszuführen, wobei die Figuren des Musters nicht verschlungen, sondern einfach eine über die andere genäht werden können. [2425]

Dessin

(in Lanquettensich zu arbeiten)
zu Chemisetsalzen (an Herren-Oberhemden).

Die flechtenartig verschlungenen Bänder dieser Bordüre bestehen aus zwei breiten, gegen einander gerichteten Lanquetten, und ist bei der Ausführung des Musters zu beachten, daß die oben aufliegenden Bogen auch als solche sich markiren.

In Bezug auf die weitere Verwendung dieses Dessins bemerken wir, daß dasselbe als Bordüre zur Kindergarderobe, vorzüglich für ein Kleitchen oder Mäntchen von weißem Piqué sich eignet; und kann das Dessin für diesen Zweck auch in farbiger Wolle auf farbigen Stoff ausgeführt werden. [2414]

Sieben kleine Weißstickerei-Dessins.

Nr. 1. Zwischenfatz in englischer und französischer Stickerei auf feinem Mull zu arbeiten; zu Aermelbündchen, Morgenhauben oder an russische Hemdchen zu verwenden. — Das Innere der Blumen wird mit einem à jour-Muster (Durchbruch) versehen, welches auch durch eingelegeten Füll ersetzt werden kann.

Nr. 2 und 3. Zwischenfätze, zu gleicher Verwendung in französischer Stickerei zu arbeiten. — Die beiden Randlinien zu beiden Seiten der Dessins können entweder als doppelte Hohlnaht (weiterlich) gearbeitet, oder kann, denselben entlang, der Stoff nur eingesäumt werden.

Nr. 4 und 5. Zwei kleine Bordüren (englische und französische Stickerei) — zu Mull- oder Battist-Strichen an Negligé's, an Kindergarderobe u. s. w. zu verwenden.

Nr. 6 und 7. Zwei leichte Dessins zu feinem Mull- oder Füllstrichen, welche in beliebiger Breite ausgeführt, als Aermelvolants, Haubenstriche u. s. w. verwendet werden können.

Die Ausführung des Pleins geschieht in dem schon erwähnten point de poste, auch Stickerei à la minute genannt und verweisen wir unsere Leserinnen auf Bazar Nr. 24 Seite 192, wo wir in der Erklärung der Weißstickerei-Dessins, betreffend „Nr. 4 und 5, Aermelvolant und Aermelbündchen“ eine genaue Anweisung zur Stickerei à la minute gegeben haben.

Der Plein der beiden Dessins kann auch als solcher in den Fond einer Haube oder in Aermelballons gearbeitet werden. [2418]

Applications-Muster

zu einer Herrenmütze, oder einem runden Nähstein.

Material: feiner Wollstoff; ganz schmale Sammetbändchen und drillirte Seide.

Der Erklärung der Arbeit müssen wir die Bemerkung vorausgehen lassen, daß dieses Muster, in Bezug auf die angegebene Verwendung, nicht als Schnitt, sondern nur als Dessin dienen soll, und der Grundstoff zur Stickerei, im Fall sie einer Herrenmütze gilt, nach der gewöhnlichen Form einer solchen geschritten werden muß. — Zu einem Nähstein ist die Größe der Rundung nach Belieben zu bestimmen; die Borte, welche hochstehend die Rundung umgibt, hat dazu jedenfalls die genügende Breite.

Das Muster zeigt 2 gleiche, in entgegengesetzter Richtung verschlungene Figuren, welche nicht durch aufgeklebten Stoff, sondern, in leichter Weise, durch aufgenähte ganz schmale Sammetbändchen und eine Kettensticheinfassung von drillirter



Sieben Weißstickerei-Dessins.

Haargarnirungen.

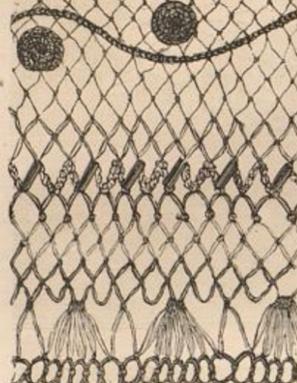
Originale aus dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Echiquier, Berlin, Behren- u. Friederichs-straßen-Gde.

Der Kopfschmuck ist stets noch ein wichtiges Attribut der Damenwelt; selbst die jungen Mädchen, denen früher außer dem eigenen Haar kaum ein Kopfschmuck gestattet war...

Nr. 1. Filet-Tuch (Fanchon).

Material: feine schwarze und formlose blaue drillierte Seide; langer schwarzer Schmelz.

Dieses Filettuch, welches den doppelten Zweck hat, als Kopfschmuck so wie als Halstuch getragen zu werden...



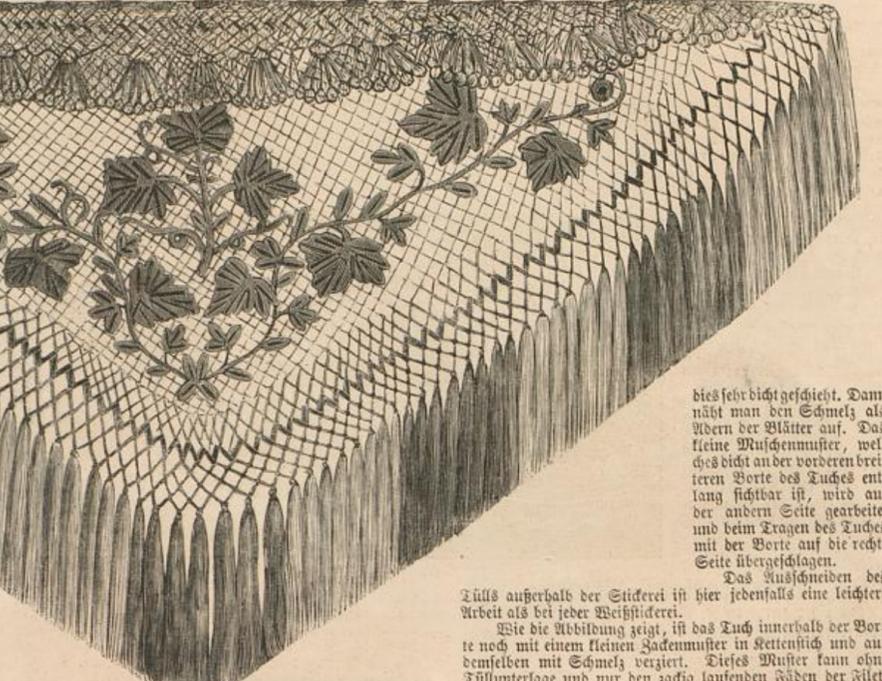
Teil des Filet-Tuches Nr. 1. (In Originalgröße.)

Zum Rand des Tuches, welcher über den Stab Nr. 1 mit einfacher schwarzer Seide zu arbeiten ist...

Man läßt am Ende jeder Reihe eine Masche stehen und setzt dies 52 Reihen hindurch fort...

Man strickt nun rings um das Tuch über den Stab Nr. 2 mit doppelter blauer Seide eine glatte Tour...

Die folgende Tour wird eben so gestrickt, an jeder der beiden Enden des Tuches aber eine Masche zugenommen...



Nr. 1. Filet-Tuch (Fanchon).

schiebt auch bei den darauf folgenden Touren, welche über denselben Stab mit doppelter Seide gestrickt werden...

Man knüpft jetzt abermals die doppelte blaue Seide an und arbeitet nur an die vordere lange Seite des Tuches...

Für die Länge der Franzen ist die zum nachfolgenden Fanchon gehörende Abbildung in Originalgröße maßgebend...

Man überblet den schwarzen Filetgrund auf der Seite, welche bei der Stickerei die linke sein soll...



dies sehr dicht gestickt. Dann näht man den Schmelz als Adern der Blätter auf...

Lüsts außerhalb der Stickerei ist hier ebenfalls eine leichtere Arbeit als bei jeder Weißstickerei.

Nr. 2. Filet-Tuch (Fanchon).

Material: feine hochrote und schwarze drillierte Seide; feiner schwarzer Schmelz; runde und lange schwarze Perlen.

Dieses kleine Tuch ist von rother Seide, hinten gerundet und mit langen rothen Franzen verziert...

Unsere Abbildung zeigt eine verkleinerte Ansicht des ganzen Haarkopfes; das beigegebene, in Originalgröße gezeichnete Teil dient zur Richtschnur...

Man beginnt — mit rother Seide — bei einer der längsten Maschenreihen, welche von einem Zipfel des Tuches bis zum andern geht...

Siehe auf diese die vordere Rundung des Tuches. Man zählt von einem Ende der Anschlagreihe 19 Maschen ab...



Nr. 2. Filet-Tuch (Fanchon).

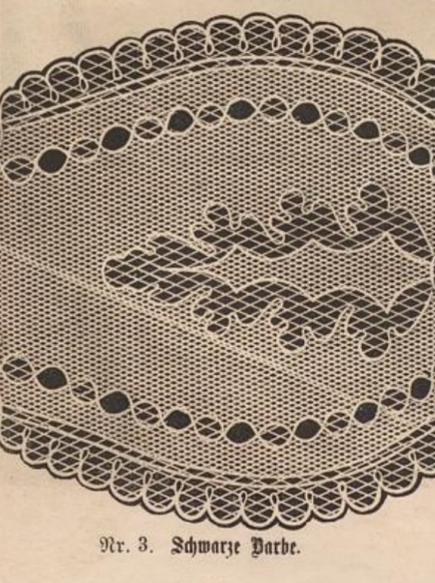
Stab Nr. 2. — Man faßt stets 3 und 3 Maschen auf die Filet-nadel und strickt sie als eine Masche zusammen.

Eine 2. Garnirung, welche das Tuch zwar auch ringsum, in gewisser Höhe über der ersten Garnirung umzieht...

1. Tour der 2. Garnirung — mit doppelter schwarzer Seide, über den Stab Nr. 2 und arbeitet dem vorgezogenen Faden nach...

2. Tour — wird auf dieselbe Weise glatt über die erste gestrickt.

3. Tour — mit doppelter rother Seide, über den



Nr. 3. Schwarze Farbe.

Stab Nr. 4. — Man strickt in die 1. Masche 7 Maschen, läßt die 2. Masche liegen, strickt in die 3. Masche 7 Maschen...

4. Tour — mit doppelter schwarzer Seide, über den Stab Nr. 2. — Man strickt eine Masche in jede Masche der vorigen Tour...

5. Tour — mit derselben Seide glatt gestrickt. Eine 3. Garnirung, welche nur um die hintere Halbrundung des Tuches geht...

Die Franzen, deren Länge aus der Abbildung zu entnehmen ist, werden mit brauner rother Seide um die Halbrundung des Tuches gestrickt...

Die Schleifen. — In jeder derselben werden mit einfacher schwarzer Seide über den Stab Nr. 1, 57 Maschen aufgelegt...

Die 2. Tour wird mit doppelter rother Seide über den Stab Nr. 3 gestrickt...

Die 3. und 4. Tour wird mit einfacher schwarzer Seide über den Stab Nr. 1 gestrickt.

Man nimmt jetzt wieder die doppelte rothe Seide auf, strickt rund herum eine Tour glatt über den Stab Nr. 1...

Die Schleifen, welche aus diesen Filetstreifen gebildet werden, bestehen aus 2 Oesen und 2 herabhängenden Enden.

Man heftet die Schleifen zu beiden Seiten des Tuches dicht an die aufgenähte Garnirung...

Es werden zur Ausführung des Tuches 4 Filetschleife von verschiedener Stärke gebraucht...

Mit Nr. 1 wird der Fond oder Grund des Tuches gearbeitet, welcher auf dem in natürlicher Größe ausgeführten Teil der Abbildung...

Man beginnt — mit rother Seide — bei einer der längsten Maschenreihen...

Man überblet den schwarzen Filetgrund auf der Seite, welche bei der Stickerei die linke sein soll...

Zum Rand des Tuches, welcher über den Stab Nr. 1 mit einfacher schwarzer Seide zu arbeiten ist...

Man läßt am Ende jeder Reihe eine Masche stehen und setzt dies 52 Reihen hindurch fort...

Man strickt nun rings um das Tuch über den Stab Nr. 2 mit doppelter blauer Seide eine glatte Tour...

Die folgende Tour wird eben so gestrickt, an jeder der beiden Enden des Tuches aber eine Masche zugenommen...

Man knüpft jetzt abermals die doppelte blaue Seide an und arbeitet nur an die vordere lange Seite des Tuches...

Für die Länge der Franzen ist die zum nachfolgenden Fanchon gehörende Abbildung in Originalgröße maßgebend...

Man überblet den schwarzen Filetgrund auf der Seite, welche bei der Stickerei die linke sein soll...

Zum Rand des Tuches, welcher über den Stab Nr. 1 mit einfacher schwarzer Seide zu arbeiten ist...

Man läßt am Ende jeder Reihe eine Masche stehen und setzt dies 52 Reihen hindurch fort...

Man strickt nun rings um das Tuch über den Stab Nr. 2 mit doppelter blauer Seide eine glatte Tour...

Die folgende Tour wird eben so gestrickt, an jeder der beiden Enden des Tuches aber eine Masche zugenommen...

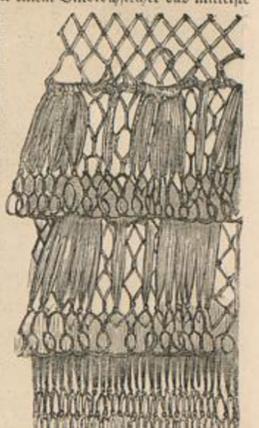
Man knüpft jetzt abermals die doppelte blaue Seide an und arbeitet nur an die vordere lange Seite des Tuches...

Für die Länge der Franzen ist die zum nachfolgenden Fanchon gehörende Abbildung in Originalgröße maßgebend...

Man überblet den schwarzen Filetgrund auf der Seite, welche bei der Stickerei die linke sein soll...

Zum Rand des Tuches, welcher über den Stab Nr. 1 mit einfacher schwarzer Seide zu arbeiten ist...

Die dicht gekreuzten Linien bezeichnen den klaren Füllgrund, die mit weitläufigeren Linien durchkreuzten und dadurch schwächer hervortretenden Stellen das dichtere Spitzenmuster...



Drei Dessins zu Plattstickerei.

Plattstickerei.

Auf Leinwand, Briestafeln, Kählfäden, Kinderstischen u. s. w. zu arbeiten.

Material: als Grundstoff: Sammet, feines Tuch, Meise oder graues Leder. — Zur Stickerei: Arabische, Seide oder Chenille.

Rose, Fuchsia, *Mairblümchen.

Unsern Versprechen gemäß lassen wir dem in Nr. 24 des Bazar gelieferten Bindenzweig noch einige hübsche Plattstickdessins folgen...

Die Ausführung der Dessins, sei es in einer Farbe, in einer Schattirung, oder in natürlichen Farben...

Von der Ausführung in einer Farbe müssen wir jedoch den Mairblümchenzweig ausschließen...

Man strickt nun rings um das Tuch über den Stab Nr. 2 mit doppelter blauer Seide eine glatte Tour...

Die folgende Tour wird eben so gestrickt, an jeder der beiden Enden des Tuches aber eine Masche zugenommen...

Man knüpft jetzt abermals die doppelte blaue Seide an und arbeitet nur an die vordere lange Seite des Tuches...

Für die Länge der Franzen ist die zum nachfolgenden Fanchon gehörende Abbildung in Originalgröße maßgebend...

Man überblet den schwarzen Filetgrund auf der Seite, welche bei der Stickerei die linke sein soll...

Zum Rand des Tuches, welcher über den Stab Nr. 1 mit einfacher schwarzer Seide zu arbeiten ist...

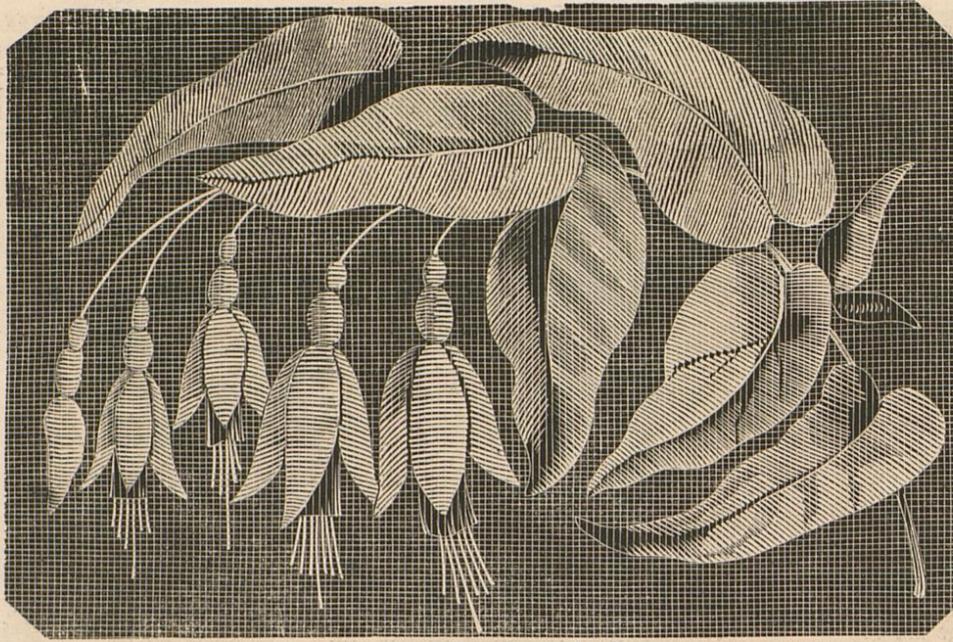
Man läßt am Ende jeder Reihe eine Masche stehen und setzt dies 52 Reihen hindurch fort...

Man strickt nun rings um das Tuch über den Stab Nr. 2 mit doppelter blauer Seide eine glatte Tour...

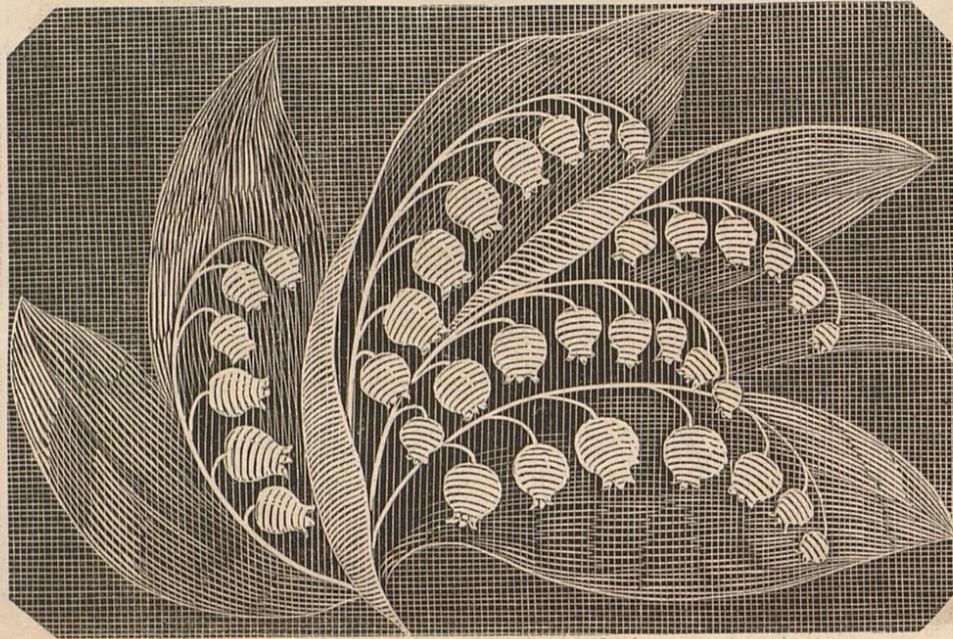
Die folgende Tour wird eben so gestrickt, an jeder der beiden Enden des Tuches aber eine Masche zugenommen...

Man knüpft jetzt abermals die doppelte blaue Seide an und arbeitet nur an die vordere lange Seite des Tuches...

Für die Länge der Franzen ist die zum nachfolgenden Fanchon gehörende Abbildung in Originalgröße maßgebend...



Deffin zu Plattstickerei: Fuchsia.



Deffin zu Plattstickerei: Maiblümchen.

Durch Verschiedenheit des Materials ist hier jedenfalls der schönste Effekt hervorzubringen, und raten wir, die Blätter mit Wolle, in etwas dunkler, grüner Schattirung zu arbeiten; die Blumen aber in einer Schattirung kleiner weißer Perlen (Kreide, Milchweiß, Krystall) auszuführen. (Das Verfahren bei der Perlenplattstickerei haben wir zuletzt in Nr. 20 des Bazar, Seite 153, bei Gelegenheit des Plattstickereideffins, erklärt.) Die Stiele der Maiblümchen werden mit hellgrüner Seide gestickt. Eine andere geschmackvolle Ausführung des Musters, in nicht natürlichen Farben, wäre: auf rothem Grund mit grauschattirten Blättern, — die Blumen nach der vorigen Angabe in weißen Perlen, die Stiele mit Goldfaden gestickt.

Wir haben in Bezug auf diese Deffins noch zu erwähnen, daß dieselben auf ganz besondere Art zur Verzierung schwarzer oder weißer Tüllkleider zu verwenden sind, indem man jedes der Deffins in gehöriger Anzahl auf kleine Stücke schwarzen oder weißen steifen Tülls sticht, je nach der Farbe des Kleides, welches man damit verzieren will. Die Stickerei wird in natürlichen Farben in Welle ausgeführt und nach Beendigung derselben der Stoff bis auf einen schmalen Rand um die äußeren

wollen daher eine bestimmte Angabe dafür unterlassen und nur im Allgemeinen bemerken, daß auf dunklen Grundfarben goldgelbe Lige, auf hellen, lebhaften Farben schwarze Lige passend ist, ein grauer Grund aber jede beliebige Farbe für das Muster gestattet. Von der Grundfarbe der Decke in derselben Schattirung heller oder dunkler abstechender Lige ist ebenfalls als geschmackvoll zu empfehlen.

Da das Muster auch mit Seide in Kettenstich zu arbeiten ist, so würden wir für diesen Fall die Anwendung zweier Farben einer Schattirung raten; es wäre alsdann der Theil der beiden Muster, welcher sich auf der Abbildung als der äußere darstellt, mit andern Worten, der von der Haut- oder nach dem Rande zu liegende Theil mit der dunkleren Farbe auszuführen; so daß also bei der Vorthe der äußere Rand, bei dem Mittelstück das innere gegeneinander stehende Deffin dunkel erscheint. Daß diese Abwechslung bei der Ausführung mit Lige eben so zulässig und effectvoll, darf wohl kaum gesagt werden.

Der vollendende Schmuck dieser Decke ist entweder der Besatz einer cordonnirten Franze, oder eine starke Schnur und Quasten. [2420]

Formen der Zweige hinweggeschnitten. Diesen Rand biegt man alsdann auf die linke Seite um und näht die verschiedenen Zweige regelmäßig abwechselnd um den Rand des ebernen Neckes eines Kleides à deux jupes. Daß der Stoff zwischen den Blättern und Blumen durch das Aufnähen der Zweige doppelt erscheint, schadet dem Eindruck des Ganzen nicht. Diese Art der Verzierung hat den Vortheil, daß sie von einem Noth leicht auf einen anderen übertragen ist, wenn das Kleid entweder der Wäsche bedarf, oder untauglich geworden ist. [2421]

Chatelaine-Tasche.

Material: dunkelfarbiger Sammet und Stahlperlen.

Die ungezeichnete Günst, deren diese Taschen noch stets in der Damenwelt genießen, veranlaßt uns zu abermaliger Mittheilung einer solchen. Nr. 18 des Bazar, Seite 138, brachte bereits eine Chatelaine-Tasche, welche, obgleich von etwas anderer Form als die heutige, doch in der Art der Stickerei dieser in so weit gleicht, daß wir uns bezüglich der Ausführung des Musters ganz auf jene berufen können. Die auf dem Deffin durch dichtere weiße Linien als für Perlenplattstickerei bezeichneten Stellen würden noch glänzender hervortreten, wenn die einzelnen Stiche statt aus mehreren kleinen, aus einzelnen längeren Stahlperlen gebildet werden könnten, welche jedoch leider nicht überall zu haben sind. Die umgebende Perlengarnitur wird bei der Deutlichkeit der Zeichnung ohne Schwierigkeit nach dieser ausgeführt werden können, wobei es der Arbeiterin frei steht, dieselbe zu vereinfachen, z. B. nur den Theil bis zur unteren verschlungenen Franze, oder diese Franze allein anzuwenden. Die kleinere, die untere Hälfte der Tasche zunächst umgebende Perlengarnitur kann ohne Bedenken, wo es gewünscht wird, bis hinauf zum Stab forageführt werden, welcher zwischen Ueberzug und Futter in die Klaye geschoben wird, da, wo dieselbe von der Rückseite aus übergeschlagen ist. Die Stahlkette dient sowohl zum Befestigen der Tasche am Gürtel, als auch zum Tragen derselben in der Hand. [2413]

Tischdecke.

Soutache-Arbeit.

Material: feines Tuch und ganz schmale Lige.

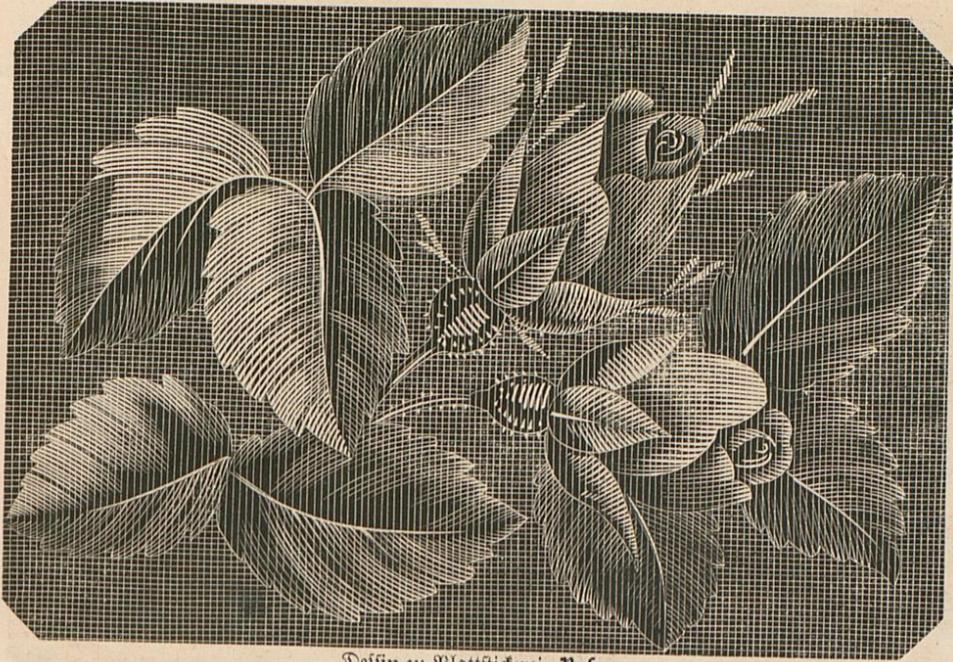
Um das Mittelstück des Musters zu bilden, wird zunächst die kürzere Seite des betreffenden Deffins nach der längeren Seite vervollständigt und dann diese Figur 5mal in der Weite gegeneinander gestellt, wie unsere Abbildung es anzeigt. Bei der Vorthe wird das Deffin, dessen Wiederholung von der Ecke aus deutlich erkennbar ist, bis zur halben Seitenlänge der Decke weiter, und von da in entgegengesetzter Richtung bis zur nächsten Ecke zurückgeführt.

Die dichte Zeichnung des Musters erfordert bei der Ausführung eine große Accuratessie und möglichst schmale Lige, deren Enden stets auf die linke Seite des Stoffes durchgezogen und dort befestigt werden.

Die Wahl der Farben für diese Decke hängt von der Decoration des Zimmers ab, welches sie schmücken soll; wir



Tischdecke, Bordüre. (Soutache-Arbeit.)



Deffin zu Plattstickerei: Rose.

Haararbeiten.

(Schluß aus Nr. 22.)

Die in Nr. 22 des Bazar begonnene Anleitung zur Haararbeit setzen wir heut mit folgender Erklärung eines Geflechtes fort, welches zu Armbändern bestimmt ist und den Leserinnen durch Figur 1 unserer Abbildung zur Anschauung gebracht wird.

Es bedarf dazu außer 24 Klörpeln noch eines anderen Apparates, welcher mit Hilfe der Abbildung und der folgenden Erklärung von einem Tischler leicht anzufertigen ist. Dieser Apparat muß ungefähr die Höhe eines Tisches haben und mit einem festen Fußgestell versehen sein, in welches der obere Stock in der Weise einzuschreiben ist, daß er sich darin drehen läßt. Dieser Stock muß sehr glatt polirt sein und oberhalb, in der Länge $1\frac{1}{2}$ Viertel Elle, die ganz egale Stärke eines gewöhnlichen Bleistiftes haben. Ferner muß der Stock an diesem Ende mit einer Reihe gleich weiter Löcher versehen sein und in diese passend ein Holznagel gesetzt werden, so lang, daß er zu beiden Seiten des Stockes etwas hervorsteht. Beides, die Löcher und der Nagel, dienen dazu, die obere runde Platte, auf welcher die Haarsträhne liegen, durch Einstechen des Nagels in eines der Löcher nach Belieben hoch oder niedriger zu stellen. Die Platte, entweder von Holz, oder glattbeschiebter starker Pappe, muß die durchschnittliche Größe von 8 Zoll haben und um den äußeren Rand mit 24 bogenförmigen Einschnitten, wie es die Abbildung zeigt, versehen sein.

Mittels dieses Apparates beginnt man die Arbeit folgender Art: Man nimmt hierzu Haare von der reichlichen Länge von 3 Viertel und $\frac{1}{2}$ Viertel Elle, bildet 24 Strähne jedes 10 Haare stark, und knüpft alle 24 an einem Ende zusammen; das andere Ende



Tischdecke, Mittelfstück (Soutache-Arbeit).

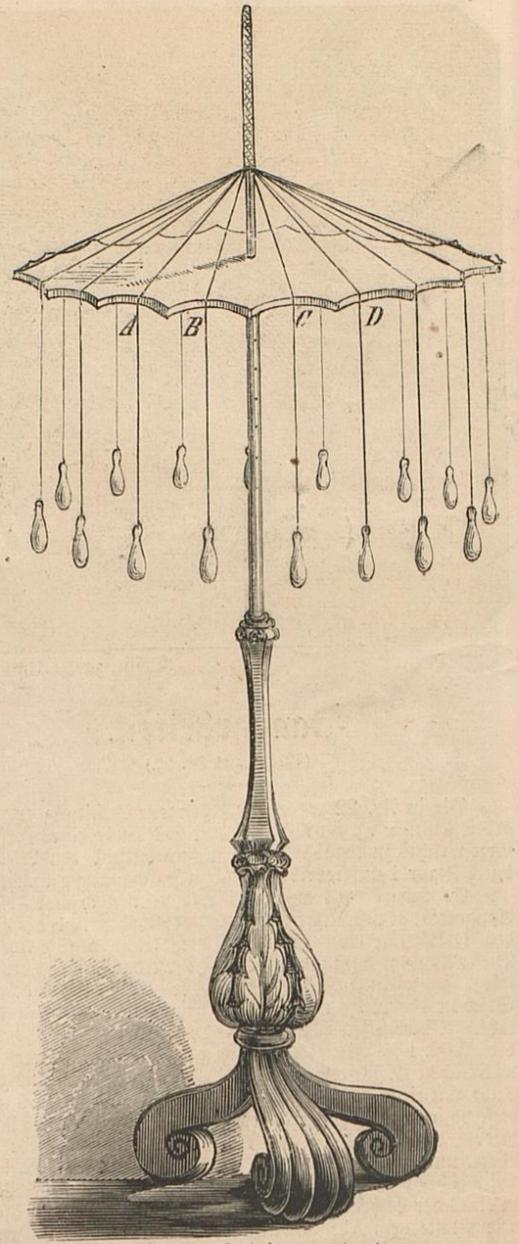
der Strähne wickelt man jedes auf einen Klöppel, befestigt die zusammengeknüpften Enden mit einer Stecknadel auf der etwas über die Platte hervorragenden Spitze des Stockes und arrangirt die einzelnen Strähne über die Platte, wie die Abbildung zeigt — in jeden Einschnitt ein Strähn. — Die Klöppel müssen ^{3/16} Elle von der Platte herabhängen.

Man nimmt nun 4 neben einander hängende Strähne, mit jeder Hand 2 (zu größerer Deutlichkeit sind dazu auf unserer Abbildung 4 Strähne mit ABCD bezeichnet). Diese Strähne versteht man folgender Art: A wird über B zu C gelegt, B wird an Stelle des A gelegt, D wird über C an Stelle des B, C an Stelle des D gelegt. Die Strähne hängen nun in solcher Reihe: B D A C. — Jetzt legt man B zu A, C zu D, D legt man an Stelle des B, A an Stelle des C. Die Strähne hängen nun in der, der ersten entgegengesetzten Reihenfolge: D C B A. Man läßt nun diese 4 Strähne, jedes an seinem Platz, dreht die Platte sammt dem Stock so weit herum, daß man die nächstfolgenden 4 Strähne vor sich hat, und verfährt mit diesen wie mit den ersten 4 Strähnen. Alsdann geht man zu einer 3., dann zu einer 4. Partie über — und so fort, bis 6mal 4 Strähne in gleicher Weise zusammen verflochten sind. Bei der nächsten Tour dieser Arbeit werden die 4 zusammengehörenden Strähne jeder Partie nach beiden Seiten (nach jeder Seite 2) vertheilt, so daß die Wiederholung des Musters in verkehrter Ordnung erscheint, und sich also durch die Fortsetzung der Arbeit in dieser Weise um den oberen Stock ein rundes durch-

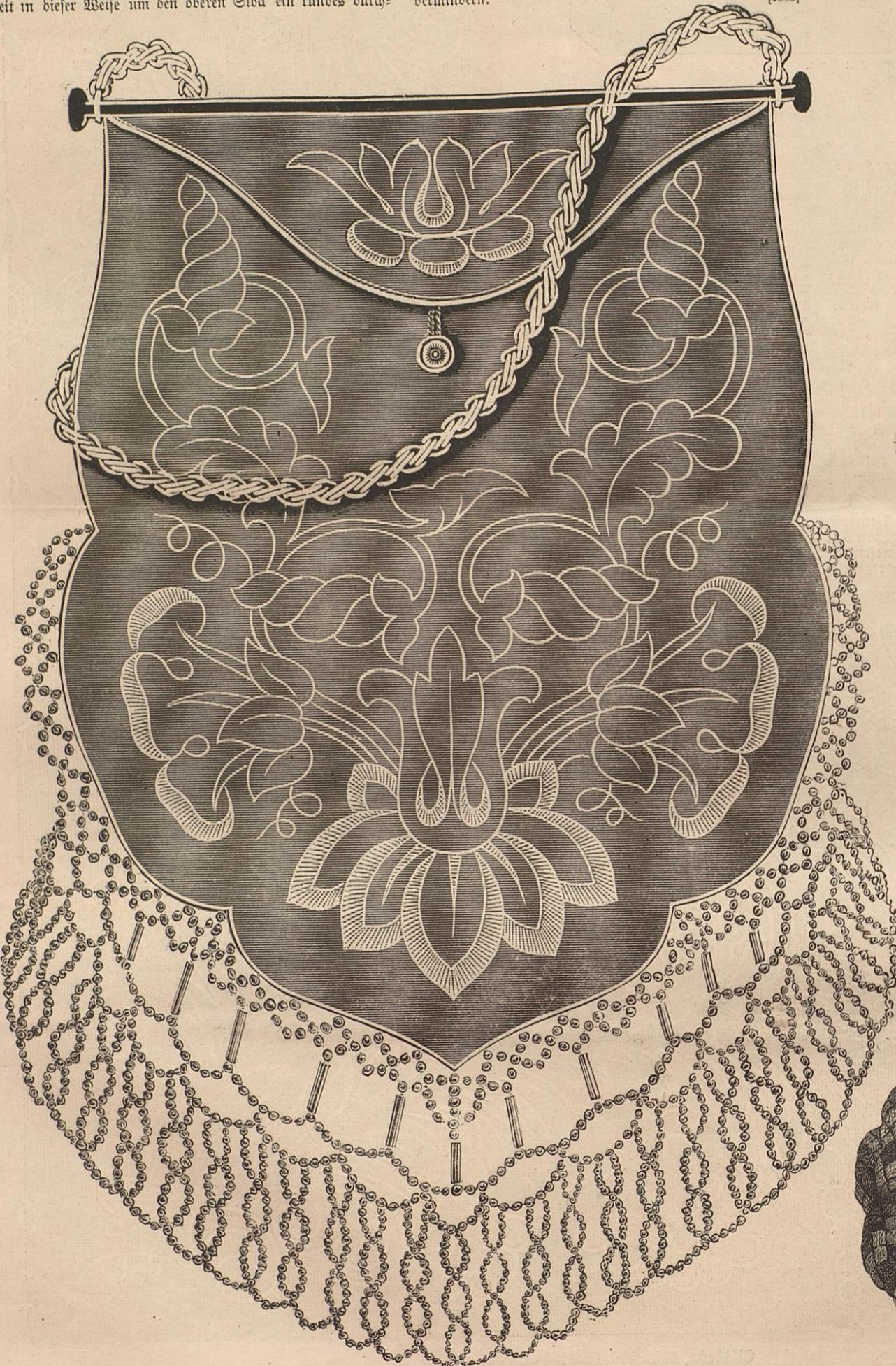
brochenes Geflecht, wie Fig. 2 unserer Abbildung zeigt, bildet. In dem Maße, als das Geflecht um den Stock weiter vorschreitet, muß man die Platte herunterlassen, indem man den Holz Nagel stets in ein tieferes Loch des Stockes steckt. Ist die Arbeit so weit gediehen, daß die Strähne bereits zu kurz zum Flechten sind, so hebt man die Nadel sammt dem Geflecht vom Stocke ab, knüpft alle 24 Strähne unter der Flechte fest zusammen und schneidet die überstehenden Haarenden ab.

Kann man die Haare nicht in der gewünschten Länge haben, so knüpft man Zwirn an das untere Ende der Strähne, wickelt diesen auf die Klöppel und kann auf diese Weise die Haarsträhne bis zum Ende verflechten. Es werden nach dieser hohlen Schnur noch vier ganz gleiche Schnuren gearbeitet und diese fünf zu einer russischen Flechte zusammengefügt, wie Fig. 3 unserer Abbildung — ein fertiges Armband — zeigt. Eine fünffache russische Flechte wird folgender Weise gebildet: Man nimmt von einer Seite der 5 Strähne das äußerste und legt es über die beiden nächsten Strähne; dann nimmt man von der anderen Seite das äußerste Strähn und legt es über die nächsten beiden Strähne, wobei man das zuerst genommene mit überkreuzt, so fort.

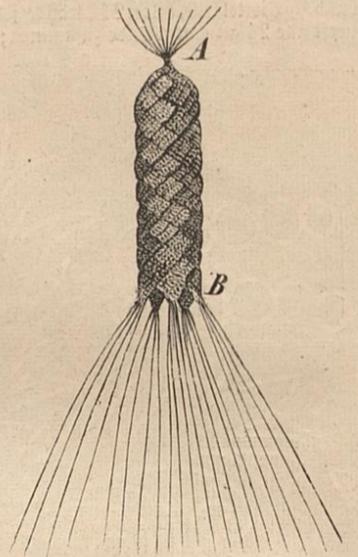
Wünscht man ein dünneres Armband, so dürften die hohlen Schnuren aus nur 12 oder 16 Strähnen gearbeitet werden, und ist es dann nöthig, die Zahl der Einschnitte an der runden Platte des Apparates nach der Zahl der Strähne zu vermindern. [2360]



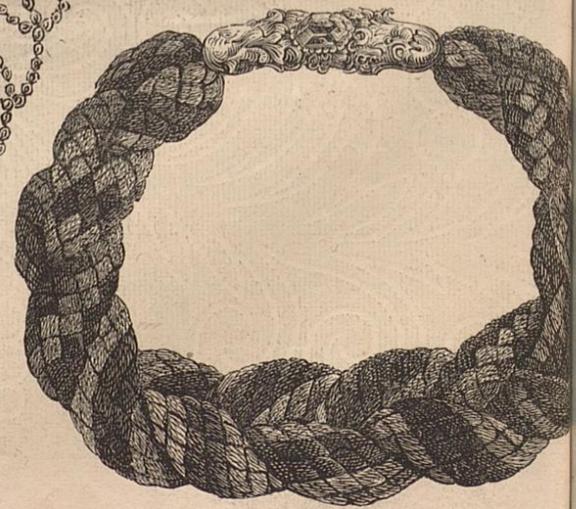
Haar - Arbeiten. Fig. 1.



Chatelaine - Tasche.



Haar - Arbeiten. Fig. 2.



Haar - Arbeiten. Fig. 3.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 27.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juli 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Promenadetoilette. Robe und Basquine von schwarzem Taffet, verziert durch schmales Sammetband und Guitpürespitze, welche letztere den Rand der Basquine, so wie den Saum der Volants, nach oben stehend, umgiebt. Die eigenthümliche Garnitur der beiden Volants des Rockes und der sehr weiten und langen Basquine besteht aus senkrechten Streifen, durch ein Carremuster aus schwarzem Sammetband gebildet, das eine Einfassung von gleichem Sammetband und schwarzseidenen Spitzen erhält. Auf dem glatten Leibchen ist dieser Befaz als tragbandartige Verzierung, und auf den langen, vorn aufgeschlagenen Ärmeln an der Vorder- und Rückseite in entsprechender Weise angebracht. Kleiner Kragen und offene Unterärmel von Spitzen: Hut von rosa Grepp mit rosa Glockenknöpfchen, wilden Blüten und Blonden verziert, welcher seiner graciösen Eleganz wegen wohl eine besondere Beschreibung verdient. Der Rand der Passe des Hutes wird durch einen doppelten Schrägstreifen von rosa Grepp gebildet, die Passe selbst (1/2 Sechszehntel breit) besteht aus weichem Tüll und ist bedeckt durch eine Mütze von weißer Bloude, in deren Mitte eine feine Mütze von rosa Grepp sich hinzieht. Der runde Kopf des Hutes ist von rosa Grepp, und zwischen Kopf und Passe (Schirm) in der Mitte des Hutes ist ein schärpenartiges Bando von rosa Grepp angebracht, dessen Enden zu beiden Seiten herabfallen.

Das Bavolet (Nackenschirm) ist gleichfalls von rosa Grepp und mit zollbreitem Saum versehen; es beginnt an den Spitzen des Schirmes unter dem Kinn, erhebt sich nach den Seiten zu, um hinten, eine Rundung bildend, auf den Nacken herabzufallen. Auf jeder Falte des Bavolets liegt eine kleine, zungenförmige, mit Schnur eingesetzte Klappe von rosa Grepp, deren Spitze ein Glöckchen von rosa Grepp ziert. Dieselben Glöckchen umgeben in zollbreiter Entfernung von einander die Passe, das Bavolet und das Bando des Hutes; eine ausgezackte Bloude fällt vom Rand der Passe auf den Hut zurück, dieselbe Bloude ziert Bavolet und Bando so wie das Innere der Passe, wo sie, zu einer Mütze gebildet, auf der Stirn einer Flechte von Grepp und an einer Seite einem Bouquet wilder Blüten Platz giebt.

Figur 2. Anzug eines Mädchens von 10 bis 12 Jahren. Robe und Basquine von Manfing mit kleinen schwarzen Knöpfen verziert. Der Schoos der Basquine ist nach hinten zu in breite Falten gelegt, deren jede eine Reihe Knöpfe als Garnitur zeigt, welche auf den Falten des Kleides sich fortsetzt. Der von oben bis unten offene Ärmel wird durch Knöpfe geschlossen. Kragen und Ballonunterärmel von Mull. Runder Strohhut mit Schleifen von Strohhutband, schwarzer Feder und schwarzer Spitze garnirt, welche letztere vom Rand des Hutes herabhängt. Unter dem Schirm Duffen von cerise-rothem Band, eben solche Bindebänder. Schwarze Kamassentiefchen.

Ein Sonntagskind.

Skizze von Elise Polko.

(Schluß.)

In ihrem 12. Jahre fing sie an Lateinisch zu lernen, um ihren alten geliebten Wohlthäter und Lehrer Abranow an seinem Geburtstage mit einem lateinischen Glückwunsche zu überraschen. Sie studierte den Cornelius Nepos und die Reden des Cicero mit nicht minderm Eifer, als heut zu Tage eine Pensionärin irgend einen verbotenen Roman, und die Leichtigkeit,

mit der sie in den Geist der Sprache eindrang, war erstaunenswerth. Ein Jahr später begann sie das Griechische aus heisser Sehnsucht, jene wundervollen erhabenen Schönheiten des Vaters der Poesie, Homer, die sie so oft und begeistert preisen hörte von ihrem Lehrer Großheirich, voll und unverhüllt zu schauen. Diese Sehnsucht wurde Erfüllung. In kürzester Zeit bewältigte sie unter der Anleitung Großheirich's auch die bedeutenden Schwierigkeiten dieser herrlichen Sprache; kaum vier Monate waren verlossen, als sie schon anfang den Anakreon russisch und deutsch zu übersetzen. — Den Homer las sie mit unendlicher Begeisterung, und mit Thränen der Freude dankte sie ihrem verehrten Lehrer, daß er sie in diese Wunderwelt eingeführt.

Auch das Neugriechische machte sie sich in einer Weise eigen, daß ein Grieche, der das junge Mädchen in dem Hause eines ihrer Beschützer, des würdigen Commandeurs des Bergcorps, Herrn Weber, sah und kennen lernte, sie für eine geborene Griechin hielt. Und sie verwirklichte auch in ihrer kühnen Erscheinung das Ideal griechischer Schönheit. Die Linien der Stirn und des Profils waren von classischer Reinheit, die Gestalt des 14jährigen Mädchens, wenn auch zart, doch hoch und von wunderbarem Ebenmaß, ihre Bewegungen langsam, voll stolzer Grazie, das dunkle Haar in reicher Fülle niederwallend, die Nebeweise lebendig und bilderreich, die Stimme von unwiderstehlicher Lieblichkeit, nur das lichtblaue Auge mit dem feuchten Madonnenblick verrieth die Nordländerin. — Jeder, der dieser Mädchengestalt in den Weg trat, fühlte sich im tiefsten Herzen getroffen von der Weihe dieser Erscheinung, von dieser seltenen geistigen und leiblichen Anmuth, von diesem schimmernden Reichthum inmitten aller äußeren Armut. Elisabeth schien alle diese lauten und stummen Huldigungen kaum zu bemerken, sie war freundlich und gütig gegen alle Menschen, die Zärtlichkeit ihres Herzens aber gehörte ihrer Mutter und ihren Lehrern, an denen sie mit kindlicher Verehrung hing. Kühnend war sie in ihrer aufopfernden Liebe und Sorge für ihre kränkeltende Mutter, die trotz des dankbaren Lächelns, mit welchem sie jede Mühe zu vergelten strebte, im Stillen mehr für ihr allzubegabtes Kind zitterte, als auf diese wunderbare Entwicklung stolz war. Diese ewige heimliche Sorge warf sie auch



Parise: Moden.

immer wieder zurück auf das Krankenlager, wenn sie kaum erstanden. An solchem Krankenlager zeigte sich Elisabeth's Herz im strahlendsten Lichte. Wie willig schob sie den geliebten Homer von sich, um, wie sonst, der Leidenden süße Mondmärchen zu erzählen. Wie oft unterbrach sie sich inmitten einer interessanten Uebersetzung, inmitten eines eignen Gedichtes, um an den Herd zu eilen und der Mutter eine stärkende Suppe zu bereiten, oder Holz herbeizutragen und den Ofen zu heizen, denn sie hatten ja keine Magd, nur eine alte Frau, die dann und wann nachsah und die größten Arbeiten verrichtete. — Bei den Nadelarbeiten half sie ebenfalls fleißig, und ihre lieblichsten Gedichte entstanden, während ihre Nadel geschäft über allerlei Ritze fuhr oder Sitter spannte über ein Loch im Strumpfe. — Nach solchen Arbeitstagen kam jedoch immer ein stiller Abend, wo Elisabeth ungestört schreiben durfte, denn die Mutter legte sich früh zur Ruhe. Aber das junge Mädchen trug stets ihr Schreibzeug in die gemeinsame Schlafkammer und arbeitete da beim schwachen Licht einer Lampe, um nur der Theuren allezeit recht nahe zu sein. — Wenn dann der Mond zuweilen voll und klar in's Fenster schaute, da sah die Mutter, die sich oft nur schlafend stellte, wie ihr Kind leise an's Fenster schlich und mit gefalteten Händen aufschaute in das süße magische Licht. Und sie erschrak fast über jene seltsame Verklärung, über jenen Ausdruck unermeßlicher Sehnsucht, der dann über Elisabeth's Antlitz flog. Und einmal konnte sie's nicht länger schweigend ertragen, sie rief das junge Mädchen zu sich, und als Elisabeth sich über ihr Lager beugte, schaute das Mutterauge lange und stumm in das jugendliche Antlitz. — Da senkte sich des Kindes Stirn vor diesem tief forschenden Blick, und nun erst fragte die ahnende Mutter leise: „Kind, denkst du denn beim Anblick des himmlischen Mondes noch immer an den Glanz jenes irdischen Mondes, der einst in unserer Hütte vor uns aufgegangen?“ — „Ach, da erblicke das schöne Mädchen mehr und mehr und neigte das Haupt tiefer wie eine thaufschwere Blume, und als Maria endlich die Stirn des Lieblings sanft emporrückte, sah sie — die ersten Thränen ihres Kindes. —

An jenem Abend war es vielleicht, als in der Seele Elisabeth's folgendes Gedicht entstand:

„Mond, meiner Seele Liebling.“

Mond, meiner Seele Liebling,
Wie schau'st Du heut' so blaß,
Ist eines Deiner Kinder,
O Mond, vielleicht unpaß?

Kam Dein Gemahl, die Sonne,
Vielleicht Dir krank nach Haus
Und triffst Du aus der Wohnung,
Weinst Deinen Schmerz Dir aus?

Ach, süßer Mond, ein gleiches
Geschick bestel auch mich,
Drin liegt mir krank die Mutter,
Hat mich nur jezt um sich.

Trost sei mir, Mond, Dein Anblick,
Ich leide nicht allein —
Du bist der Welt Mit Herrscher
Und kannst nicht stets Dich freun!

— Die erste literarische Arbeit Elisabeth's, welche ihr Lehrer der Oeffentlichkeit übergab, war eine Uebersetzung der ausserlesenen Lieder des Anakreon in 5 Sprachen, nämlich in russischer, deutscher, italienischer, französischer und lateinischer. Sie bat, man möge versuchen das Werk der Gemahlin des Kaisers, der Kaiserin Elisabeth, zu überreichen. Die hohe Frau nahm es freundlich an und ließ der jungen Schriftstellerin ein Halsgeschmeide von Diamanten und ein hübsvolles Schreiben überreichen. — Elisabeth strahlte vor Glück über diese erste glänzende Anerkennung. Am Abend aber sagte sie leise und mit seligem Lächeln zu ihrer Mutter: „Nun wird Er sie auch lesen, meine Lieder!“

In ihrem 16. Jahre hatte sie sich auch mit der portugiesischen und englischen Sprache vertraut gemacht, die Uebersetzung von Milton's lost Paradise war ihr eine liebe Arbeit. — Dazwischen trieb ihr Dichtergeist immer reichere Blüten, die ihr treuer Führer und Lehrer Großhehrich sorgsam sammelte und der Welt nach und nach zu überreichen gedachte. —

Man hat später ein Verzeichniß ihrer Arbeiten zusammengestellt, leider sind ihre meisten größeren Gedichte unvollendet geblieben; dagegen sind wunderbar glühende und blühende Märchen da, unter dem Titel: Die Wunderlampe, und zahllose kleinere Gedichte. Ihre Uebersetzungen aus allen Sprachen in das Russische und Deutsche sind meisterhaft, und das tiefe Verständniß jeder fremden Dichternatur und wunderbare Eingehen in jede noch so seltsame Weise möchte in uns den Glauben erwecken, daß diesem holden Wesen mehr als ein Dichtergenius inne gewohnt. —

Allmählig erweiterte sich der Kreis ihrer Freunde, Einer beeilte sich dem Andern das seltene Mädchen zuzuführen, und die Bornehmsten sungen an, es als eine Auszeichnung zu betrachten, wenn Elisabeth Kulman einen Abend in ihren Salons zubringen sich entschloß. — Wenn sie eintrat in ihrer holden Einfachheit in jene Prachtzäule, wenn sie so da stand in ihrem schlichten weißen Gewande sonder Schmuck und Zier, vielleicht nur eine blühende Blume im Gürtel, so erschien sie Allen wie die geweihte Muse der Dichtkunst selber, und jedes profane Wort verstummte in ihrer Nähe, jeder dreiste Blick verwandelte sich in ein bewunderndes Anschauen. Sie declamirte nicht allein hinreißend, sie sang auch wunderbar ergreifend. Ein alter Italiener, den sie einmal mit einer Stange des Tasso zu Thränen gerührt, hatte sich ihr unentgeltlich zum Gesanglehrer erbaten, und sie lernte singen, wie sie Alles lernte: bewundernswürdig.

In den Brunkgemächern eines russischen Großen war es, wo Elisabeth Kulman eines Abends die glänzende Versammlung durch ihre Schönheit, Anmuth und Talente entzückte und besonders nach dem Vortrage einiger alten russischen Volkslieder, die ja von so großem schwermüthigen Reiz, die lebhafteste Begeisterung erregte. Das bescheidene Mädchen zog sich bald vor all den zahllosen Lobsprüchen in den entferntesten

Winkel des Saales zurück, und war froh, hinter einer bezaubernden Blumengruppe auf einem versteckten Divan ausruhen zu können. Hier fühlte sie sich frei und leicht, ihre schönen Augen blickten heiter auf die lieben Blumen. Da näherte sich ihr plötzlich ein junges Wesen in einem rosenrothen Atlaskleide, Perlen in den blonden Locken, Perlen um den glänzenden Nacken, ein Wesen von so blendender Schönheit, daß Elisabeth unwillkürlich bei ihrem Anblick an die Rosenkönigin in ihren Märchen denken mußte. Als aber das holde Geschöpf die Lippen öffnete und im feinsten französisch Worte des Dankes und Entzückens zu ihr redete, da erblickte Elisabeth — es war Etwas in dem Lächeln und in den Zügen der jungen Frau, das sie mächtig an jenes unvergeßliche Antlitz erinnerte, das einst wie Mondlicht in ihre Hütte gestrahlte. — Mit dieser Erinnerung im Herzen hörte sie nur den Laut, nicht den Sinn der Reden der schönen Fremden, und schaute nur immer und immer in das leuchtende Angesicht vor ihr. Da gewährte sie an der Brust der Fremden einen Strauß weißer Jasminblüthen und Rosen, die des Herbstes zu spotten schienen. — „Jasminblüthen!“ — Lächelnd streckte sie unwillkürlich die Hand aus, die Blüten zu berühren. „Jasminblüthen!“ rief sie mit seltsamen Ausdruck. Da neigte die reizende Frau eilig den Strauß los: „o, daß ich der holden Sängerin und Dichterin Etwas schenken kann!“ sagte sie lindlich froh. „Es sind Blumen, die mir der Kaiser gab, seine Lieblingsblüthen!“ Elisabeth empfing zitternd die Gabe. „Dank, Dank!“ stammelte sie und drückte, überwältigt von ihrem Herzen, die Blüten an ihre Brust, an ihre Lippen. Dann sahen sich die beiden Frauen stumm in die Augen. — Lang und wunderbar innig war der Blick, den dies blaue und dies dunke Augenpaar miteinander wechselte — War es ein Freundschaftskuß, den zwei leidenschaftliche Seelen tauschten, die sich plötzlich an einer gemeinsamen, heiligen Liebe erkannt? —

Rauschende Tanzmusik ertönte. Ein eleganter Cavalier stürzte herbei und verbeugte sich tief vor der Dame im rosenrothen Atlasgewande.

„Gnädigste Gräfin — ich suchte Sie überall!“

Noch ein Lächeln, noch ein vertholener Händedruck — und Elisabeth's Rosenkönigin war — verschwunden.

Das junge Mädchen schlich sich hinweg. „Ich will nach Hause“ sagte sie zu einem ihrer Freunde, „das Gewühl macht mir Brustbeklemmung!“ — „Hat die Hand der schönen Gräfin N. . . diese Blumen der Dichterin gereicht?“ fragte der Angeredete, indem er Elisabeth den Arm bot, sie zu einem Wagen geleitend. — „Was sie es, mit der ich redete, jene Frau im rosenrothen Kleide? O wer ist sie? — schnell erzählen Sie!“ rief Elisabeth lebhaft. „Nun, sie ist eine bezaubernde Dame, und — wie man sagt — die heißgeliebte natürliche Tochter unseres Kaisers, den Gott erhalten möge.“

Wenige Monate später erfuhr Elisabeth den plötzlichen Tod der vielbeneideten schönen Gräfin N., zugleich aber redete man offen von dem unennbaren, leidenschaftlichen Schmerz des Kaisers über ihren Verlust, einem Schmerz, der seine Gesundheit so mächtig erschütterte, daß die Aerzte die größte Besorgniß kaum verhehlten. — Was bei solcher Kunde die Seele Elisabeth's bewegte, verräth vielleicht folgendes Gedicht.

Die holden Blumen starben.

„Die holden Blumen sterben,
Schon sank die Königin
Der warmen Sommermonde,
Die holde Rose, hin.“

Du hehre Georgine
Erbeißt nicht mehr Dein Haupt,
Selbst meine hohe Pappel
Sich' ich schon halb entlaubt.

Bin ich doch weder Pappel,
Noch Blume, zart und schlant —
Warum sollt' ich nicht sinken,
Da selbst die Rose sank?“

Mit verdoppeltem Eifer schien sie sich jetzt ihren Arbeiten zuzuwenden, ihre Thätigkeit nahm nach und nach einen fast fieberischen Charakter an. Sie konnte auch jetzt ungestörter arbeiten als früher, zu ihrer innigen Freude schien sich die Gesundheit ihrer Mutter bedeutend zu kräftigen. „Wenn Gott mich leben läßt“, sagte sie, „so möchte ich wohl im nächsten Jahr eine oder die andere der orientalischen Sprachen anfangen.“ Mit stillem Kummer sahen aber ihre Lehrer und Freunde sie bleicher und schwächer werden, ihre Brust schien angegriffen. — Da kam das entsetzliche Ereigniß der furchtbaren Ueberschwemmung von Petersburg, den 7. November 1824. Die Schrecken der Zerstörung wirkten mächtig auf den zarten Körper des jugendlichen Wesens, sie war ja auch unter jenen Fliehenden, die sich vor der Gewalt des entsetzlichen Elements zu retten suchten, indem sie Haus und Habe preisgaben. Zwar konnte sie schon nach kurzer Frist heimkehren in die ihr lieb gewordenen Räume, aber ein schleichendes Fieber ergriff sie plötzlich und bannte sie auf das Krankenlager. Treue Freunde versammelten sich fast täglich bei ihr, man trug ihr gewissenhaft jede Kunde von der Außenwelt zu. — O, wie sie jenen begeistertsten Schilderungen lauschte, die von dem edlen Kaiser redeten, der wie ein Gott gegen die Fluth gekämpft, allen Gefahren getrozt; wie sie mit leuchtenden Augen zuhörte, als man ihr erzählte: wie er seinen bedrängten Kindern zu Hilfe geeilt, des eignen Lebens nicht achtend, wie er überall erschienen sei, wo die Noth am höchsten. Aber ihr triumphirendes Lächeln schwand vor dem so oft wiederholten Ausspruch: „der Kaiser ist gebrochen, der Kaiser ist krank, sein Haar ist gelblich, die Gestalt verfallen!“ — Auch die Nachricht von der Reise des Kaisers mit seiner Gemahlin nach der Krim, wohin ihn die Aerzte, Genesung verheißend, gesandt, schlug an ihr Ohr. — Als man ihr davon gesprochen, hat sie die Freunde, ferner den Namen des Kaisers nicht mehr zu nennen. „Laßt die Welt da draußen ruhen!“ sagte sie. — Ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends, die ausgezeichnetsten Aerzte wurden zu Rathe gezogen — ach! zu spät. — Die Auszehrung hatte ihr

Opfer ergriffen. — Elisabeth ahnte ihren Tod — sie ersahnte ihn. Wie rührend bat sie in einem ihrer letzten Gedichte:

„Reich' mir die Hand, o Wolke,
Heb' mich zu Dir empor,
Dort stehen meine Brüder
Am offenen Himmelsthor!

Sie sind's! Obgleich im Leben
Ich niemals sie gesehen,
Ich seh' in ihrer Mitte
Ja unsern Vater stehn.

Sie schau'n auf mich hernieder,
Sie winken mir zu sich,
O, reich' die Hand mir, Wolke —
Schnell, schnell erhebe mich!“

Warum war sie plötzlich so müde geworden? — Sie trug ihre Qualen, wie eine Heilige ihre Martyrium. Immer und immer drückte sie, wie Arria, ihr Hand auf die wundete Brust und lächelte: „Es schmerzt nicht!“ Der Kummer ihrer geliebten Mutter schien ihr einziger Schmerz. — Wenige Tage vor ihrem Tode schrieb sie mit schwacher Hand nieder:

„Gekämpft hat meine Barke
Mit der erzünten Fluth,
Ich seh' des Himmels Marke,
Es sinkt des Meeres Wuth.“

Ich kann ihn nicht vermeiden,
O Tod, nicht meiner Wahl!
Das Ende meiner Leiden
Beginnt der Mutter Qual.

O Mutterherz, Dich drücke
Dein Schmerz nicht allzusehr!
Nur wenig Augenblicke
Trennt uns des Todes Meer.

Dort angelangt, entweiche
Ich nimmermehr dem Strand,
Sich' stets nach Dir und reiche
Der Landenden die Hand.“

In diesen letzten Tagen ihres Erdenseins erhob sich der mächtige Geist noch einmal über die zarte zusammenbrechende Hülle, Elisabeth schien aufzuleben, las und schrieb wieder, verbesserte einzelne Stellen an ihren Werken, übertrug noch Einiges in ihr „geliebtes Deutsch“, jene Sprache, in der sie immer dichtete, und nahm endlich mit heiterem Blick und verklärtem Lächeln von ihren Lehrern und Freunden Abschied. — Am 19. November 1825 war es, als der Todesengel leisen Schrittes an das Lager der 17jährigen Dichterin trat und ihre süßen Lippen, die kurz vorher noch die geweihte Hostie empfangen, mit sanftem Kuß auf ewig schloß.

Als sie im Sarge lag, unter Blumen fast begraben, als Hoch und Niedrig herbeiströmte, die liebliche Hülle des reichen Geistes noch einmal zu schauen, da gewährte Mancher wohl mit Verwunderung auf der Brust der Todten einige Zweiglein verbortter Jasminblüthen und Rosen. Was sollten die trocknen Zweige neben all den seltenen und kostbaren Blüten, mit denen Liebe und Bewunderung das letzte Lager der Hingegangenen geschmückt? — Wessen Hand hatte sie hier niedergelegt?

Die treue Mutter hand hatte zitternd diesen heimlichen größten Schatz ihres verklärten Kindes, der Todten, auf's Herz gelegt.

Und am 1. December desselben Jahres läuteten die Glocken von St. Petersburg den Heimgang des großen Kaisers ein.

Auf dem Smolenskischen Kirchhofe ruht die Hülle Elisabeth's. Ein sinniges Grabmal bezeichnet die geweihte Stätte. Es verdankt seine Entstehung der Freigebigkeit zweier hohen Frauen: der vermittelten Kaiserin Elisabeth Alexiewna und der Großfürstin Helene. Der geniale Alexander Trisconi führte die im reinsten griechischen Styl gehaltene Zeichnung in carrareschem Marmor aus. Das Ganze stellt ein schönes Mädchen, im Sarge liegend dar. Die reizende Gestalt ruht in der Stellung einer sanft Schlummernden. Der Sarg ist mit Manthusbüchlein geschmückt, in deren Mitte man eine ausgeblühte gebrochene Rose sieht. — Verschiedene Inschriften in verschiedenen Sprachen verkünden das Lob der Hingegangenen. Die schönste lautet:

„Gott sandte sie auf die Erde, nicht um sie dort zu lassen, sondern um den Menschen sein Werk zu zeigen!“ [2401]

Der Luxus in Deutschland im vorigen Jahrhundert.

(Schluß.)

Nicht wenig Aufwand ward ferner mit einer zahlreichen und reichgeputzten Dienerschaft getrieben. Und endlich verschlangen die üppigen Schmausereien, die man sich theils gegenseitig in den eignen Häusern gab, theils an öffentlichen Orten gemeinsam anstellte, sehr bedeutende Summen. Es war ein Ehrenpunkt, recht viele Leute einzuladen und dabei recht im Ueberfluß aufzutafeln. In älteren Zeiten war das zum Theil noch schlimmer gewesen, nur daß man damals mehr auf die Quantität, später mehr auf die Qualität sah, indem man je länger je mehr mit raffinirter Feinschmeckerei und maßloser Verschwendung das Kostbare und Seltenste herbeischaffte, was nur zu haben war. Eine Polizeiordnung in Braunschweig aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts gestattete bei großen Hochzeiten Gastgebote bis zu 240 Personen, und in Tübingen ward um die gleiche Zeit den Professoren verboten, bei Hochzeiten ihrer Töchter mehr als 120 Personen zu tractiren. In der Zittauer Polizeiordnung wird unter Andern auch der Aufwand bei Hochzeiten u. s. w. genau geregelt. „Städtliche Bürger“, d. h. solche, die ihr gutes Auskommen hatten, durften bei solchen Gelegenheiten 6 Fische voll Gäfte setzen, darunter 16 Jungfrauen, Handwerker 4 Fische, und selbst bloße Hausgenossen 2 Fische mit 6 Jungfrauen.

Was ein „Tisch“ besagen will, erfahren wir aus der Leipziger Ordnung von 1661. Darin wird den „vornehmen“ Bürgern nachgelassen, bis zu 10 Tischen bei Hochzeiten zu tractiren; jeder Tisch zu 12 Personen! Auf diesen „vornehmen“ Hochzeiten durften 12 Essen (Gänge) gegeben werden, auf anderen 4—8, und dies täglich zweimal, Mittags 12 Uhr und Abends 7 Uhr. Daß eine Hochzeit 2 Tage dauerte, und auch am 3. noch einmal die Verwandten allein tractirt wurden, war allgemeiner Brauch und selbst polizeilich nachgelassen. Der schon citirte Herr von Noth giebt folgende Scala der Schmausereien an. Für ein „freundschaftliches Gastgebot“, sagt er, genügt ein 5—6 delicate Speisen; zu einem „großen Banket“ — bei freudiger oder trauriger Gelegenheit (denn, um dies heilkünftig zu erwähnen, auch Trauersälle wurden mit eben so viel Aufwand und zur Schau gestellter Pracht gefeiert, wie Hochzeiten oder Taufen) brauche es nicht mehr als 12 bis 16 Gerichte, jedoch ohne das Dessert; Ueberfluß sei es, wenn manche Privatpersonen bei solchen Veranlassungen bis zu 50, 60, ja 80 Gerichten aufstapelten! Etwas Anderes freilich sei es mit Staatspersonen, Ministern und dergleichen.

Gewöhnlich wurden 5, 6, 8, 10 Speisen zugleich auf die Tafel gesetzt und damit etwa dreimal gewechselt. Manche ließen auch, wenn diese Gänge vorüber waren, in einem andern Zimmer von Neuem decken und auftragen; konnten die Gäste dann auch Nichts mehr essen, so mußten sie doch die Fülle und Seltenheit der aufgestellten Schaugerichte bewundern und dem Gastgeber Schmeicheleien über seinen Geschmack und seinen Reichtum sagen.

Welche Summen ein solches Gastmahl bei einem wohlhabenden Kaufmann, einem Edelmann oder einem hohen Staatsbeamten verschlang, kann man sich ehngefähr vorstellen, wenn man in den Briefen der Frau Gottsched an ihren damaligen Bräutigam liest, wie sie die Kosten ihrer Hochzeit (d. h. der üblichen Schmausereien dabei), die, nach ihrer Angabe und Absicht, „ganz einfach“ zugerichtet und zu der nur 18 Personen eingeladen werden sollten, auf nicht weniger als 100 Thaler veranschlagt! Und das schien ihr noch ganz außerordentlich wenig, da, wie sie schreibt, „Viele bei solchen Gelegenheiten in wenigen Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres verschwendeten.“

Ich muß noch einmal auf die Einrichtung der Wohnungen im vorigen Jahrhundert zurückkommen, weil sich darin am deutlichsten die ganze Lebensweise der damaligen Zeit und namentlich die Gestaltung ihrer Häuslichkeit und Geselligkeit abspiegelt. Bis an das 18. Jahrhundert heran finden wir die äußere Form wie in der innern Einrichtung und Ausschmückung der Häuser meistens noch ziemlich einfach und im Einklange stehend mit dem in sich abgeschlossenen, auf sich und seine nächsten Kreise beschränkten Familienleben. Man kann in den meisten Städten, zumal den größeren, noch jetzt ganz deutlich schon nach dem Aeußern der Häuser und noch mehr beim Eintritt in dieselben den Unterschied zwischen solchen wahrnehmen, welche ihren Ursprung aus der Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, und welche ihn aus dieser oder einer noch etwas späteren Zeit datiren. Bei jenen führt gewöhnlich eine gewölbte, aber nicht sehr hohe Hausschwelle zu einer schmalen Treppe, die ihrerseits wieder häufig auf eine nach dem Hofe zu offene Gallerie oder in einen gewölbten Vorraum ausmündet. Der Haupttheil der Wohnung in diesen älteren Gebäuden ist die große Familienstube, in welcher sich Alles — (auf dem Lande und in den eigentlich bürgerlichen Häusern gewöhnlich auch das Gesinde miteingeflochten) zu versammeln pflegte. Wohlhabendere Familien hatten daneben wohl noch eine besondere „Putzstube“, die aber nur für vornehmer Besuche und bei besonderen Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von schwerem Eichenholz mit großen runden, künstlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen (Polsterfüße waren schon ein Luxus der Vornehmen), auch wohl bloß hölzerne Bänke um die Tische oder auf dem Mauervorsprunge, der rings um die Stube hin lief, auf höchst einfache Lederpöster, ungeheure, weit ins Zimmer vorpringende Racheibsen, ganz kleine, schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch meist runde oder eckige Glascheiben, mit Blei eingefast, statt der spätern Tafelscheiben, in den Fenstern. — Das war die Einrichtung und Ausstattung eines solchen älteren Hauses.

Seit dem Ende des 17. und weit mehr noch im 18. Jahrhundert nahmen die Wohnungen — wenigstens in den Städten — der Mehrzahl nach eine wesentliche andre Physiognomie an. Schon im Aeußeren erhielten die Häuser durch ihren, den stürzlichen Palästen nachgeahmten Styl und Ausputz, durch die großen Fenster mit hellen Tafelscheiben, die hohen Stagen, die zierlichen Balkone und Erker ein vornehmeres und eleganteres Ansehen. Im Innern wurden die Treppen breiter und stattlicher, sie waren gewöhnlich mit Absätzen versehen, auch wohl mit Statuen, Vasen, Gandelabern u. dergl. geschmückt. In die Stelle des Familienzimmers trat der „Salon“, oder vielmehr in größeren Häusern eine Reihe von Salons oder Gesellschaftszimmern. Man sah ausgelegte, parkettirte, oder in Marmor gefastete Fußböden, Decken mit Stuckaturarbeit, aus vergoldetem Schnitzwerk obergemalte. Hohe Flügelthüren, geschmückt oder vergoldet, ließen die Gäste aus und ein. Die Wände waren mit seidenen oder Sammettapeten überzogen, mit Landschaften und anderen Bildern, auch wohl mit Statuen geschmückt, die man aus Italien oder Frankreich mitgebracht hatte. Spiegel mit silbernen Rahmen und Gueridons, silberne oder messingene Kron- und Wandleuchter, zierlich geschmückte, bemalte oder vergoldete Bübets mit silbernen und goldenen Gefäßen, Auffassen von Glas u. s. w. dienten den Zimmern als Ausputz; auch an allerlei niedlichen Nippfachen und Curiositäten, auf besonderen Tischen oder in Schränken aufbewahrt, fehlte es nicht. Kunstreich verzierte Kamine waren ebenfalls ein beliebter Zimmerschmuck. Im Putzzimmer der Dame vom Hause fand sich deren Toilettenstisch aufgestellt, der mit silbernem Stellspiegel, Schächtelchen zu Pulver und zu Schminkepulver, Phorbretellern und Markenstacheln, Wachstocher und Lichtputzkasten, Nähbesteck und anderen Dingen — wo möglich insgesammt von Silber und mit kunstreicher Arbeit — zu prängen pflegte. Auch ein mit Silber beschlagenes Gesangbüchlein ließ man gern unter allen jenen Weltlichkeiten hervorleuchten. Wieder in anderen Zimmern waren die kostbarsten Paradebetten, von Sammet, Damast und anderen schweren Stoffen und eben so theurer Holzarbeit, aufgestellt, um von den Gästen bewundert zu werden.

Eine englische Reisende, Lady Montague, schildert die vornehmen Häuser zu Wien im Anfange des vorigen Jahrhunderts folgendermaßen: „Nicht bis zehn große Empfangszimmer waren bei den Gesellschaften, die man gab, geöffnet, alle mit reichverzierten Thüren und Fenstern, mit Meubles, wie man sie anderwärts kaum in fürstlichen Palästen fand, mit Tapeten von der feinsten Brüssler Arbeit, mit ungeheuren Spiegeln in Goldrahmen, mit Bettvorhängen, Stuhl- und Sophaüberzügen und Fenstervorhängen von dem reichsten Gemüser Damast oder Sammet mit Goldtressen und Stückerien, mit kostbaren Gemälden, reichen Tafelaufsätzen von chinesischem Porzellan und mächtigen Kronleuchtern von Bergkrystall. Bei großen Dinern wurden fünfzig Gänge auf Silber servirt und wohl achtzehn Sorten der feinsten Weine herangereicht.“

Ein edlerer Luxus, als die nicht selten überladene, jedenfalls meist nur der verschwenderischen Eitelkeit dienende Pracht in der Ausschmückung der Häuser und der Zimmer, war die um eben diese Zeit häufiger werdende Anlegung von schönen Lustgärten (freilich zum Theil in dem steifen französischen Geschmacke), so wie von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen und von Bibliotheken, wodurch sich namentlich mehrere der größeren Handelsstädte, wie Hamburg und Leipzig, auszeichneten.

Doch genug der Einzelheiten über Lebensweise und Luxus der deutschen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert! Lassen Sie uns jetzt aus der zerstreuten Mannigfaltigkeit dieser Einzelheiten uns zu einer allgemeineren, übersichtlicheren Betrachtung unseres Themas erheben!

Daß der Aufwand in Kleidung, Wohnung, Essen, Trinken und andern zum Vergnügen oder zur Befriedigung der Eitelkeit dienenden Dingen im vorigen Jahrhundert, und zwar durch alle Klassen hindurch, groß, zum Theil sehr groß war, glaube ich durch die vorausgehenden Ausführungen bewiesen zu haben. Natürlich gab es auch darin, wie in andern Stücken, Ausnahmen, Beispiele einer einfacheren und besonneneren Lebensweise, und zwar nicht bloß in einzelnen Familien, sondern an ganzen Orten. Namentlich waren es einige der bedeutenderen Reichthümer, welche ziemlich lange, mitten unter der allgemeinen Tollheit französischer Mobelherrschaft, die alte deutsche Tracht und die urwälderliche Einfachheit des häuslichen und Familienlebens in weitesten Kreisen aufrecht erhielten. Von Nürnberg und Augsburg haben wir in dieser Beziehung ein rühmendes Zeugniß (aus den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts) von dem Philosophen Leibnitz, für Nürnberg ein noch späteres (aus dem zweiten Jahrzehnt des achtzehnten) von der eben erwähnten Lady Montague, welche berichtet, daß dort die verschiedenen Stände sich durch Tracht und Lebensweise von einander kenntlich abzeichneten, ohne daß die unteren sich zu überheben und es den oberen nachzuthun suchten. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war leider auch dies anders geworden. Augsburg gab seine kleidsame Tracht, welche lange in ganz Schwaben die herrschende war, um den Anfang des 18. Jahrhunderts gegen die französische auf. In Hamburg herrschte während des 30jährigen Krieges noch eine lobenswerthe Einfachheit und Solidität der Haushaltungen. Die Frauen trugen keinen ausländischen Plüsch, aber schwere goldene Ketten. Aber auch dort hatte, wie wir gesehen, die Macht der ausländischen Mode allmählig triumphirt.

Besonders hervorheben muß ich, daß in Straßburg, dieser einst deutschen, seit Ende des 17. Jahrhunderts aber leider, durch fremden Uebermuth und deutsche Schwäche, französisch gewordenen Stadt, noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der berühmte deutsche Staatsrechtslehrer Ritter bei einem Gastmahl, welches ihm die dortigen Professoren gaben, die Frauen sämmtlich in der alten deutschen Tracht gekleidet sah. Es war, als ob der Geist der Unhänglichkeit an die vaterländische Sitte auf der Grenzschleide gegen das Ausland hin und unter dem Drucke der fremden Herrschaft sich kräftiger und ausdauernder erwiese, als im deutschen Binnenlande selbst.

Daß in denjenigen Residenzen, wo der Hof einen verschwenderischen Glanz um sich ausgoß, wie in Dresden, Mannheim, München, Ludwigsburg u. s. w., auch die meisten Familien des Adels, der hohen und auch der niederen Beamtenhaft, ja selber des Mittelstandes, in Aufwand und Luxus mit einander weitesterten, ist begreiflich. Wo dagegen der Hof das Beispiel der Einfachheit und Mäßigkeit gab und sein Ergötzen in andern, edlern Genüssen, als im Essen und Trinken, oder in eitler und schwelgerischer Kleiderpracht fand, wie z. B. hier, in Gotha und noch mancher Orten, da war auch der Luxus im Allgemeinen geringer.

Was den Luxus des vorigen Jahrhunderts ganz besonders kennzeichnet, ist dies, daß die Durchschnittszahl der Menschen es für einen Ehrenpunkt, ja für eine Art von Verpflichtung anah, einen gewissen Aufwand in Kleidung, Wohnung, Essen u. s. w. zu machen, und daß nicht die Höhe des eignen Einkommens und Vermögens den Maßstab dessen gab, was man in dieser Hinsicht sich erlaubte oder versagte, sondern der Vorgang Derjenigen, denen sich gleichzustellen oder die zu über treffen man für seine Pflicht und sein Recht hielt. Besonders die Frauen scheinen in diesem Punkte meist einer verderblichen Eitelkeit und Sucht nach äußerem Scheine ergeben gewesen zu sein. Es ist ein vielbeliebtes Thema der Klagen der Ehemänner, nicht bloß in den Schauspielen und den Romanen der damaligen Zeit, sondern auch in den ernstern moralischen und satyrischen Schriften, daß die Hausfrau ihre Ausgaben nicht nach den Einnahmen des Gatten einrichtete, sondern sich darauf steife, es den Frauen und Töchtern anderer Männer von gleichem oder gar von höherem Range nachzuthun, ohne darnach zu fragen, ob der eigne Mann dieselben Mittel des Aufwandes besitze, wie jene. Lieber ließ man es am Nothwendigen fehlen, als daß man in diesem tollen Wettlauf der Eitelkeit zurückgeblieben wäre. „Man sieht den Leuten auf den Klagen, und nicht in den Wagen“, war, wie ein Reisender aus Dresden berichtet, ein dort, namentlich unter der niederen Beamtenwelt, vielgehörter Spruch, und von den Bürgersfrauen Berlins klagt ein Anderer, daß sie sich lieber ein neues seidenes Tuch, als ganze Schuhe kauften.

Hier war dann auch eine der trübten Quellen, aus welchen die allgemeine Entfittlichung jener Zeit floß. Weil man im äußern Aufwand nicht zurückstehen, sich Nichts versagen wollte, verbrauchte man mehr, als man zu verbrauchen hatte, und, um diese Lücken auszufüllen, beging man nicht selten Unwürdigkeiten und Schlechtigkeiten aller Art. Der Kaufmann machte lieber Bankerott, als daß er seinen Luxus einschränkte. Der Beamte ließ sich zu Verkauflichkeit, Eupressungen und Unterschleifen verleiten, weil er einen kostspieligen Haushalt

führen zu müssen glaubte, um „standesgemäß“ zu leben. Andere wieder erniedrigten sich selbst zu unwürdigen Gunstbuhereien bei Vornehmen, gaben wohl gar ihre Ehre und die Ehre ihres Hauses preis, um auf diese Weise vorwärts zu kommen, höhere Besoldungen zu erhalten und demgemäß größeren Luxus treiben zu können. Wieder Andere legten sich auf hohes, bisweilen falsches Spiel — ja selber noch gemeinere Verbrechen kommen in damaliger Zeit unter den sogenannten gebildeten Ständen vor, deren Ursache sich auf übertriebenen Luxus, maßloses Schwelgen und den Mangel ausreichender Mittel dazu zurückführen läßt. Ich verweise wiederum auf die „Island'schen Stücke“, auf Romane wie Carl von Carlsberg und Sophiens Reisen, oder auf die „Mitschuldigen“ von Goethe und das, was der Dichter über die Veranlassung zu diesem Stücke in seinem eignen Leben sagt.

Nicht jeder Luxus ist volkswirthschaftlich oder moralisch ungerechtfertigt: im Gegentheil giebt es einen Aufwand, der eben so natürlich als unschädlich, eben so sehr für den Aufschwung der Industrie nützlich, wie für das rechte Lebensbehagen in weitesten Kreisen der Gesellschaft beinahe unentbehrlich ist. Das ist jene Behäbigkeit und Fülle in der Befriedigung der verschiedenen Lebensbedürfnisse, welche aus einem gesicherten, durch eigene Thätigkeit geschaffenen oder vermehrten Erwerbe — vermöge des natürlichen Triebes, der Früchte seiner Arbeit und seines Besitzes sich auch genießend zu erfreuen, — hervorgeht, welche das Angenehme und Ueberflüssige erst nach dem Nothwendigen und Nützlichen sucht, welche den materiellen Genuß zu würzen und zu veredeln strebt durch geistige Freuden und durch eine harmonische Gestaltung auch der äußern Lebensverhältnisse — mit einem Worte: jene Art von Behagen, welche der Engländer mit einem nur ihm eigenthümlichen Ausdruck als comfort bezeichnet. Aber gerade diesen Charakter hatte der Luxus des vorigen Jahrhunderts am allerwenigsten. Er war nicht das naturgemäße Resultat eines gesteigerten und gleichsam überströmenden Wohlstandes, sondern in den bei weitem häufigern Fällen das künstliche Product einer raffinierten Eitelkeit und Genußsucht, die nicht einmal darnach fragte, ob ausreichende Mittel zu einem solchen Luxus vorhanden seien oder nicht. Er beobachtete nicht die vernünftige Stufenfolge von dem Nothwendigen zum Nützlichen, und von diesem zum Angenehmen, von dem innern Gehalt zum äußern Schein, sondern übersprang leichtsinnig jene ersten Stufen, um sein ganzes Absehen nur auf den leichtfertigen Genuß des Ueberflüssigen zu richten. Er war endlich selbst in seinen Neuerungen großentheils unschön, ja widerlich, weil er fast lebiglich der Eitelkeit in Nachäffung des Ausländischen huldigte, fremde Modetheorien gewöhnlich noch übertrieb und, ohne geistigen Gehalt oder Sinn für wahre Schönheit und harmonisches Lebensbehagen, nur in leeren und oft abgeschmackten Neuherlichkeiten seine Befriedigung suchte.

Auf diesen letzten Punkt muß ich noch in wenigen Worten besonders aufmerksam machen. Als Beispiele der Unschönheit des Modeluxus im vorigen Jahrhundert darf ich nur die Perücken und später die Böhse bei den Männern, die thurmartigen Kopfpfuzen, die unnatürlichen, gepreßten Taillen und die eben so unnatürlich weiten Röcke, die hohen Stöckelschuhe — den chinesischn nicht ganz unähnlich — die Schminkeflösterchen, die Schminke und den Puder bei den Damen in Erinnerung bringen. Ich darf ferner, um zu zeigen, welchen unverzeihlichen Aufwand nicht bloß an Geld, sondern auch an der noch weit kostbarern Zeit viele der damaligen, allgemein verbreiteten Moden erforderten, darauf hindeuten, wie nicht bloß die Damen, sondern auch die Herren tagtäglich sich der kunstfertigen Hand des Friseurs oder des Bebiten anvertrauen und stundenlang bei der Zurichtung ihres Kopfpfuzes ausharren mußten. Ich kann endlich auch nicht unbemerkt lassen, welche abgeschmackte, besonders bei Männern und bei Personen in vorgerücktem Alter wahrhaft entwürdigende Wichtigkeit auf Neuherlichkeiten, wie das annuthige Spiel mit dem Fächer bei den Damen, das kunstgerechte Zupfen an den Manschetten, Bewegen des Degens und Tragen des Chapeau has bei den Herren, gelegt wurde. Wenn man sich mit Hilfe eines der vielen Merian'schen oder Chodowicki'schen Kupferstiche (jene aus dem Anfang, diese aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) die Figur eines jungen Mädchens, einer Frau, eines jungen oder älteren Mannes aus jener Zeit vergegenwärtigt, und daneben die gleichen Figuren von heute stellt — selbst solche aus den der Mode am strengsten huldigenden Kreisen, so wird man nicht umhin können, einzugesehen, daß auch das Aeußerste, was in diesem Punkte heute geleistet wird, noch unerkünstelt und natürlich erscheinen muß im Vergleich zu den Verunstaltungen, Ueberladungen und förmlichen Verpuppungen, welche man damals mit dem menschlichen Körper durch jede Art von Toilettenkünsten vornahm und welche die Leute nach der Mode an einander bewunderten und beneideten. [2410]

Gedichte

von Leopold Scherer.

8.

Die Abendruh.

Wie viel Noth ist freundlich der Abend allen! die Nacht gar hemmet den Lebensstrom, mit ihm die Sorge zugleich; Durst und Hunger vertreibt die Nacht; sie erspart die Kleider, hängt an die Wand sie; sie schonet Bettlern die Lumpen — bis früh.

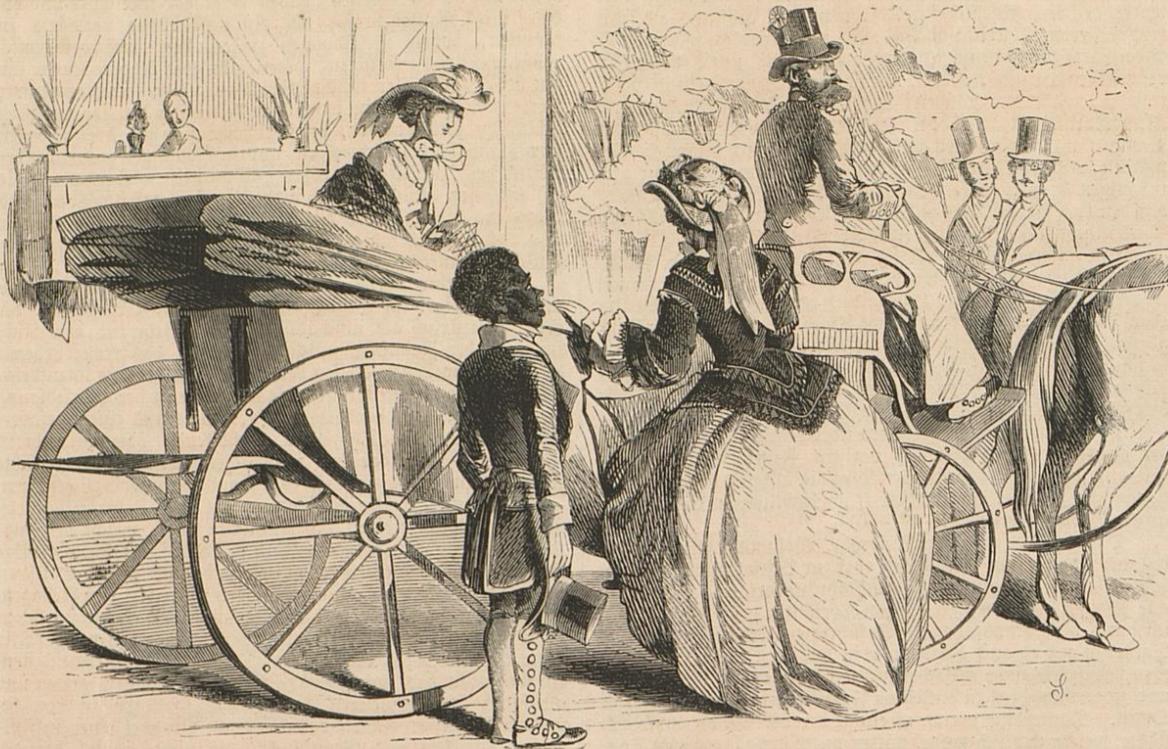
Wie sie den gestrigen Tag, wenn auch voll Kümmeriß, überwinden, so werden sie ja, duldbend, den heutigen auch! Wieder so schleicht sich die Sonne vorüber . . . so sinket der Abend . . .

Nahet die Ruhe, der Schlaf; endlich der letzte: der Tod. Allen hat Alles gelangt, und Keiner und Keine, die nicht doch

Etwas übrig noch ließ: Lager . . . verschimmeltes Brod . . . Krug, und Messer, und Topf . . . die zu Stücken getragenen Kleider . . .

Und die gesegnete Welt ganz! und den Schmerz, und das Grab. [2227]

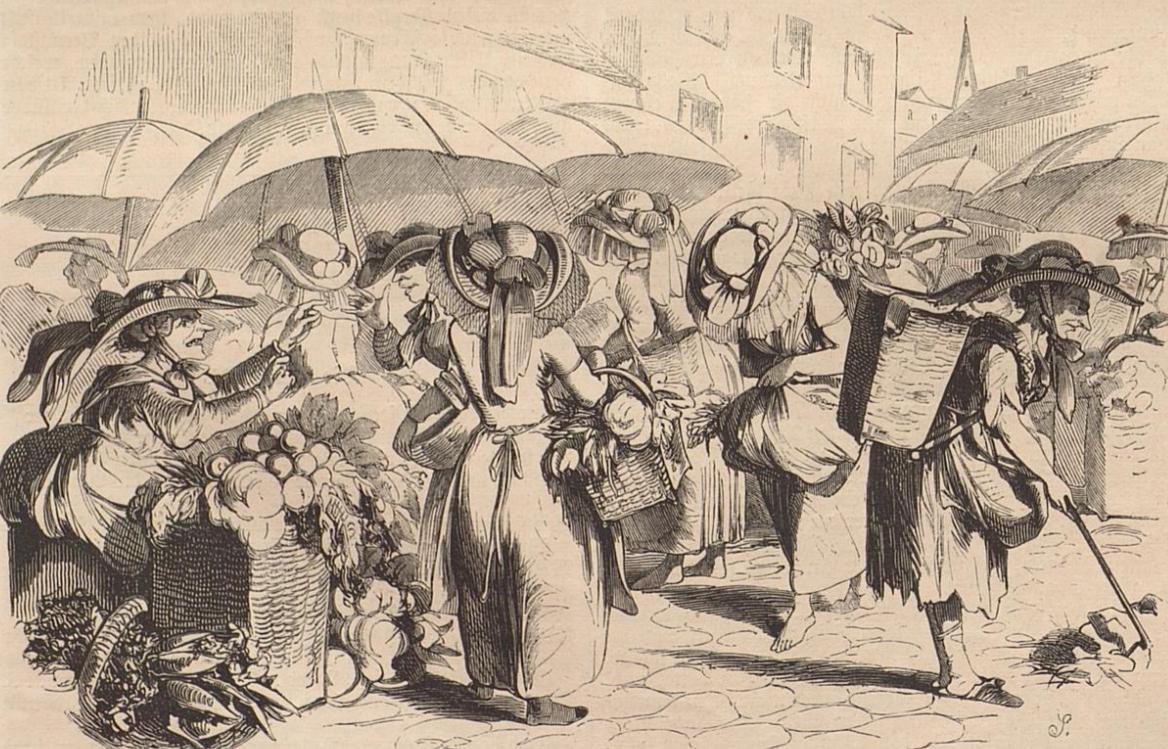
Drei Jahre aus dem Leben eines Hutes.



1856.



1857.



1858.

Gobelin-Capeten.

Der Name „Gobelin“ ist uns Allen bekannt; dennoch dürfte es vielleicht unter unsern Leserinnen Manche geben, welche nicht wissen, wie der Name „Gobelin“ eigentlich mit dem dadurch bezeichneten Gegenstande zusammenhängt.

Gobelin war der Name eines berühmten Färbers, der unter der Regierung Franz I. zu Paris in der Vorstadt St. Marcel lebte und Ausgezeichnetes, namentlich in der Wollfärberei, leistete. Seinen eifrigen Bestrebungen gelang es, die herrliche, so sehr geschätzte Scharlachfarbe zu entdecken, welche noch heute unter dem Namen écarlate de Gobelin bekannt ist. Das Haus, oder vielmehr die weitläufigen Gebäude, in welchen der industriöse Mann sein ihm Ehre und Reichthum eintragendes Geschäft betrieb, wurden nach ihrem Besitzer „le Gobelin“ genannt, ja sogar der kleine Fluß, welcher an dem Stablfament vorbeifloß und für das Geschäft von so hoher Wichtigkeit war, hieß: le Gobelin.

1667 kaufte Ludwig XIV. die zur Gobelin'schen Färberei gehörigen Gebäude und ließ eine Teppichweberei darin anlegen, deren Producte bestimmt waren, die königlichen Schätze zu zieren. Seit dieser Zeit hießen nicht nur die in jenem Hause gewebten Teppiche Gobelins, sondern auch die in andern Orten in Ländern verfertigten desselben Genre's tragen diesen Namen.

Die Kunst der Teppichweberei war zu so hoher Vollkommenheit gediehen, daß die größten Maler es nicht unter ihrer Würde fanden, Cartons zu Teppichen und Capeten zu zeichnen. Welche Mittel den Teppicharbeitern zu Gebote stehen, um durch die Werke ihrer Hand an Farbenpracht und feiner Miancirung mit dem Pinsel des Malers zu wetteifern, kann aus dem Umstande ersehen werden, daß die Zahl der in der Pariser Teppichfabrik zu verwendenden Farben Wolle 22,000 beträgt.

Man unterscheidet bei den Gobelins Hautelisse- und Basselisse-Capeten, welche ohne eigentlichen Stuhl ganz mit der Hand gearbeitet werden, die ersteren mit senkrecht, die letzteren mit waagrecht aufgespannter Kette. [2132]

Die Bäder.

Die Sorge für die Gesundheit sowohl als die für die Pflege der Schönheit rath zum Gebrauche der Bäder, denn sie tragen eben so viel zur Erhaltung der ersteren bei, als sie namentlich die Reinheit des Teints befördern. Bäder zu nehmen, ist in jeder Jahreszeit heilsam; im Sommer muß es alle acht Tage, im Winter alle vier Wochen geschehen, und gilt diese Bestimmung nicht für den Zustand der Krankheit (in diesem gilt die Verordnung des Arztes), sondern für den der Gesundheit.

Indeß Bäder zu nehmen und der dabei nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht zu achten, wäre tausendmal schlimmer, als das gänzliche Unterlassen des Badens.

Warme Bäder, d. h. solche von 30 — 40 Grad Wärme, sagen vorzüglich Personen von zarter oder schwacher Constitution zu: Frauen, Greisen, Kindern; sie erweichen die Fibern, vermehren die Transpiration, und stellen dieselbe, wo sie ganz fehlt, wieder her. Ehe man in das Bad geht, muß man mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm über das Gesicht streichen, damit das Blut nicht zum Kopfe steige, und dieses Verfahren während des Badens zwei oder dreimal wiederholen.

Ein warmes Bad hat stets, je nach der Constitution des Badenden, mehr oder weniger die Wirkung, das Blut nach dem Kopfe zu treiben, daher sehr zu rathen ist, das Bad so kühl zu nehmen, als man es ertragen kann.

Nichts ist so schädlich, als im Bade zu lesen; Ruhe des Geistes und Ruhe des Gemüthes ist nothwendig, wenn das Baden der Gesundheit vortheilhaft sein soll.

Sobald man das Bad verlassen, muß der Körper mit erwärmten Leinentüchern vollkommen getrocknet werden; die Wangengegend mit einer in aromatischen Essig getauchten Bürste zu reiben, ist sehr heilsam. Nach dem Ankleiden ruht man einige Minuten und vermeidet, sogleich an die frische Luft zu gehen.

Sehr heilsame Bäder, besonders für Kinder, sind die Kleiebäder; die Vorbereitung besteht einzig darin, daß man 2 Pfund Kleie in 40 Pfund Wasser kochen läßt und dieses Wasser durch ein Tuch mit dem übrigen zum Bade bestimmten Wasser sammengießt. Häufig wird die Kleie auch in ein Säckchen gebunden und während der Dauer des Bades im Wasser gelassen.

Die kalten Bäder, d. h. die unter 18 Grad, erfordern noch größere Vorsicht, und sind nur ganz Gesunden zu empfehlen. Für solche sind sie kräftigend, stärken die Verdauung und die Muskeln; Personen mit schwacher Brust aber sind die kalten Bäder schädlich, ziehen alten Leuten Schlagfluß und Kindern Krämpfe zu.

Doch auch gesunde Personen, welche ungestraft ein kaltes Bad nehmen können, dürfen nicht anders, als mit völlig ausgeruhetem Körper und mit keineswegs überfülltem Magen hineingehen. Es ist besser, mit einem raschen Schritt ins Wasser zu gehen, als langsam und zögernd sich nach und nach hineinzuwagen. Dadurch, daß die Füße anfangs lange allein im kalten Wasser stehen, drängt sich alle Wärme nach den höhern Organen, was die schädlichsten Folgen haben kann.

Nach dem kalten Bade ist eine mäßige Bewegung heilsam. Schwefelbäder werden Personen von schwacher Constitution häufig verordnet. Sie können sehr wohl im Hause genommen werden, doch nur in einer hölzernen Wanne. Auch muß man sich hüten, Schmuck oder sonstige Metalle dem Schwefelbampf auszusetzen. Die Gegenstände verlieren augenblicklich ihr eigenthümliches Aussehen.

Doch auch noch etwas verändern die Schwefelbäder, weshalb eitle Frauen sehr auf ihrer Hut sein müssen: die Schminke.

In dem Badeort Barèges z. B. hatte eine junge, doch etwas bleiche Dame, ehe sie ins Bad ging, vergessen, von ihrem Gesicht die Schminke zu entfernen, und als sie aus dem Bade kam, war sie freilich nicht blaß, aber auch nicht roth, sondern jede Wange zeigte einen runden schwarzen Fleck, einem Pflaster ähnlich. Man kann den Schreck der armen, allzuhart Bestraften sich vorstellen über diese Verwandlung. Ihre Mühe, diese Spuren ihrer Unachtsamkeit zu vertilgen, blieb so lange vergeblich, daß sie sich genöthigt sah, die Kunst des Chemikers und des Arztes zu ihrer Befreiung aufzurufen. [2138]

Die Mode.

Die Mode ist jetzt nicht mehr die tyrannische Gebieterin von ehemals; sei sie die Phantasie zu ihrer Vertrauten, zu ihrer Verbündeten gemacht, sind ihre wandelbaren Launen liebenswürdiger geworden, weil sie nicht gar zu sehr in Eigensinn auszarten, sondern der besfreundeten Phantasie und dem guten Geschmac die erste Stimme gönnen. Auf Etwas nur hält die Mode streng und muß streng darauf halten, wenn ihre Wunderbauten, ihr Reich, ihr ganzes Ansehen nicht buchstäblich zusammenfallen sollen — und dieses Etwas ist der Steifrock; auf ihm beruht der Charakter, die Eigenthümlichkeit der heutigen Damentoilette. Es ist gleichgültig, ob die Robe einer Dame mit doppeltem Rock, ob sie mit Volants oder à bandes garnirt sei, sobald der jupon nicht fehlt, diese Garnituren zur Geltung zu bringen. Volants sieht man am meisten, namentlich bei dünnen Kleidern, und man muß zugestehen, daß es kaum eine Art der Verzierung geben kann, welche die Grazie solcher Roben vortheilhafter hervorreten läßt, als diese. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß doppelte Röcke und Garnituren à bandes (schürzenartige Garnituren) an Eleganz hinter den Volants zurückstünden.

Es ist zum Erstaunen, welchen seltsamen Erfindungen man zuweilen begegnet, zu welchen bizarren Zusammenstellungen das Streben nach Neuem Veranlassung giebt! — Würdet Ihr mir glauben, meine Leserinnen, wenn ich Euch sage, daß man sogar seidene Kleider mit — Stroh garnirt? Eine bedeutende Modistin hatte kürzlich an zwei Kleidern von grauer Seide dieses Material als Schmuck benutzt, sowohl zum schürzenartigen Befatz des oberen Rockes (die Kleider waren à deux jupes), als auch an Ärmeln und Schoofz-Tailen, welche letztere vorn mit Brandenburgs und Stroh besetzt erschienen. Allgemeine Nachahmung wird und kann die Neuheit nicht finden, so reizend ihr Effect ist, so kunstreich die Borten, Quimpfen und Glöckchen von Stroh auch gearbeitet sind. Das Stroh ist gewiß kein Material, welches den damit besetzten Kleidern, namentlich seidenen, ohne Nachtheil für dieselben als Schmuck gegeben werden könnte, da seine nie ganz zu besiegende Sprödigkeit den Stoff leicht durchreißt. Unserer Ansicht nach ist es überhaupt gegen den guten Geschmac, ein Kleid, namentlich ein seidenes, mit einem Besatz von geringerem Stoff zu versehen, als das Kleid selbst ist; der entgegengesetzte Fall (d. h. besserer Besatz) ist hier natürlicher und daher geschmackvoller. Vor einigen Jahren tolerirte die Mode z. B. wollene Spitzen als Besatz seidenen Roben und Mantillen, eine der unschönsten Modifikationen des Luxus, welche auch, wie voranzufehen war, nicht dauernd in Anwendung gebracht wurde.

Das Stroh hat uns den Hüten nahe gebracht, also verweilen wir einige Augenblicke bei diesem so wichtigen Theil weiblicher Toilette, welcher sich zu immer größerer Bedeutung zu erheben scheint, je kleiner er quantitativ geworden.

Was wir in unserm vorigen Modenbericht über Hüte gesagt, gilt natürlicherweise auch heute noch, und wenig bleibt uns zu ergänzen übrig. Die Blondinen, deren man sich zum Schmuck der Hüte bedient, werden häufig mit herabhängenden Schmelz, ja sogar mit weißen Perlen-Garnituren versehen. Die Perlen sind so beliebt, daß jetzt sogar zu Hüten ein mit Perlenplein besetzter Tüll verfertigt wird, welcher als Ueberzug zu jeder beliebigen Farbe seidenen Stoffes verwandt werden kann. Als Ersatz der Blondinen an Hüten bedient man sich auch schmaler Volants von Tüll, gestickt mit kleinen weißen Perlen, in Dessins, welche Blonden- oder Spitzenmuster imitiren.

Noch auch diese Neuheit ist mehr bizarr als hübsch und wird wahrscheinlich den Blondinen und Spitzen im Ganzen wenig Abbruch thun.

Die Pamelahüte kommen sehr in Aufnahme, werden jedoch für jetzt noch mehr im Wagen als zur Promenadetoilette getragen. Sie haben gewöhnlich eine breite Krümpe von Reisstroh, welche zugleich Passe und Bavolet bildet. Der Kopf besteht aus Seidenstoff, Band oder seidenen Spitzen, und die Form dieser Hüte bietet zu Ausschmückungen der verschiedensten und reizendsten Art Gelegenheit.

Zu Landpartien und zur Reise ins Bad werden die Schweizerinnen-Hüte (Chapeaux suisses) mit großer Vorliebe von jungen Damen getragen, namentlich in Paris, wo es den Modistinnen so nahe liegt, auf dem Felde der Vergangenheit, welche unter der Regierung der Ludwig XIV, XV, XVI in Bezug auf Luxus und Mode so reich ist, Wehren zu lesen. Hinsichtlich des Schweizerinnen-Hütes ist das fast wörtlich zu verstehen. Den Hut, welchen Marie Antoinette in Trianon getragen, mit dem leichten Bouquet von Neyren, Feldblumen und Gras, sieht man in so treuer Copie auf den Köpfen schöner Pariserinnen, daß man unwillkürlich an jene Zeit erinnert wird, wo die unglückliche Königin ahnungslos wie ein Kind neben dem drohenden Abgrund ihre idyllischen Spiele trieb.

Der Hut Louis XIII (Prophetenhut) ist noch immer sehr beliebt, und wird sich ohne Zweifel diesen Sommer hindurch während der Badesaison noch in Gunst erhalten. Die Grazie dieses Hütes in das rechte Licht zu stellen, dazu gehören freilich mancherlei Bedingungen, deren Nichterfüllung das „Unmuthigsein Sollende“ nur gar zu leicht ins „Lächerliche“ übergehen läßt. Streng genommen, darf ein Prophetenhut nur zur Basquine getragen werden — Hüter, Mantillen, sogar Shawls stehen im Widerspruch mit dem Charakter des Hütes, und führen die Harmonie der Toilette, auch wenn die Hauptbedingungen zum Tragen eines Prophetenhütes, ein jugendliches Gesicht und eine schöne Gestalt, vorhanden sein sollten. Wir hätten unsere Leserinnen als Zuschauerinnen einer Scene gewünscht, welche kürzlich in Berlin unter den Linden zum Ergötzen aller Derer stattfand, die der Zufall zu Theilnehmern machte. Den kostbarsten, zarresten Prophetenhut tragend, ging eine alte, zerlumpte gefleihte Frau, einen großen Sack auf dem Rücken tragend, die Linden auf und ab, eine lebendige Ironie auf alle die Damen, welche sich umherfanden unter diesen Hüt bringen. Studenten waren es, welche auf so ergötzliche Weise der Damenwelt diese heilsame Lehre gegeben; sie kauften den schönsten Hut dieser Gattung, den Berlin aufzuweisen hat, und gaben einer alten Knochenammlerin Geld unter der Bedingung, mit dem Hute auf dem Kopf unter den Linden zu promeniren.

Ob durch diesen Streich die satirischen Meufensöhne den jungen Berlinerinnen den Prophetenhut verleiden haben? —

Ich glaube kaum, so wenig als der tausendfache Spott über Grimolinerböcke diese zu verdrängen vermochte.

Ueber die neuesten Façons der Kleiderentwürfe gab der Bazar Nr. 24 in einer Reihe von Abbildungen Auskunft, welche den Leserinnen gezeigt haben, daß dieselben mit oder ohne Schoofz, mit spitzer oder abgerundeter Schneppe, hoch oder ausgedehnt getragen werden, und soll die nächste Nummer (Nr. 28) eine abermalige Fortsetzung dieser Abbildungen nebst Schnittmustern liefern, da von verschiedenen Seiten uns die Versicherung ausgesprochen worden, daß wir dadurch den Wünschen vieler begegnen.

Tailen ganz ohne Schneppe gehören zu den Seltenheiten, und können, wenn auch nicht verworfen, so doch nicht zu den Erfordernissen der Mode gerechnet werden. Selbst die Kleider, an welchen man Gürtel anbringt, zeigen gewöhnlich vorn eine Verlängerung der Taille, wenn auch keine eigentliche Schneppe.

Jetzt, wo die schöne Welt unserer Städte gar bald in die Badoerte übersiedelt, möchte es wohl an der Zeit sein, nochmals an die hübschen Negligée-Kleider von Piqué, Zaconet oder von weichem Mouffeline zu erinnern. Die letzteren existiren sowohl mit kleinem buntdrucktem Muster, als auch (und das sind die elegantesten) mit reicher Stickerei.

Der Schnitt dieser Morgenkleider ist eben so eigentümlich als elegant. Das Leibchen hat einen Schoofz, garnirt mit einem breiten à la vielle getollten Volant, welcher sich den zwei Volants des Rockes anschließt. Ein Fichu mit langen abgerundeten Enden dient dem Leibchen zur Verzierung. Die Ärmel sind offen und in breite, tiefe Falten gelegt, welche dem Kleide den Anstrich eleganter Bequemlichkeit verleihen. Rücken à la vielle garnirt den unteren Rand der Ärmel und den vorbereiten Schluß der Taille. An den Morgenkleidern von Zaconet sieht man auch häufig bergleichen Rücken deselben Stoffes als Tragbänder auf das Leibchen gesetzt; dergleichen weite Volant-ärmel, mit derselben getollten Rücken besetzt.

Die Kleider, so wie die bei jungen Damen sehr beliebten Träckerchen von Piqué erhalten keine andere Ausschmückung als Borten, Quimpfen und Glöckchen von Zwirn, welche auf den Rücken als schürzenartiger Befatz, auf den glatten Leibchen als Brandenburgs und an den sehr weiten Ärmeln in entsprechender Weise verwandt werden.

Bei Gelegenheit des Negligée wollen wir auch der Negligé-tragen und Manschetten gedenken, welche indessen ebenso wohl zu einfachem Hausnegligée als zu dem gesuchteren Bader-negligée passen. Die dauerhafteste, hübscheste, und daher empfehlenswertheste Art der Negligé-tragen ist von weichem, sehr dichtem, häufig von doppeltem Stoff, um Steife hervorzu-bringen, und mit einem kleinen Piqué-Muster pleinartig gestickt. Sie sind etwas größer als die Pariser Kragen, ringum mit einfachen Languetten umgeben, vorn gewöhnlich in ziemlich langen Spitzen auslaufend, und durch Knöpfchen geschlossen. Gleiche Knöpfchen schließen auch die Manschette, die als Aufschlag einen dichten Unterärmel von mäßiger Weite ziert, welcher unter der Manschette noch an ein Bündchen genäht ist. Es dürfte schwerlich ein häuslicher Schmuck zu finden sein, welcher Zierlichkeit, einfache Sauberkeit und anspruchslose Eleganz so vereinigt, als diese eben erwähnten Lingerie-Artikel, welche für den häuslichen Gebrauch noch besonders den Vortheil haben, daß sie länger als andere Kragen und Manschetten rein bleiben.

Wie früher schon erwähnt, werden neben den schwarzen Spitzenmantillen auch Mantillen von weichem Mouffeline die Gunst der Damen erlangen. Wir sahen ein reizendes Exemplar dieser Art von sehr klarem Mouffeline, mit lila Turlatan gefüllt, umgeben von einem breiten, gestickten Volant. Das Capuchon war ebenfalls lila gefüllt und mit einer schwarzen Sammetkrawatte versehen.

Eine elegante Neuheit, mindestens in ihrer jetzigen Gestalt, sind die Umschlagtücher von Grenadine. Die Schönheit des Gewebes, die Frische der Farben und die Originellität der Zeichnungen geben ihnen einen Grad gebiegener Schönheit, der diesem Artikel einen großen Erfolg sichern wird.

Die beliebtesten sind auf schwarzem, kornblumenblauem oder meergrünem Grunde mit bunten türkischen Renaissance- oder Pompadour-Mustern, deren eigentümliche Zusammensetzung und Harmonie der Farbe dem verwöhntesten Geschmac Beifall abnöthigt.

Neben diesen Tüchern von Grenadine werden auch die halben Tücher (mit 3 Zipfeln) von schwarzem Taffet, von weichem Taffet oder in Phantasiefarben, reich gestickt, mit Spitzenvolants oder breiten Franzen besetzt, schwarze und weiße Spitzentücher, auch solche von gesticktem Mouffeline getragen.

Aus diesen und früheren Angaben werden unsere Leserinnen die große Mannigfaltigkeit erkennen, welche das Gebiet der Sommerumhüllungen uns zur Auswahl darbietet; in der That giebt es kaum eine Form, eine Farbe, eine Ausschmückungsweise, welche zu tragen und anzuwenden nicht erlaubt wäre, sobald es mit Grazie und Eleganz geschieht.

Die zu Coiffuren und Hutgarnituren beliebtesten Blumen nennen wir bereits in voriger Nummer, doch giebt es der reizenden Kunstschöpfung in diesem Genre so viele, daß wir zu einem Nachtrag uns veranlaßt fühlen, welcher mehr den Früchteln als den Blumen gilt, sogar dem Unkraut, wenn man die Diesel dazu rechnen will. Ein Distelbouquet ist reizend, noch lieblicher aber sind die Kränze von Rüschen. Wenn man die reizenden, lodenden Früchte in ihren grünen Blättern auf einem Reisstrohhut sich wiegen sieht, wundert man sich, daß die Vögel nicht aus den Ästen herabspringen, davon zu naschen. Es giebt nichts Schöneres als einen solchen, mit rothen glänzenden Rüschen reich garnirten Strohhut; Rüschen sind, wenn gleich kein so idealer Schmuck als Blumen, doch ein nicht minder kleidender. Sogar der Kastanienabläufer haben die Modistinnen ihre feine Phyfionomie abgelaufrt und schmücken Haar und Hut der Damen damit. Man muß zugeben, ein Kastanienzweig mit den schön gefornnten grünen Blättern, den zarten Blüthen, den grünen nachlichen, zuweilen halb aufgesprungenen Früchten, ist ein Schmuck, der seinem Verfertiger eben so viel Ehre macht, als er seinem Zweck auf die anmuthigste Weise genügt.

Die Drangblüthe, der Schmuck der Bräute in Frankreich, hat in einigen Gegenden Deutschlands bereits die dunkle ernstere Myrthe verdrängt. Jetzt jedoch gönnen die bräutlichen Franzöfistinnen der Drangblüthe nicht mehr allein die Ehre, sie vor dem Altar zu schmücken, sondern fügen derselben noch weiße Waldrebe, weißen Flieder oder weiße Rosen hinzu. Aus Drangblüthe nur wird über der Stirn ein Diadem gebildet,

und die eine oder die andere der genannten Blumen schließt nach den Seiten sich an, mit ihren Zweigen und Blättern den Kranz bildend, welcher bei unsern Nachbarinnen jenseits des Rheins unsere jungfräuliche Myrthe ersetzt. [2429]

Veronica v. G.

Schönheitspflege.

Wir theilten bereits in früheren Nummern Artikel mit, welche, wenn auch unter anderm Titel, doch denselben Gegenstand besprachen. Namentlich geschah dies in dem Artikel: Das Gesicht (Bazar 1. 1857. Seite 6), welcher zur Pflege der Schönheit ganz andre Mittel angiebt, als in folgenden Zeilen gerathen werden. Democh wollen wir, weil wir jenen Artikel aufgenommen, einer andern Meinung die Stelle in den Spalten unseres Blattes nicht versagen, sollte dieselbe auch der früher veröffentlichten entgegen sein.

Hat doch jede Meinung das Recht, gehört zu werden, besonders wenn jede, wie es hier der Fall, gleich viel Anhänger zählt und für ihre Vortrefflichkeit Beweise anführen kann. Es wird hier sein, wie so oft bei streitigen Punkten: Beide Theile haben Recht. D. Red.

Die Vorschriften über die Erhaltung der Schönheit sind fast so verschieden und abweichend wie die Urtheile über dieselbe. Der wichtigste Theil der weiblichen Schönheit, die Hautculturbestehen, ist von den Engländern mit der größten Sorgfalt und dem besten Erfolge behandelt worden, denn gegen den Teint englischer Damen stehen die deutschen immer im Nachtheil. Das Hauptmittel, welches in England gebräuchlich ist bei der Hautpflege, ist die Seife, gegen die leider in Deutschland tiefgewurzelt Vorurtheil besteht. Die englischen Kinder werden schon im zartesten Alter Morgens und Abends mit kaltem Wasser und Seife gewaschen, und alle schönen Engländerinnen waschen sich Hals, Gesicht und Hände Abends vor dem Schlafengehen mit Seife tüchtig ab, dann ziehen sie Handschuhe an, binden ein leinere Tuch, welches in Safran gelb gefärbt worden, um den Hals und eine solche Binde um die Stirn, wodurch die Glätte und Weiße der Haut befördert wird. So legen sie sich schlafen und am andern Morgen waschen sie sich mit frischem Wasser wieder tüchtig wie in einem Spülbad, jedoch dann ohne Seife, weil die Haut nach dem Schlafen nur der Erfrischung, nicht der Reinigung bedarf. Wenn unsere jungen Mädchen eben so handelten, würden sie nicht so frühzeitig Runzeln auf der Stirn haben, und die häßlichen Schönheitsfeinde, die schwarzen Punkte an der Nase, Mitefester genannt, würden nie erscheinen; sie entstehen nur durch Staub, welcher sich in die Fett-Drüsen der Haut setzt und dort verhärtet. Wer schon an diesem entstellenden Uebel leidet, kann es nur durch tüchtiges Waschen mit kaltem Wasser und Seife heilen, wodurch die Haut gereinigt und gestärkt wird, denn es ist eine Erschlaffung, in Folge welcher sich die Hautdrüsen zu weit öffnen und durch Lympe verstopfen. Die Seife muß natürlich keine scharfen Ingredienzen enthalten; bittere Mandeln sind jedoch erlaubt und heilsam. [2435]

— v. —

Gegen den Sonnenbrand.

Die häßlichen rothen Flecke auf Stirn und Nase, welche der Sonnenbrand hinterläßt, sind fast nie wieder zu vertilgen, wenn nicht gleich nach der Entstehung etwas dagegen angewendet wird. Wenn eine Dame von zartem Teint gezwungen ist, längere Zeit in der Luft zu sein, z. B. auf Reisen oder Landpartien, so wird sie selbst, ohne sich heftigem Sonnenchein auszusetzen, doch schon rothe Stellen auf der Stirn bemerken, welche später jedesmal bei der kleinsten Erhitzung wieder zum Vorschein kommen. Es ist ein gutes Mittel, Abends Stirn und Nase mit Scheiben von frischen Gurken zu belegen oder in Ermangelung derselben sonst etwas Kühlendes, wie Erbbeeren, auch Umschläge von saurer Milch. Das bekannte Peterfilienwasser kann auch angewendet werden, doch nützt es nicht viel; ungesalzenes Rosenwasser mit einem feinen Lätzchen immer wieder auf die rothe Stelle gelegt, wirkt besser, ebenso bittere Mandelmilch. In der Luft bedeckt man die rothen Stellen möglichst; die Engländerinnen legen auf Reisen oft grüne Blätter auf die Stirn. [2434]

— v. —

Garten-Arbeiten.

Juli.

Die zweite Hälfte des Jahres hat begonnen; die Schönheit der mit Grün und Blüten prangenden Erde, welche im Mai und Juni ihren Höhepunkt erreichte, fängt an, wenn auch nicht zu welken, doch durch ihre minder frischen Reize uns vorzubereiten auf die Zeit, wo alle Blüthe zur Frucht geworden, alle Frucht geerntet sein wird, wo die Erde, alles Schmuckes bar, einer freundlichen Matrone gleicht, die Alles hingegeben, ihre zahlreichen Kinder zu erfreuen, zu nähren, zu kleiden, und Nichts übrig behält als das zufriedene Lächeln, womit sie der Ruhe des Winters entgegenfiehet.

Noch leben wir im Sommer, noch einige Monate trennen uns von dem Herbst, noch einige Monate, reich an Genüssen für Auge, Gemüth und Gaumen. Manche der herrlichsten Liegen freilich schon hinter uns. Der süße, prachvolle Flieder, der zum Feste des heiligen Geistes seine letzten Dülste als freudiges Opfer dargebracht, ist verblüht, der Goldregen hat seine Schätze, vom Gewittersturm unsanft bewegt, zur Erde geschüttet, Schneeball und Pääone haben unsere Augen ergötzt, die Erdbeeren uns erfrischt bei der Hitze der Junitage, doch der Rosenfior sieht noch in vollster Pracht. Der Garten hat als Lohn unseres Fleißes uns schon junge Gemüfe geboten, die

Original-Musik des Bazar.

Wanderers Nachtlied.

Von R. Reinick.

Gustav Eggers.

Andante.

SINGSTIMME.

Dort un-ten hin-ter dem Wal-de steht mei-nes Lieb-chen's Haus; da schaut sie jetzt zum Fen-ster in den dun-keln Gar-ten hin-aus! —

PIANOFORTE.

Schaut nach der Garten-pfor-te, wo ich von bannen schied, und in die dunk-le Fer-ne und singt ein Ab-schieds-lieb. Naß sind vom Thau die Blu-men und auch das grü-ne Gras,

so sind auch ih-re Au-gen jetzt wohl von Thränen naß! — so sind auch ih-re Au-gen jetzt wohl von Thränen naß! —

[2437]

Spargelbeete haben reichen Ertrag geliefert, und dürfen von Johanni an, wenn sie nicht geschwächt werden sollen, nicht ferner ausgebeutet werden. Zu ihrer Pflege ist es gut, sie mit einem kräftigenden Guß zu stärken, wozu aufgelöster Chilisalpeter besonders zu empfehlen ist.

Die frühen Kartoffeln werden geerntet, die abgeernteten Beete umgegraben und zu einer Aussaat von Herbstfrühen benutzt. Die leer gewordenen Erbsebeete können zur Anpflanzung von Grünkohl, Braunkohl u. dgl. dienen; die Zwiebeln und Schalotten sind reif, werden herausgenommen und zum Trocknen und Nachreifen auf dem Boden ausgebreitet. Zu Ende des Monats wird der Sellerie abgeblattet, d. h. man schneidet die zunächst an der Wurzel stehenden 5 Blätter, auch wohl die feinen Seitenwurzeln ab, worauf man die einzelnen Stauden wieder dicht mit Erde behäufelt.

Die Erdbeeren werden abgerankt, bis zu den Herzblättern abgeschnitten und auf's Neue mit Erde aufgefüllt, wozu Composterde*) am geeignetsten ist.

Gütige frühe Obstsorten (frühe Äpfel und Birnen) können geerntet werden; das Oculliren beginnt ebenfalls in diesem Monat, und sucht man diese Operation, wenn sie gelingen soll, wo möglich bei warmer Luft und bedecktem Himmel zu vollbringen. Ist das Wetter klar, so thut man gut, das edle Auge (welches recht kräftig sein muß) nach der Witternachtsseite zu einzuschleichen in den wilden Stamm, an einer recht fastigen Stelle desselben, und wohl zu beachten, daß beim Verbinden der Wunde mit Wachs das Auge nicht gedrückt werde.

Wenn der Weinstock abgeblüht, werden die Ranken ausgebrochen, damit das dicke, überflüssige Laub den Früchten die Sonne nicht entziehe.

Die Hecken des Gartens werden beschnitten, aus den Wegen die sich hervor-drängenden Grashalme entfernt, die Blumen- und Gemüsebeete gejätet, die verwelkten Blüthen der Sträucher und Blumenstauden sorgfältig abgeschnitten, damit dem Garten sein frisches Ansehen erhalten bleibe, und Sämereien gesammelt.

Die abgeblühten Rosenstöcke werden verschnitten, damit der zweite Flor sich um so kräftiger entfalte, die Knollen der Ranunkeln und Anemonen herausgenommen, von Petunien, Hortensien, Verbänen u. s. w. Stecklinge gemacht, und die Lücken auf den Beeten, welche sich durch eingegangene Pflanzen gebildet, durch neue Pflanzen ausgefüllt.

Die zahllosen Blumen nennen zu wollen, welche im Garten von den wohlgepflegten Beeten uns dankbar anblicken, wäre ein thörichtes Unternehmen; was sind Namen gegen die liebliche Wirklichkeit, die als Sommer in tausend Blüthen uns entgegen tritt. Jedes kleine Blümchen trägt sein Theil bei zu der Schönheit des Ganzen, steht es auch unbemerkt neben der Königin der Anmuth, der Rose, armselig neben der hehren Reinheit der Lilie, wird auch sein bescheidener Duft kaum beachtet neben dem feurigsten der Nelke, deren Gluth einem wärmeren Himmel als dem unsrigen entlehnt scheint.

Last uns neben diesen stolzen auch die geringeren Blumen nicht verachten; helfen doch auch sie den Kranz flechten, den der Sommer unserer Mutter Erde auf's Haupt drückt.

Hiddens-De,

eine Sage aus Kügen v. Mar Rosenhagen.

Ich hatte bei stürmischem Wetter den Leuchthurm Arkona's erstiegen, jenes Vorgebirge, das die mächtige Faust eines Giganten als letztes Bollwerk deutschen Bodens empor gehöhmt hat, schroff und steil, 200 Fuß hoch über der Meeressfläche. Der Thürmer oben kam mir gleich wie ein alter Bekannter entgegen, drückte mir freundschaftlich die Hand und wiederherzlich die Hand und freute sich mit Weib und Kind über meinen Besuch bei so spätem Abend. Er hieß sein rosiges Töchterlein, Adelheid, mir ein Glas Grog brauen, jenen Lieblingsstrank des Nordens, zumal der Seegend, während die rüstige Hausfrau in das Nebenstübchen ging und einen Teller mit gebratenen Enten für mich hervorlangte.

Diese sind eine kleine Revue meines Einsiedler-Postens, schmunzelte der Hausherr und wies auf das Geflügel meines Tellers hin. „Fast jede Nacht rennt eine Menge von Seevögeln, durch das blendende Licht der Thürmlampen gelockt, an dem dicken Spiegelglaste der Fenster die Schädel sich ein und wird von den Weinen dann Morgens todt am Boden gefunden; — s' wird gewiß auch morgen was für Deine Küche abgeben, Mütterchen, um so mehr, wenn der Sturm zunimmt.“ Und nun ließ er sich, während sein Töchterlein die Metallscheiben der Lampen putzte und das Del eingoß, in ein weitläufiges Gespräch mit mir ein, historisch-topographischen Inhaltes von seinem schmucken Insellande, durchwürtzt von mancherlei komischen Anekdoten aus seinem einsiedlerischen Leben hier, von denen ich eine nur unsern Lesern aufzähle. Er erzählte von Rosegarten, wie derselbe in dem nahe und allerliebste gelegenen Fischerbörtschen Witte unter Gottes freiem Himmel seine berühmten Uferpredigten gehalten habe, ein Gebrauch, der noch heutigen Tages zur Zeit des Häringfanges hier stattfindet, indem die armen Fischer, die für das ganze Jahr auf den Erwerb dieser kurzen Zeit angewiesen sind, dann nicht gut eine Meile Weges zur Kirche gehen können, sondern stets bei der Hand sein müssen, wenn die Häringzüge sich nahen:

Hier dient dann Gottes Himmel zum geweihten Dach;

Hier ist das Meer die Dorgel, so ruft die Herzen wach.

Höchst späßhafter Weise soll es nun aber einmal passirt sein, daß inmitten einer solchen Uferpredigt sich ein großer Häringzug an der Küste verspürte und die guten Fischer in größter Unruhe dem Pastor allerlei Zeichen gaben; die Predigt doch so rasch als möglich zu schließen, worauf er denn mit großer Eile also geschloffen: „Nun, so erfülle denn der Herr eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnaden, Amen!“

Der düstere Himmel draußen hatte sich inzwischen etwas aufgehellt; denn plötzlich warf die untergehende Sonne einen leuchtenden Blick in unser lustiges Stübchen, daß ein rosiges Licht den ganzen Raum erfüllte. „Nun nicht gesäumt, Vester!“ rief der Thürmer und erfaßte meine Hand, „lassen Sie schnell uns noch die Galerie draußen besteigen, trotz des Sturmwindes. Ein schöner Anblick wartet Ihrer.“

Wir traten hinaus. Unter mir lag das Meer in einer Tiefe von 400 Fuß. Das Auge staunte und schwelgte in einer

Unermeßlichkeit. Nach Norden zu ist Arkona die letzte Haltspitze; gerade aus ging's in Blaue, ohne Ruhepunkt, und das ermüdende Auge muß dem fliegenden Gedanken die Weiterreise nach Schweden und Dänemark überlassen. Südbüchlich dehnt sich die Spitze von Jasmund noch eine Weile dicht bewaldet aus; dann aber bringt auch hier die Unendlichkeit siegreich ein. Unten rauschten und schäumten die Wellen im heulenden Sturmwinde, erschienen dem Auge aber so klein, wie gekräuselte Schafwolle. Ein gestrandeter Dreimaster, der schräg ans Ufer festgenagelt war, schien ein kleiner Fischerkahn zu sein. Da stand ich, zum ersten Male Alles hinter mir, was Land heißt, in den süßesten Traum einer gänzlichen Befreiung eingewiegt, und hätte hinuntertauchen mögen in die grünblaue schäumende Fluth, um pantheistisch ins All mich zu verlieren. Der Himmel rund um mich trug ein fahles Kleid, ins Blaugelbe spielend. Unruhig wogte das Meer, wie von einer unaufhörlichen Furcht getrieben. Da aber ward's heller am westlichen Firmament. Wie unter der Asche aufglimmendes Feuer röthete sich unten der Horizont und lechete mit wachsender Gluth die nächsten Wolken an. Die untergehende Sonne flammte noch einmal auf vor ihrem Scheiden, als Königin des Himmels die Schöpfung erleuchtend. Doch neue Wolkenthürme, zu einer furchtbaren Masse zusammengebaut, stellten sich ihr entgegen. Wird sie siegen, die Heldin? — Ja, sie siegte, triumphirend, wie der Geist über die Masse. Durch die Wolken zuckten goldene Lichter; sprühend und in großen Ringen schossen die Strahlen über den Himmel weg; Ströme von rosigem Lichte zitterten über das rauschende Meer, und die Wellen wogten und schwannten und haschten danach, wie Kinder nach ihrem Spielzeug; vom Rosenmunde der Sonne zur Nacht geküßt, eilten sie lustig ins Weite und aus weiter Ferne noch tönte ihr Freudenjubel. — Da aber rollte der Feuerball der Sonne ins Meer hinunter und erlosch in ihm. Die Nacht sank herab. Schrillend freischten die Möven über dem Eröngewid zu meiner Rechten. Ganze Schwärme von diesen Vögeln tauchten aufs Meer hinab oder flogen schein auf's nahe Land; denn der Sturm nahm mit neuer Gewalt zu, so daß ich vollauf zu thun hatte, um an dem eisernen Galeriegeländer mich fest zu halten.

„Treten wir ein!“ rief der alte Thürmer mir zu und öffnete die Thür zum Eintritt in die Stube; „s' s'ist sich wahrlich drinnen gemüthlicher.“ Der Lichtstrom der inzwischen angezündeten Lampen quoll uns entgegen, mit solcher Energie, daß mein Auge, wie geblendet, nicht im Stande war, das kleine Zimmer zu überschauen; ich bedurfte Zeit, um in ihm mich wieder zurecht zu finden. „Nun, mein Töchterlein, noch einen Nachttrunk für den Fremden und mich. Bring' nur die Theemaschine für uns herein! Bei solchem Wind und Wetter, wie heute draußen, macht der siedende Kessel die schönste Abendmusik und ein warmer Trunk thut Leib und Seele wohl.“

Adelheid ging ihrem Auftrage nach und die Alte fragte:

„Wohin denn morgen weiter, Herr?“

„Ueber Hiddens-De nach Stralsund hinüber.“

„Ein seltener Einsfall,“ fiel jener ein, „aber ich laß' ihn gelten. Hiddens-De ist eine lange, schmale, wenig besuchte Insel. Die Bucht, welche sie von Kügen trennt, ist nicht groß, und wenn man beide Ufer näher betrachtet, möchte man auf den Gedanken kommen, daß sie beide erst zusammengedrückt

*) Aus Thier- und Pflanzen-Abfällen gemischte Erde. [2431]

Hätten. Und dem ist wirklich so, und ich will erzählen, auf welche Weise sie getrennt wurden.

Mittlerweile hatte Adelsheid die Theemaschine aus spiegelblankem Messing vor uns auf den Tisch gestellt, Mütterchen aber den Rum und Zucker für uns besorgt und dann selbst neben uns Platz genommen.

"Nun, so kann ich ja anfangen mit meiner Erzählung", meinte der Alte und begann: "Vor langer Zeit also hing Hiddensee und Rügen zusammen, und da wohnten auf beiden zwei Frauen, die eine auf Rügen, die andere auf Hiddensee. Wohl waren sie Nachbarn, aber selten nur kamen sie zusammen; denn die eine von ihnen — sie hieß Frau Hilde — war ein gar böses Weib, mit der sich schlecht leben ließ. Da kam eines Tages ein Wandersmann daher. Der hatte sich verirrt und war hungrig, durstig und müde. Ihn verlangte sehr nach einem Obdach. Da sah er das Häuschen der Frau Hilde, welches mit seinen weißen Wänden gar lieblich aus den grünen Bäumen ihm entgegen lächelte, die es umgaben. "Da muß es gut sein!" sprach er zu sich und ging raschen Schrittes darauf los. Er klopfte an die Thüre und bat um Einlaß. "Nein, nein!" rief ihm die mürrische Hilde zum Fenster hinaus, "ich kann Euch nicht aufnehmen. Mein Hüttlein ist nur klein und ich habe selbst blutwenig zu essen. Geh! nur ein Stücklein weiter zur Nachbarin; da steht's besser!" Dabei schlug sie ihm das Fenster vor der Nase zu. — Kopfschüttelnd wanderte der Fremde weiter. Er hatte recht gut auf dem Tische in der Stube ein schönes Abendbrod gesehen, eine Schüssel voll gebatener Fische und ein großes weißes Brod. Das hatte ihm so lieblich entgegengerochen und nun mußte er mit dem schönen Geruche weiter wandern. "Das ist eine arge Lügnerin," sprach er vor sich und schritt mürrisch auf das niedrige Häuschen der Nachbarin zu. Schon wollte er an die Thüre klopfen, da bemerkte er, wie hier Alles sehr dürftig und armselig ausah. "Das ist traurig," dachte er, "s wird mir hier eben so, wie bei der Hilde ergeben; aber versuchen will ich's doch." Er pochte an die Thüre. Da ging sie auf und ein freundliches Gesicht blickte heraus.

"Liebe Frau," sprach der Fremde, "bin ein armer Wandersmann, müde und hungrig, und suche ein Obdach für die Nacht. Laßt mich in euer Häuschen ein!"

Da machte die Frau die Thüre weit auf und sprach: "Kommt immer herein und nehmt fürlieb bei mir; hab' zwar nur wenig, denn ich bin arm; aber wenn ihr mit einem Stüppchen und ein wenig Brod zufrieden sein wollt, so geb' ich's Euch gern. Für ein Nachtlager wird auch wohl Rath werden." Damit reichte sie ihm die Hand und führte ihn in die Stube, und bald hatte der Fremde Hunger und Durst gestillt. Mager war zwar nur die Suppe und grob das Brod, aber ihm schien es, als hätte er in seinem Leben noch nie so schön gegessen. Sanft schlief er die Nacht hindurch auf einem weichen Mooslager und des andern Morgens setzte ihm die freundliche Wirthin eine geräucherte Flunder vor.

"Lohn's Euch Gott!" sprach da der Wandersmann, "Ihr seid eine herrliche Frau, die's verdient." Er reichte ihr die Hand zum Abschiede. "Euer erst Geschäft soll ein glückliches sein!" sagte er und wanderte zur Hütte hinaus. Die Frau wünschte ihm eine glückliche Reise und ging in ihr Kämmerlein. Da lag auf ihrem Kasten eine Rolle Leinwand, die sie selbst gesponnen und gewebt hatte. Sie nahm sie auf, um sie, wie gewöhnlich, zur Weiche auf die Wiese ans Meer zu tragen. "Ist doch nur gar wenig diesen Winter geworden," sprach sie traurig vor sich hin, "s wird wohl kaum zu einem Paar Hemden für mich hinreichen. Will doch 'mal nachsehen." Sie holte die Elle und fing an zu messen. "Eins, zwei, drei" zählte sie, und zählte, und maß und maß, und die Leinwand wurde nicht all. Sie bewegte in großer Hast die Elle rascher und rascher und wußte die gemessene Leinwand vor sich nieder; aber das wurde bald ein großer Haufen, so daß er im Kämmerlein nicht mehr Raum hatte; sie ließ daher denselben liegen, ging mit der Leinwandrolle in das benachbarte Stübchen und setzte da das Messen fort. Aber auch dort hatte sie bald einen noch größeren Haufen gemessen, und die Leinwand wurde und wurde nicht all. Nun ging sie zum Hause hinaus und maß auch da ohne Aufhören, bis ihr die Arme erlahmten. Da dachte sie endlich an den Fremden, den sie in vergangener Nacht beherbergt hatte; dachte an seinen Wunsch, und nun ward's ihr klar, daß der liebe Gott ihr erstes Geschäft so gegnet hatte.

Als sie noch beim Messen so eifrig beschäftigt war, kam die Nachbarin Hilde vorbeigefahren. "Ei der Tausend, Frau Nachbarin!" sprach sie verwundert und starrte die Leinwandberge an. "Wie kommt Ihr denn zu der vielen prächtigen Leinwand? Nein, so etwas Schönes hab' ich ja in meinem Leben nicht gesehen." — "Ja," antwortete sie, "das rathet nur einmal, wenn Ihr's könnt. Verdet Euch aber schön ärgern, wenn Ihr's hört, daß Ihr sie auch haben könntet. Der fremde Mann, den Ihr gestern abgewiesen habt, hat sie mir geschenkt."

Da wurde die Hilde vor Aetzer feuerroth und ihre häßliche Nase krümmte sich zusehends. Sie hatte keine Ruhe mehr und schlich sich schnell hinfür. "Halt," sagte sie plötzlich, "das will ich schon kriegen! Der Mann kann noch nicht weit weg sein; hab' ihn erst dort ins Gehölz gehen sehen. Rasch hinterdrein!" Nun nahm die Hilde ihre Röske zusammen und lief spornstreichs in's Wäldchen dem fremden Manne nach. "Heda, heda!" rief sie ihm hinterher, als sie ihn in der Ferne erblickte, "wartet doch ein wenig! will Euch was sagen!" Der Fremde stand still und ließ verwundert die Frau herankommen. "Ei, Frau Hilde, was bringt Ihr mir denn?" fragte er sie. "I," antwortete sie ihm, "hab' die ganze Nacht vor Angst nicht schlafen können, weil ich Euch gestern fortschicken mußte. Hab' heute morgen aber einen guten Fischfang gekriegt, und will es nun an Euch gut machen, was ich gestern versäumte. Kommt zurück in mein Haus und esset Euch satt."

Der Fremde lächelte und fehrte willig mit ihr um. Frau Hilde tischte ihm ein Frühstück auf, daß schier der Tisch hätte knaden mögen, und dachte: "Wenn er der für eine lumpige Flunder so viel geschenkt hat, was wird er mir nicht für mein Essen geben."

Der Wandersmann ließ es sich wohl schmecken, und als er gesättigt war, reichte er ihr zum Abschied die Hand und sprach: "Euer erst Geschäft soll gesegnet sein." —

Das eben wollte die gierende Frau den Hören und überlegte nun hoch erfreut, was sie wohl zuerst thun müsse. "Nichtig, das ist das Beste," schrie sie laut auf und sprach vor

Freuden in die Höhe, daß sie einen Eimer Wasser beinahe umramte, den sie vorhin vor die Thüre gestellt hatte, um ihn den Schweinen in den Trog zu gießen. "Nichtig, richtig!" rief so noch einmal, "ich will nicht so dumme sein, wie die Nachbarin, und mich bei alter Leinwand aufhalten; ich werde in die Stube laufen und Geld zählen. Ha, wenn das nicht alle würde und ich so den ganzen Tag zählen könnte!"

Nun wollte sie schnell in's Haus laufen und sich ans Zählen machen. Da gingen die hungrigen Schweine im Hoven einen gewaltigen Spectakel an. "Will denen nur erst noch zu saufen geben!" meinte sie, "damit sie mich später ein Zählen nicht stören." Schnell ergriff sie den Wassereimer, lief nach den Schweinen und goß das Wasser in den Trog. Aber, o Jemine, was ist denn das? das Wasser läuft und läuft und wird nicht alle. Sie will den Eimer fortbringen, aber sie kann es nicht; das Wasser läuft unaufhaltsam heraus. Der Trog ist voll, er läuft über; der Stall füllt sich; die Schweine schreien im Wasser und erlaufen. Hilde sieht das Alles zu ihrem furchtbaren Schrecken und kann den Eimer nicht fortnehmen. Immer stärker läuft das Wasser; brausend fährt es zum Stalle hinaus, reißt das Haus um, zerbricht die Bäume und rinnt, wie ein starker Strom, unaufhaltsam ins Meer. Wie sehr Frau Hilde auch schreit und flucht und den Wandersmann verflucht; da ist keine Hilfe. Bald ist das Wasser so tief wie das Meer und hat alles Land, über das es dahinströmt, sammt Haus und Garten mit sich fortgerissen. Heulend vor Schmerz sieht das die Frau, und vor Aerger und Wuth rührt sie der Schlag. Ihre Nachbarin, die durch ihre verkaufte Leinwand eine wohlhabende Frau geworden war, liegt sie aus Mitleid begraben und erzählte die Geschichte allen Leuten, die erstaunt den neuen Strom anstarrten, der einen großen Theil Land von der Insel losgerissen hatte, welches seitdem eine besondere Insel bildet. "Wißt ihr," sprachen sie, "wie die neue Insel heißen soll? Hiddens-De wollen wir sie nennen, damit man immer wisse, daß die schändliche Hilde daran Schuld gewesen." Und so heißt sie bis diesen Tag. Das Wasser aber, das sie von Rügen trennt, nennt man den Trog, weil es aus einem Schweinetrog hervorgelassen ist.

Das ist die Geschichte und wer von meinen Lesern nach Rügen kommt, der besuche auch die Hiddensee und den Trog; da werden es ihm die Leute wohl sagen, ob der alte Thürmer die Geschichte mir so recht erzählt hat. [2436]



Durch das rege Interesse, womit die Leserinnen des Bazar stets die literarischen Beiträge unserer geschätzten Mitarbeiterin Julie Burow (fr. Pfannenschmidt) begleiten, sehen wir uns veranlaßt, ihrer zwei neuesten, kürzlich erschienenen Werke hier zu gedenken.

Das erste: Erinnerung einer Großmutter, Roman in 2 Bänden, als 19. und 20. Band des „Albums“ bei Kober in Prag erschienen, läßt den Leser den Werde- und Entwicklungs-Proceß eines edlen weiblichen Charakters mit anfehen, ja mit erleben, und das im Rahmen so interessanter Ereignisse, in der Staffage so vieler durch Wahrheit der Schilderung anziehender Persönlichkeiten, daß beim Lesen des Buches die Unterhaltung sich zum edlen, erquickenden Genuss steigert.

Ein Gleiches dürfen wir von dem bei Brodhaus in Leipzig 1857 erschienenen dreibändigen Roman derselben Verfasserin: Der Armuth Leid und Glück behaupten, ein Werk, welches alle der Verfasserin eigenenthümlichen Vorzüge in reichem Maß erkennen läßt. Geschichte Vergegenwartungen, Innerlichkeit der Charakterbildung, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, und das Alles im Gewand einer fließenden, man möchte sagen, von Herzenswärme durchhauchten Sprache, welche Julie Burow unter den Frauen ihres Vaterlandes so viele theilnehmende Zuhörerinnen verschaffte.

Dürften wir in Bezug auf das letzte Buch etwas anders wünschen, so wäre es für Gertrud — die vorerwähnte Tochter des gefunkenen Künstlers und ihrer kalten Mutter — etwas weniger Bedrücktheit; Ihr Thun ist so lieb, so fromm, so holdselig, ihr ganzes Gemüthsleben dadurch so klar ausgeprägt, daß wir bei diesem Bilde gern, wie bei einem guten Kupferstich, die Erklärung entbehren möchten.

Daß beide Erzählungen sich an einen historischen Hintergrund lehnen, wird der Mehrzahl der Leserinnen eine willkommenen Zugabe sein zu dem Genuss, welchen die Theilnahme an dem inneren und äußeren Leben der handelnden Personen an und für sich bereitet. In die künstlerische Composition der Romane hier kritisch eingesehen, ist nicht unsere Absicht; der Raum unseres Blattes gestattet nur, die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen jenen Büchern zuwenden, welche jedenfalls zu den besten gehören, welche von Frauenhand für Frauen geschrieben wurden.

Ein Buch anderen Genres dürfte gleichfalls in der Frauenwelt sich Freunde erwerben, d. h. neue zu denen, die es schon besitzt; es ist das zweite bei Pfau und Vogl 1857 in Wien erschienene Auflage eines Bändchens Gedichte, betitelt: Blumen. Romane, Lieder und Sprüche aus der Blumenwelt von Dr. Johann Nepomuk Vogl. Die Blumen, diese vielfebigen, holden Kinder der Erde haben den beliebtesten österröichischen Sänger zu dem zum Theil sehr sinnigen Liederbuch begeistert, welches den Inhalt des Buches ausmachen, das für blumenliebende Mädchen ein angenehmes Geschenk sein dürfte. Als Charakteristik des Werkchens mag das Einleitungsgebidt hier eine Stelle finden:

Bei Blumen.

O, laßt mich nur bei Blumen sein,
Bei Rosen und bei Nelken,
Im Morgen wie im Abendhien,
Bevor, bevor sie welken.

Ich mir doch nie so froh zu Sinn,
Als wenn ich Blumen sehe,
Ich fühl' es, daß ich besser bin
In ihrer holden Nähe.

Von den Liedern bis zu ihrem Ausdruck durch die Töne ist kein weiter Schritt — und diesmal sind es die Compositionen eines unfern Leserinnen schon vortheilhaft bekannten Componisten, auf die wir ihre Aufmerksamkeit lenken wollen; D. Krug, dessen Name im Verein mit einigen seiner anprechtendsten Werke in einer früheren Nummer dieses Blattes bereits ehrend genannt wurde.

Die damals ausgesprochene Meinung gilt mehr oder weniger für alle Werke des Componisten, so daß die namentliche Anföhrung der neu erschienenen zur Empfehlung derselben genügen mag. Vier Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Opus 86: Ständchen, Liebesverlangen; die Verlassene; Das trübe Auge.

Zwei Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Nur einmal möcht' ich Dir noch sagen so, und Abendhimmel; in letztgenanntem Liede besonders durchdringende Worte und Melodie einander auf die anmuthigste Weise. (Beide Hefte bei Fr. Schuberth in Hamburg.)

Die folgenden Compositionen, obgleich nicht eigentlich Lieder, fñhlt man sich doch verführt in die Reihe der Lieder zu stellen, weil sowohl der Titel als der eigenenthümlich lyrische Charakter ihnen Anspruch auf diesen Namen erwirbt.

Der Tyroser und sein Kind. Clavierstück nach einer Volksmelodie — Opus 89 — ein ansprechendes Idyll.

La premiere Violette — grande Valse du printemps. Opus 79.

Ferner: Albumblätter. Sechs charakteristische Clavierstücke. Erster Cyclus. Dieser erste Cyclus ist der „glücklichen Liebe“ geweiht, und feiert dieselbe in folgenden Liedern ohne Worte: 1. Liebeschmerz. — 2. Ständchen. — 3. Geständnis. — 4. Trennung. — 5. Sehnsucht. — 6. Wiedersehen.

Der Sänger dieser Lieder versteht in Tönen zu reden, das zeigen diese ihren Namen entsprechenden Melodien, welche in ihrem ungekünsteltsten Fluss das wahre Talent, in ihrer Durchführung den gebildeten Musiker verrathen.

Die sechs Hefte der Albumblätter tragen sämmtlich die Opuszahl 85 — und sind, wie die zwei vorhergenannten Lieder ohne Worte, in der K. Hofmusikalienhandlung von Gfr. Bachmann in Hannover erschienen. Obgleich die Claviercompositionen von D. Krug in die Kategorie der sogenannten Salonmusik gehören, so erheben sie sich, wie schon bemerkt, über die hohle Oberflächlichkeit dieses Genres, und können jungen, etwas geübten Clavierpielern warm empfohlen werden, weil die darin in natürlicher amuthiger Form ausgeprägten edlen musikalischen Gedanken säuternd auf den Geschmack wirken, und den Sinn für das Verständniß des höchsten Schönen in der Musik auszubilden im Stande sind. [2409]



Carbapomade.

Man schneidet geschälte und ausgekernte Gurken in kleine Stücke (ein Pfund), eben so viel Melone, thut ein Pfund Schweinschmalz, 1/2 Quart gute Milch hinzu und läßt das Gefäß, welches dies Alles enthält, 8—10 Stunden in kochend heißem Wasser stehen. Dann wird die Masse durch ein Tuch gut ausgebrüht. Nachdem sie gewonnen, läßt man sie abtropfen, wäscht sie so lange mit stets frischem Wasser, bis dieses keine Farbe mehr annimmt, und trocknet alle wässerigen Theile mit einem Leinentuch auf, damit die Pomade nicht schimmelig werde. Man bewahrt sie in Büchschcn auf, und braucht sie zur Erfrischung der Haut. [2262]

Aromatischer Essig für die Coilette.

Entweder läßt dieser Essig durch Destillation, durch Aufguß oder durch Zugießen irgend einer Essenz sich herstellen; die erstgenannte Art, welche große Vorrichtungen erfordert, wird nur von den Parfümeurs angewandt, die beiden andern jedoch lassen sich leicht in jeder Haushaltung ausführen. Zu einer beliebigen Quantität guten, sehr concentrirten Essigs thut man 1/2 Alkohol (à 36 Grad), gießt diese Mischung je nach Belieben auf Orangenblüthen, Nelken, Thymian oder Lavendel und läßt es einige Stunden stehen. Die letztgenannte Pflanze ist besonders anzupfehlen wegen ihrer erfrischenden, stärkenden Wirkung auf die Haut.

Das bloße Zugießen einer Essenz ist noch einfacher als das Ausgießen des Essigs auf die Blüthen; man hat Nichts weiter nöthig, als der Essig- und Alkohol-Mischung einige Tropfen der Essenz, die man vorzugsweise liebt, zuzusetzen. Außer den bei Gelegenheit des Aufgusses erwähnten Blumenparfüms sind auch noch Bergamotte-, Rosmarin-, Krauseminze-, Citronen-Essenz u. s. w. zu erwähnen.

Auf Reisen ist ein Flacon solchen aromatischen Essigs sehr zu empfehlen, namentlich bei Reisen im Sommer, wo seine stärkende Kraft vielfach Gelegenheit finden dürfte, sich nützlich zu erweisen.



Compot und Eingemachtes von unreifen Apriocosen.

Man braucht dazu die herabfallenden noch grünen Früchte, sticht, nachdem man sie gesammelt, in jede einzelne mit einer starken Nadel, damit alle Säure in das kochende Wasser gehe, in welches man die Früchte, nachdem sie durchstochen, legt. Sobald sie weich gekocht sind, nimmt man sie heraus und läßt sie in einem Durchschlag abtropfen. Sobald sie zu trocken anfangen, werden sie mit etwas Wasser, einem Stückchen Zucker und etwas Orangenschalenwasser wieder über das Feuer gesetzt, wo sie nochmals durchkochen müssen. Dieses Compot hält sich 1 oder 2 Monat. Länger noch halten sich

Eingemachte Apriocosen.

Auf französische Art.

Dieselben kleinen grünen Früchte werden dazu verwandt, und ebenfalls gestochen. Dann nimmt man ein weißes Leinentuch, bindet etwas gestiebte Holzasche hinein und legt das Tuch in ein Casserol mit Flußwasser, welches über starkem Feuer steht. Hat das Wasser einige Mal aufgekocht, so kommen die Apriocosen hinein und werden herausgenommen, so bald sie weich gekocht. Darauf werden sie in frischem Wasser gelegt, damit sie ihre grüne Farbe wiedererhalten, und während sie dann in einem Durchschlag abtropfen, kocht man einen Zuckersyrop, mit welchem die Apriocosen aber nur 2 Minuten siedern dürfen. Vom Feuer abgenommen, bleiben sie jedoch noch eine Stunde in dem Zucker liegen. Darauf nimmt man sie heraus, läßt sie ablaufen, und stellt den Zucker allein über das Feuer, thut etwas Orangenschale, und nach einigen Augenblicken abermals die Apriocosen hinein, läßt sie noch 2 oder 3 Mal aufkochen, nimmt sie dann mit dem Schaumlöffel heraus und thut sie in Töpfe. Wenn die Früchte erkaltet, gießt man den Zucker durch ein Haarfieb darüber.

Moussirende Limonade.

Man mischt 5 Gramm kohlensaures Soda und 4 Gramm citronensaures Salz, zudert mäßig eine Quartflasche Wasser...

Schmerzstillendes Wasser und Kampher-Pommade auf Biene- und Mückenstiche.

Zu ersterem nimmt man 100 Gramm flüssiges Ammoniak und 2 Gramm mit Kampher gesättigtes Alkohol...

Dieses Wasser wird nicht allein gegen Insektenstiche, sondern auch mit Erfolg gegen Kopfschmerzen und Quetschungen gebraucht...

Die Kampherpommade bereitet man auf folgende Weise: In einen kleinen Kessel mit kochendem Wasser stellt man ein Gefäß mit Schmalz oder ungesalzenem Fett...

Ist man von einer Biene oder Mücke gestochen worden, so wäscht man die Wunde zuerst mit dem oben genannten Wasser und reibt sie darauf mit der Kampherpommade ein.

Aufbewahrung des Fleisches und der Fische im Sommer.

Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch und Wild dauern selbst in der heißesten Zeit 8-10 Tage, wenn man das Fleisch leicht mit Kleie bestreut...

Das Wild hält sich besser, wenn man es ausweidet, ohne es zu rupfen oder zu häuten, den Körper mit Weizen füllt, ihn zunäht und das Thier ganz in Hafer oder Korn eingräbt.

Wenn man Wild verschicken will, weidet man es aus, thut in den Körper ein Bündel Kräuter, näht ihn zu und verschickt das Wild, ganz in Kohlenpulver eingepackt, in einer Schachtel.

Rohe Fleisch hält sich sehr gut in geronnener Milch.

Gefochtes Fleisch ist leichter aufzubewahren als rohes; um ganz sicher zu gehen, kann man noch folgendes Verfahren beobachten. Man legt das Fleisch schichtenweise in ein irdenes oder steinernes Gefäß, bedeckt jede Schicht mit Gelée von der Sauce des Fleisches...

Fische verderben leichter als Fleisch, doch läßt sich auch hier durch Vorsicht etwas thun. Man läßt den Fisch in etwas Salzwasser aufkochen, und bewahrt ihn in demselben Wasser, welches etwas übersehen muß, auf; so hält er sich 2-3 Tage.

Dieses Verfahren kann jedoch nicht stattfinden, wenn ein Fisch verschickt werden soll. In diesem Fall behandelt man ihn folgendermaßen: Man bereitet aus Alkohol und feiner Brodtrümpe einen ziemlich dicken Teig, füllt damit das Maul und die Kiemen des Fisches, hüllt ihn ganz in frische Nesseln, darüber in feuchtes Stroh und verpackt ihn in einer Schachtel.



AHREN-LESE.

Wer Dir viel Rath und wenig That gewährt, Wann Dich die Last des schweren Kummers preßt, Ist Einer, der die Spinnenweben feht, Und doch dabei die Spinnen leben läßt.

Nichte! Nichte Dich, nicht Andre! fehr' in Dich den Blick hinein! Wenn Du dies vollbracht, dann magst Du Deiner Brüder Richter sein!

Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.

Abwesenheit vermindert mittelmäßige Liebe und vermehrt starke, wie der Wind Lichter auslöscht und Flammen anfacht.

Fliebe zweier Menschen verdächtigen Umgang: Der Freunde Deiner Feinde, Der Feinde Deiner Freunde.

Manche Menschen würden weniger alt erscheinen, wenn sie weniger für jung gelten wollten.

Selbstbildung. Es ist Pflicht, unsern Geist zu bilden, jede uns innewohnende Kraft und Fähigkeit zu möglichster Reife zu bringen...

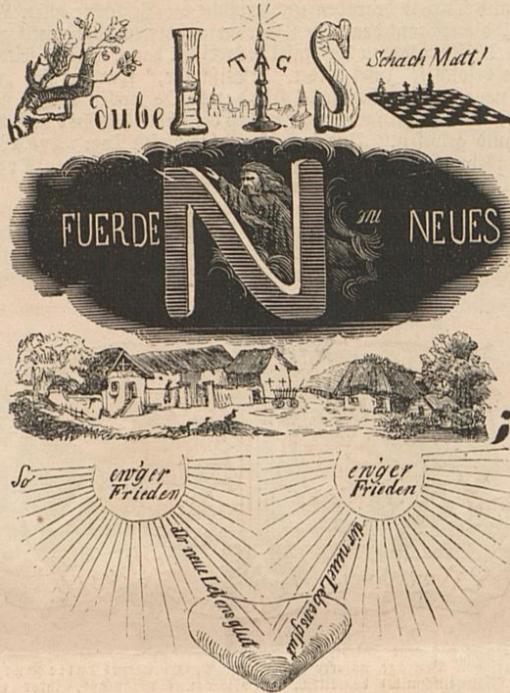
Sylbenrathsel.

Ich suchte mir die kühle 2 und 3, Damit ihr Schatten freundlich mich beschütze, Denn unerträglich war des Tages Hitze...

[2429]

F. W.

Rebus.



Auflösung

des Räthfels in Nr. 23 des Bazar. Eingef. von A. H. in A.

Die Antipoden hab' ich wohl im Sinn, Sind freilich gar verschieden, die Gestellen. Ich fand auch den gegebenen Sinn darin...

[2428]

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 25.

Dem Amerikaner Franklin gelang es, den Blitzableiter zu erfinden.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 25.

Sei überzeugt, durch Coquetterie gelingt es nimmermehr, gebildete Männer Achtung zu gewinnen.

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe in Nr. 25.

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht jagen, Das Unvermeidliche mit Würde tragen...



Correspondence.

Fried. Walt. in G. Gewiß! wir bitten darum. Hr. G. O. in G. Wir antworten direct. Hr. Fr. Th. in M. Um verdorbenes Fleisch wieder genießbar zu machen...

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 28.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

Berlin, 22. Juli 1857.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

VI. Band.

Erklärung der Schnittmuster.

Supplement zum Bazar 1857 Nr. 28.

In Bezug auf die Taillen-Schnitte Nr. 1 und 2 machen wir unsere Leserinnen auf die in der heutigen Nummer und in Nr. 24 des Bazar gelieferten Abbildungen und Beschreibungen moderner Taillen aufmerksam, deren Modellen unsere Schnitte theilweise entnommen sind.

Durch diese Abbildungen geben wir gleichzeitig eine reiche Auswahl geschmackvoller Garnierungen für einfache, so wie für elegante Kleider, und können durch die beliebige Bemützung dieser Garnierungen die auf dem Supplement im Schnitt befindlichen Taillen auf die mannigfachste Weise verändert werden.

Nr. I. Schnitt einer hohen Taille mit runder Schneppe.

(Für eine große Figur.)

Fig. 1. Das Vordertheil. — Fig. 2. Das Seitentheil. Fig. 3. Das Rückentheil. — Fig. 4. Die Hälfte der Berthe. — Fig. 5. Der Ärmel. — Fig. 6. Der untere Ärmelvolant. — Fig. 7. Der obere Ärmelvolant.

Fig. 1. Das Vordertheil wird A an A, B an B mit Fig. 2. C an C, D an D mit Fig. 2 zusammengenäht. Bei den beiden Brustfalten wird G an G bis herauf zum H, I an I bis herauf zum K zusammengenäht. Die Linie L bezeichnet vorn den Schluß der Taille.

Fig. 2. Das Rückentheil wird E an E, F an F mit Fig. 2 zusammengenäht. Die Linie M bezeichnet die Mitte des Rückens.

Fig. 4. Die Hälfte der Berthe wird die punktirte Linie der Fig. 1 und 3 entlang aufgenäht, so daß der Punkt auf den Punkt der Fig. 3, das Kreuz auf das Kreuz der Fig. 1 trifft.

Fig. 6. Der untere Ärmelvolant wird der Weite der Fig. 5 entsprechend in Falten gelegt und alsdann N an N, O an O mit Fig. 5 zusammengenäht. Fig. 5 und 6 (Ärmel und Volant) werden von P bis Q zusammengenäht.

Fig. 7. Der obere Ärmelvolant wird von R bis S zusammengenäht, über Fig. 5 gezogen, so daß Kreuz auf Kreuz trifft, und dann mit Fig. 5 zusammen in das Armloch eingenäht. Die Ärmelnäht muß auf die Seitennäht der Taille treffen.

Der Besatz der Ärmelvolants und der Berthe ist auf Fig. 6 dieses Schnittes angegeben und besteht aus bogig aufgesetzten schmalen Sammetbändchen und Posamentier- oder Sammetknöpfen; auch können die Einschnitte oder auch der ganze Rand der äußeren Bogen dieser Theile mit Grelots verziert werden. Vorn herunter wird die Taille, übereinstimmend mit dem übrigen Besatz, entweder mit Knöpfen oder Grelots besetzt.

Nr. II. Schnitt einer hohen Taille mit Schoof.

(Für eine große Figur.)

Fig. 8. Das Vordertheil. — Fig. 9. Das Seitentheil. Fig. 10. Die Hälfte des Rückentheils. — Fig. 11. Die Hälfte des Ärmels.

Fig. 8. Das Vordertheil wird A an A, B an B mit Fig. 10, C an C, D an D mit Fig. 9 zusammengenäht. Die beiden punktirten Linien G werden bis zu den Endpunkten, wo sie einander begegnen, zusammengenäht und bilden eine Brustfalte; ebenso die beiden punktirten Linien H. Die querlaufenden schraffirten Linien bezeichnen den Besatz.

Fig. 10. Die Hälfte des Rückentheils bildet die Mitte des Rückens und wird E an E, F an F mit Fig. 9 zusammengenäht.

Fig. 11. Die Hälfte des Ärmels bezeichnet mit der punktirten Linie K die Mitte des ganzen Ärmels, mit der gebogenen punktirten Linie den Ausschnitt der äußeren Ärmelhälfte, mit den einzelnen geraden punktirten Linien 3 senkrecht laufende Falten, durch welche sich das untere Ärmeltheil zu einem faltigen Volant, das obere Ärmeltheil zu einem anschließenden Ärmel bildet.

Das hierzu nötige Ärmelfutter kann nach Fig. 5 der Taille Nr. 1 geschnitten und nach der Weite desselben die Weite des Ärmels durch die Falten eingerichtet werden. Diese Falten — für den ganzen Ärmel 6 — werden stets 2 und 2 gegen einander gelegt; es deuten die längeren punktirten Linien der Fig. 11

den äußeren, die kürzeren Linien den inneren Einbug der Falten an. Die Befestigung der Falten geschieht auf der rechten Seite durch Knöpfe, Grelots, oder eine quer über den Ärmel gefetzte Rüsche, welche den Volant vom Ärmel trennt.

Der Ärmel wird nur von I bis zum Punkt zusammengenäht, bleibt nach unten zu offen, und muß beim Einnähen des Ärmels in das Armloch die Schlußnaht auf das Kreuz der Fig. 8 treffen.

Der Besatz der Taille, die schraffirten Linien der Fig. 8 entlang, kann aus Bandrüschen bestehen, welche demzufolge vorn von der Brust bis zur Taille herunter lagartig, von da an weiter in breiter werdenden Reihen, und an der Seite des Schoofes eine regelmäßige Pyramide bildend, aufgesetzt werden. Der Ärmelvolant erhält ringsherum ebenfalls eine Bandrüsche und, wie schon erwähnt, auch das obere Ärmeltheil zur Befestigung der Falten.

Will man den bezeichneten Besatz aus Vorte bilden, so

werden am Ende der Besatzreihen nach den Seiten zu Grelots (Brandenbourg) angebracht. Die Ärmelfalten erhalten eine gleiche Verzierung.

Nr. II. Schnitt einer hohen Taille von weißem Battist mit Stickerei.

(Für Mädchen von 10 bis 12 Jahren.)

Original aus dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris und Berlin.

Fig. 12 und 13. Die Hälfte des Vordertheils. — Fig. 14. Das vordere Seitentheil. — Fig. 15. Das Rücken-Seitentheil. — Fig. 16 und 17. Das Rückentheil. — Fig. 18. Die Hälfte des Gurtes. — Fig. 19. Die Hälfte des Ärmels. — Fig. 20. Die Hälfte des Ärmelvolants.

Die hier bezeichneten Theile sind nicht sämtlich glatt nach dem Muster zu schneiden, sondern werden, wie die Abbildung zeigt, aus gestickten Einsatzstreifen und glattem oder krausem Stoff zusammengesetzt.

Bei den Einsatzstreifen ist auf dem Schnitt zugleich ein Stickerdeffin angebeutet.

Fig. 12 ist aus 3 schmalen gestickten und 2 breiteren krausen Streifen zusammengesetzt und bildet für sich eine Art Lay (s. h. die Hälfte), mit der Fig. 13 zusammen aber das Vordertheil (s. h. die Hälfte).

Die krausen Streifen müssen ungefähr die doppelte Weite des Einsatzstreifens, an welchen sie gesetzt sind, haben und werden an den Seiten dem Muster nach schräg geschnitten. Fig. 12 wird A an A, B an B mit Fig. 13 (glattes Theil) zusammengenäht.

Fig. 14. Das vordere Seitentheil, aus glattem Stoff und einem an der vorderen Seite in die Höhe laufenden Einsatzstreifen bestehend, wird C an C, D an D mit dem Vordertheil, L an L, M an M mit Fig. 15, dem Rücken-Seitentheil, zusammengenäht. (Fig. 15 besteht aus glattem Stoff und einem hinten in die Höhe laufenden Einsatzstreifen.)

Fig. 16 und 17 bilden zusammen das Rückentheil. Fig. 16 besteht aus glattem Stoff und einem querlaufenden Einsatzstreifen; Fig. 17 aus einem krausen Stück Zeug, welches im Quadrat nach der Länge der Linie F bis O zu schneiden ist, oben und unten nach der Breite des Musters eingezogen und E an E, F an F mit Fig. 16 zusammengenäht wird.

Das ganze Rückentheil wird G an G, H an H mit Fig. 15, und alsdann die Taille auf den Schultern I an I, K an K zusammengenäht.

Fig. 18. Die Hälfte des Gurtes wird N an N, O an O an den untern Rand der Taille gesetzt.

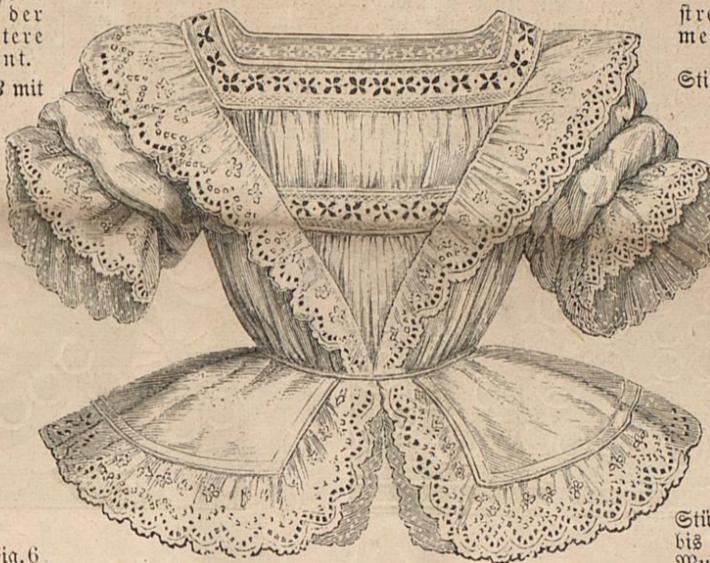
Fig. 19. Die Hälfte des Ärmels. Die gerade punktirte Linie bezeichnet die Mitte des ganzen Ärmels, die gebogene punktirte Linie den Ausschnitt der äußeren Ärmelhälfte.

Fig. 20. Die Hälfte des Ärmelvolants wird etwas kraus, P an P, Q an Q mit Fig. 19 zusammengenäht und bei dieser Naht zugleich die Puffengarnierung des Ärmels mitgefäht. Diese Garnierung besteht aus 2 sich nach unten legenden Puffen, welche Fig. 19, den Ärmel, bis auf einen kleinen Rand ringsum bedecken und aus einem $\frac{3}{4}$ Elle langen und reichlich $\frac{1}{4}$ Elle breiten Stück Zeug durch 3maliges Einreihen gebildet werden. An den Enden werden die Puffen dichter zusammengedrückt und ihrer Breite nach in Falten gelegt; alsdann wird der Ärmel nebst dem Volant von R bis S zusammengenäht und muß diese Naht beim Einsetzen des Ärmels in das Armloch auf das Kreuz der Fig. 14 treffen.

Beim Zusammensetzen der Taillentheile wird eine dünne in Battist gefasste Schür (Passepolierung) mit eingenäht, und hinten zum Schließen der Taille Knöpfe und Zwirnösen befestigt.

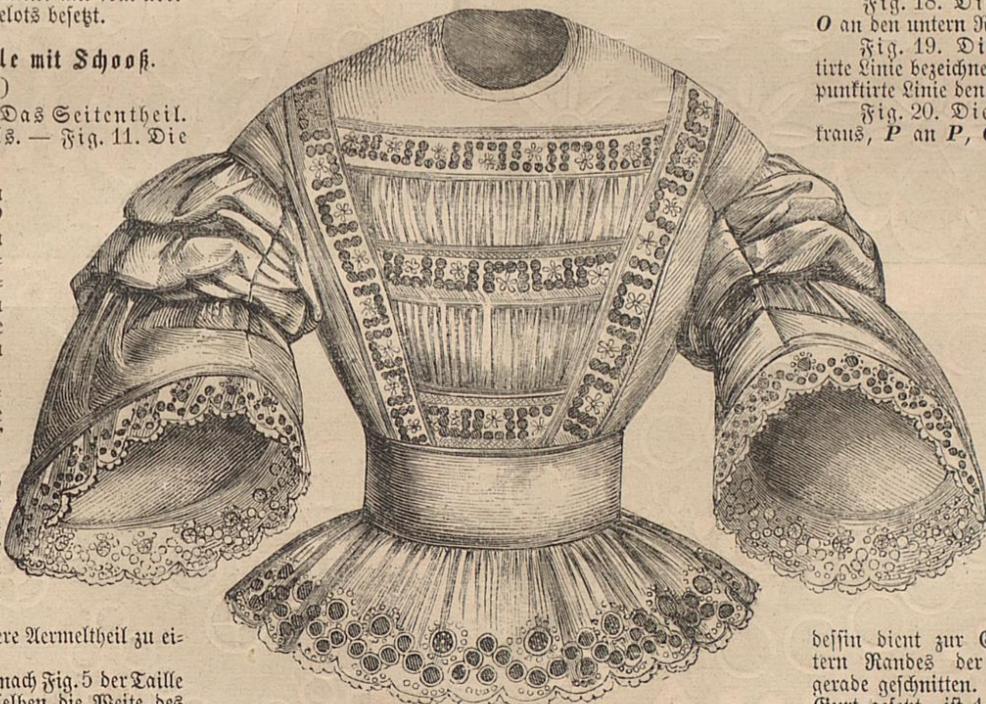
Das auf Fig. 20 befindliche Stickerdeffin dient zur Garnierung des Ärmelvolants und des untern Randes der Taille. Beide Garnierungen sind ganz gerade geschnitten. Die Frisur, welche als Schoof um den Gurt gefetzt, ist $1\frac{1}{2}$ Elle lang und reichlich $\frac{1}{2}$ Viertel Elle breit; die Ärmelgarnierung nur $\frac{3}{4}$ Elle lang und reichlich $\frac{1}{16}$ Elle breit.

Das Deffin wird in englischer und französischer Stickerei



Ausgeschnittene Taille für Mädchen von 5—7 Jahren.

(Der Schnitt dieser Taille befindet sich auf dem dieser Nummer beiliegenden Supplement unter Nr. IV, Fig. 21—25.)



Hohe Taille, für Mädchen von 10—12 Jahren.

(Der Schnitt dieser Taille befindet sich auf dem dieser Nummer beiliegenden Supplement unter Nr. III, Fig. 12—20.)

ausgeföhrt, die großen Ringe werden languettirt, mit einem Zwirnradchen verziert und sind mit dick zu stickenden Punkten umgeben. Das Einfasbdestin ist ebenfalls in französischer und englischer Stickerei zu arbeiten.

Nr. IV. Schnitt einer ausgeschnittenen Taille von weißem Battist mit Stickerei.

(Für Mädchen von 5 bis 7 Jahren.)

Original aus dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris und Berlin.

Fig. 21. Die Hälfte des Vordertheils. — Fig. 22. Das Rückentheil. — Fig. 23. Die Achsel. — Fig. 24. Der Ärmel. — Fig. 25. Das Schooßtheil.

Fig. 21. Die Hälfte des Vordertheils wird aus 2 gestickten Einfasbstreifen und 2 breiteren krausen Streifen zusammengesetzt. Die breiteren Streifen, deren Weite für die Hälfte des Vordertheils auf dem Muster angegeben ist, werden oben und unten eingereibt und mit den Einfasbstreifen zusammengenäht, ganz wie sie auf dem Muster zusammengestellt sind; so daß die punktirten Linien der einzelnen Streifen alsdann eine Linie bilden, welche die Mitte des Vordertheils bezeichnet, und also die unterbrochene äußere Contour der Fig. 21 zusammenhängend erscheint.

Fig. 22. Das Rückentheil wird ganz auf dieselbe Weise wie Fig. 21 zusammengesetzt.

Beide, Fig. 21 und 22, werden alsdann A an A, B an B, C an C zusammengenäht und ist hierbei zu bemerken, daß die Falten der eingereibten Streifen beider Figuren 2 Finger breit vor der Seiten-Naht aufhören — also — daß unter dem Arm die Taille glatt bleibt.

Fig. 23. Die Achsel wird D an D, E an E mit Fig. 21, F an F, G an G mit Fig. 22 zusammengenäht.

Fig. 24. Der Ärmel wird zunächst mit 2 querlaufenden, durch 3maliges Einreihen aus einem Stück Zeug gebildeten Puffen bedeckt, deren untere mit einer gestickten Frisur zugleich an den Rand des Ärmels genäht wird, während die obere sich dem Armloch anschließt. Die Weite der Puffen beträgt 3/4 Elle, die Breite des Stoffes für beide Puffen 1/2 Elle und wird derselbe oben nach den Enden, wo der Ärmel schmaler ist, etwas abgerundet. Wenn die Puffen (auch da wo sie in der Mitte aufgereiht) festgenäht sind, so wird der Ärmel K an K, L an L, so wie auch die Ärmelfrisur zusammengenäht. Letztere ist 1/2 Elle und 1/2 Viertel weit, 2 Zoll breit und nach den Enden zu, wo sie zusammengenäht, etwas schmaler geschnitten.

Beim Einsetzen des Ärmels in das Armloch muß die Naht auf das Kreuz der Fig. 21 treffen.

Zwei gestickte Frisuren gehen als Tragebänder von der Taille über die Schultern. Sie lassen vorn an der Taille einen 1 Finger breiten, hinten einen 2 Finger breiten Raum zwischen sich und sind von da schräg nach der Achsel, und diese entlang dicht am Ärmel festgenäht.

Die Breite der Frisuren beträgt auf der Schulter nicht

ganz 1/2 Viertel Elle, verringert sich nach der Taille zu einem Zoll, und beim Annähen der Enden, durch eine gelegte Falte, zu einem halben Zoll. — Die Weite der Frisur beträgt 1 Elle und 1/2 Viertel und wird mittelst einer eingenahten dünnen Schnur auf den Schultern in etwas dichtere Falten, als nach der Taille zu eingezogen.

Fig. 25. Das Schooßtheil erhält ebenfalls eine gestickte Garnirung, welche ringsum in gleicher Breite (1/16 Elle breit) und nur in dem Maße gefaltet um das Schooßtheil gefest wird, daß sie nicht spannt.

Das Schooßtheil wird, ohne es auszudehnen, H an H, I an I an Fig. 21 und 22 genäht, welche natürlich vorher von H bis I in Falten gezogen werden, so daß die Weite der ganzen Taille 3/4 Elle und 1/16 beträgt. Das Schooßtheil erhält hinten, neben dem Ansatz der Stickerei 2 auf der linken Seite gegeneinander gelegte Falten, deren Tiefe nach der Tailleweite zu berechnen ist.

Das Stickereidesign, welches sich auf Fig. 25 befindet, ist für die Tragebänder, die Ärmelfrisuren und die Garnirung des Schooßes anzuwenden. Für die Einfasbstreifen ist auf diesen selbst ein Dessin zur Stickerei angegeben.

Die Taille wird hinten an jedem der gestickten Streifen durch 2 Knöpfchen, am Ansatz des Schooßes durch 1 Knöpfchen geschlossen. [2439]

Sechs Weißstickerei-Designs.

Nr. 1. Zwischensatz in englischer Stickerei auf Battist zu sticken, an Kindergarderobe zu verwenden.

Nr. 2. Bordüre in englischer und französischer Stickerei — auf Mull oder Battist, an Kindergarderobe, Striche u. s. w. zu verwenden.

Nr. 3. Bordüre in französischer Stickerei und Stickerei à la minute (point de poste). — Dieses Design kann zum Ärmelvolant durch Fortsetzung des Pleins in beliebiger Breite ausgeführt werden.

Die Sternblumen sind in französischer Stickerei, der Plein in point de poste zu arbeiten. Eine nähere Erklärung dieser Art Stickerei ist in Nr. 22 des Bazar, Seite 192 gegeben.

Nr. 4. Bordüre in Guipüre-Stickerei — auf Mull oder Tüll zu Ärmelvolants, auf Battist oder Gambrie zu weißen Unterkleidern für kleine Mädchen zu arbeiten. — Die Anwendung der Guipüreschnur beschränkt sich, wie das Muster zeigt, nur auf den zwischen den äußeren Languetten und den Blättern befindlichen Raum, und wird also der Stoff unter den Guipüresäben nur bis zu der breiten Querlinie hinweg geschnitten, welche zwischen dem runden Bindloch und den Blättern sichtbar ist. Diese Linie und das runde Bindloch müssen, zur Haltbarkeit des Ganzen, sehr dicht und etwas breit languettirt werden. Die Blätter sind mit etwas schrägen Stichen zu sticken.

Nr. 5. Bordüre in englischer und französischer Sticke-

rei — auf Battist, zu Kinderkleidern, Negligés u. s. w. zu verwenden.

Nr. 6. Bordüre in englischer und französischer Stickerei. — Letztere gilt nur für die beiden Blätter der Zweige; die an denselben befindlichen Rundungen werden languettirt und mit einem Zwirnradchen verziert. [2457]

Dessin für Filet- und Häkelarbeit zu Tischdecken oder Gardinen.

Material: weiße Baumwolle.

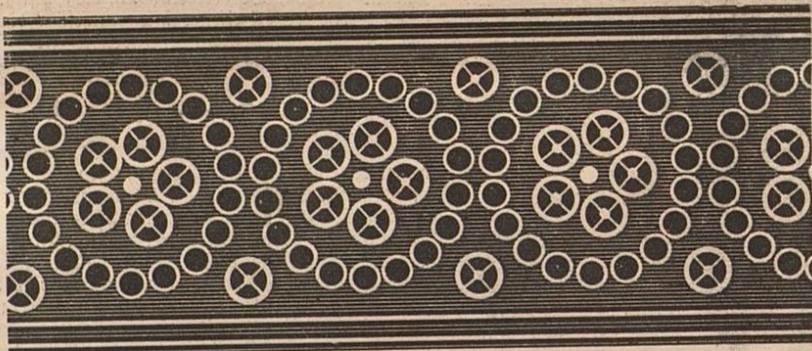
Die unveränderte Gunst, deren die einfachen und doch so eleganten Lurusarbeiten aus weißer Baumwolle seit Jahren sich zu erfreuen haben, macht es uns zur Pflicht, von Zeit zu Zeit durch Mittheilung geeigneter Muster dem herrschenden Geschmack zu hulbigen, zumal wenn er, wie in dieser Beziehung, ein guter ist, der es möglich macht, durch geringen Kostenaufwand und etwas beharrlichen Fleiß die Häuslichkeit freundlich zu schmücken.

Das heute mitgetheilte Dessin giebt sich auf den ersten Blick als ein solches kund, welches durch ausdrucksvolle Zeichnung den Mangel der Farben ersetzt, und durch Klarheit der Formen die in einfachem Weiß unmöglichen Nuancen entbehrlich macht. Filet- und Häkelarbeit sind im Kreise unserer Leserinnen zu bekannt, um einer Erklärung zu bedürfen, und so gelten unsere Erläuterungen nur dem hier gegebenen Muster, welches nach beiden Seiten zu beliebiger Länge vergrößert werden kann, sowohl zu einem geraden, als zu einem länglichen Birect. Zu regelmäßiger Abwechslung der größeren und kleineren Plein-Figuren, so wie der in der Borte wechselnden Blumen- und Arabesken-Figuren giebt die Zeichnung selbst Anweisung.

Die das Dessin begrenzenden Zacken fordern noch besondere Erwähnung, obgleich wir bereits in Nr. 24 des Bazar, Seite 190 und 191, bei Gelegenheit der kleinen Häkelborten auf deren Ausführung hinwiesen. In Filet ist dieselbe sehr leicht, da der Grund an den Seiten ganz gerade gearbeitet wird; die Zacken werden nach Vorschrift des Musters durchgezogen, und zuletzt, nachdem die Arbeit gewaschen, gestärkt und geplättet, ausgeschnitten. Das Hinwegschneiden des überstehenden Filetgrundes ist der Haltbarkeit nicht nachtheilig, da die Filetnoten fest genug sind, so bald man nicht allzu dicht abschneidet. Etwas schwieriger sind die Zacken in Häkelarbeit auszuführen. Bei den mit den Reihen der Arbeit gleichlaufenden, also querliegenden Zacken können dieselben gleichzeitig durch Ab- und Zunehmen gebildet werden, und wird es dadurch nöthig, bei den heraustretenden Zacken stets so viel Anschlagmaschen am Anfang und Ende der Reihe zu häkeln, als zu den Stäbchenmaschen der nächsten Tour erforderlich sind.

Die zwei andern Zackenreihen (vorausgesetzt, daß die Arbeit einer Tischdecke gilt) müssen in einzelnen, zu ihrer Gestal-

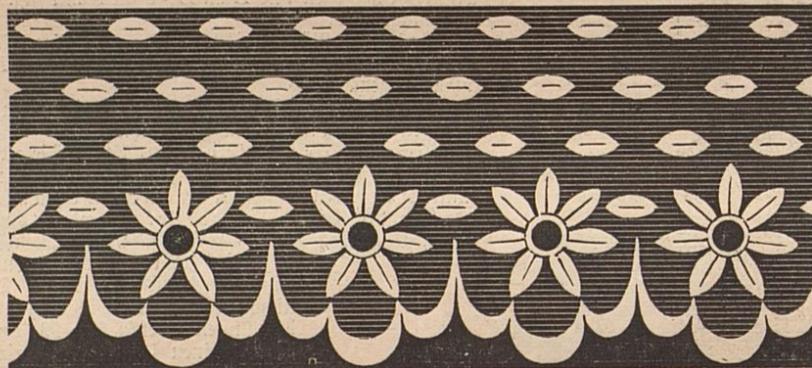
Nr. 1.



Nr. 2.



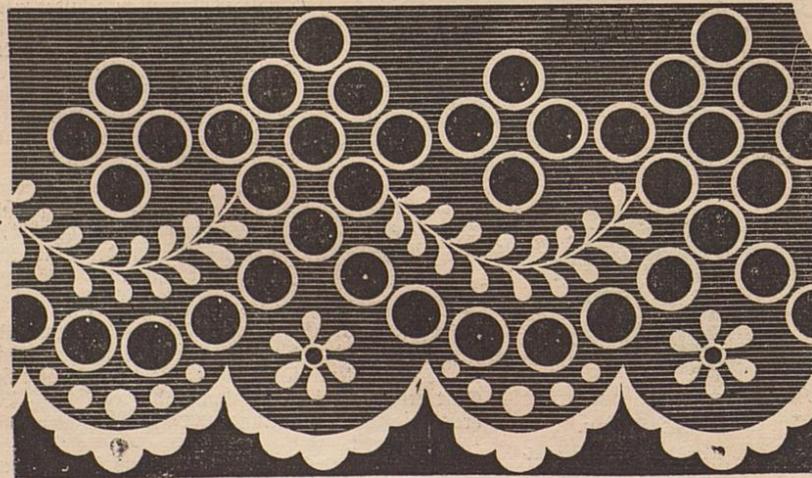
Nr. 3.



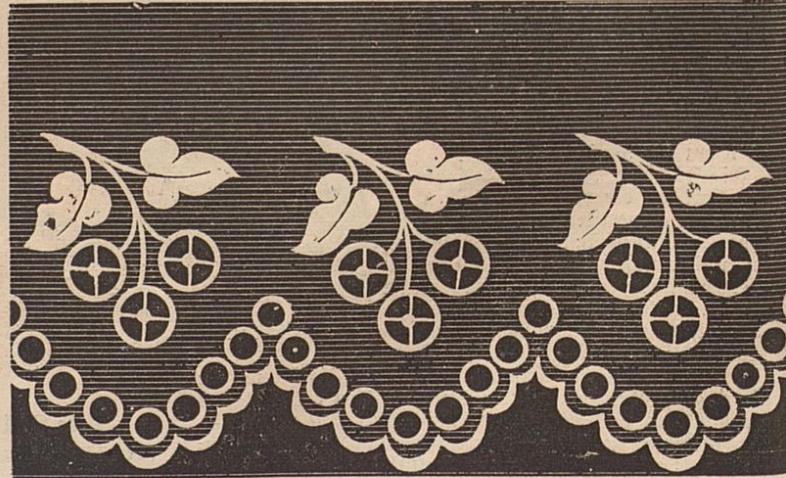
Nr. 4.



Nr. 5.



Nr. 6.



tung nöthigen kurzen Reihen gehäkelt werden, und da die Arbeit eine rechte und eine linke Seite hat, ein Umwenden also nicht gestattet ist, wird das jedesmalige Abschneiden des Fadens unerlässlich. Es ist rathsam, jedes Faden-Ende stets in der nächsten Tour in dem dichten Zadenmuster zu verhäkeln, den letzten

Faden gut zu verstecken und außerdem noch alle vier Seiten der Decke mit einer Schlußtour von festen Maschen zu umgeben, wodurch die Contouren der Zaden ausdrucksvoller hervortreten. Sollte die etwas mühsame Arbeit der Zaden manche Leserin von ihrer Ausführung zurückhalten, so kann die Decke oder

Gardine ohne Bedenken in geraden Reihen geschlossen, statt der Zaden mit einer geraden, einfachen Borte, oder mit weiß baumwollenen Frauzen verziert werden. Der letztgenannte Schmuck wäre namentlich bei einer Tischdecke den Zaden vorzuziehen. [2452]



Dessein zu Filet- und Häkelarbeit.

Neueste
Kleider-Tailen

für Gesellschafts-, Haus-, und
Promenaden-Toilette.



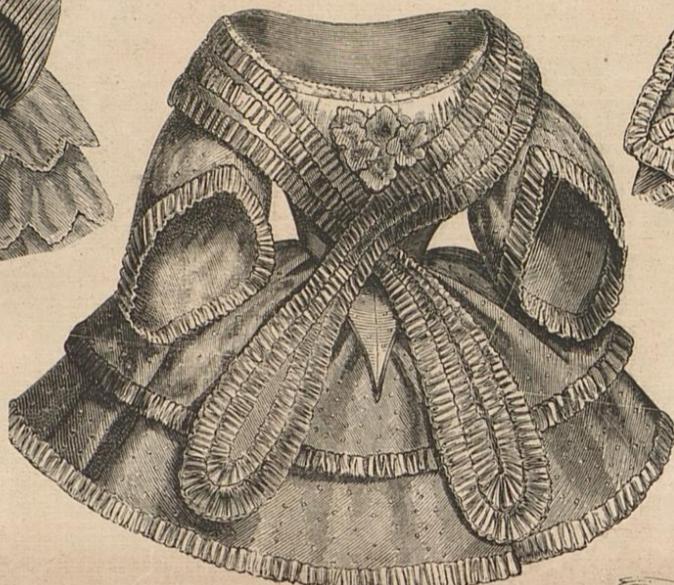
Nr. 1.



Nr. 2.



Nr. 3.



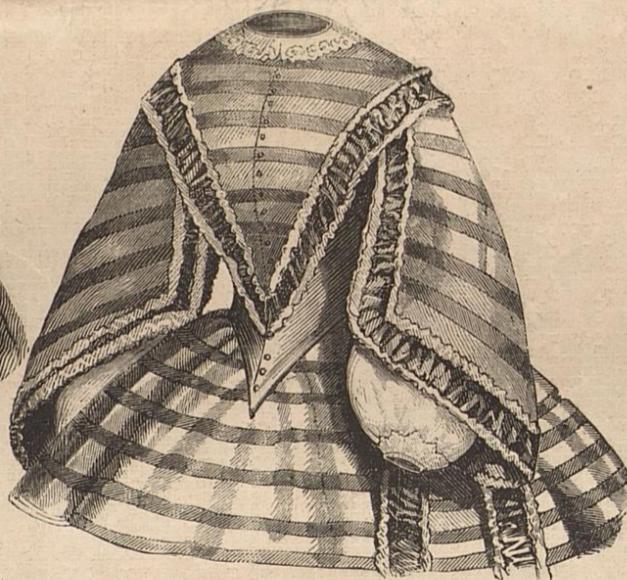
Nr. 4.



Nr. 5.



Nr. 7.



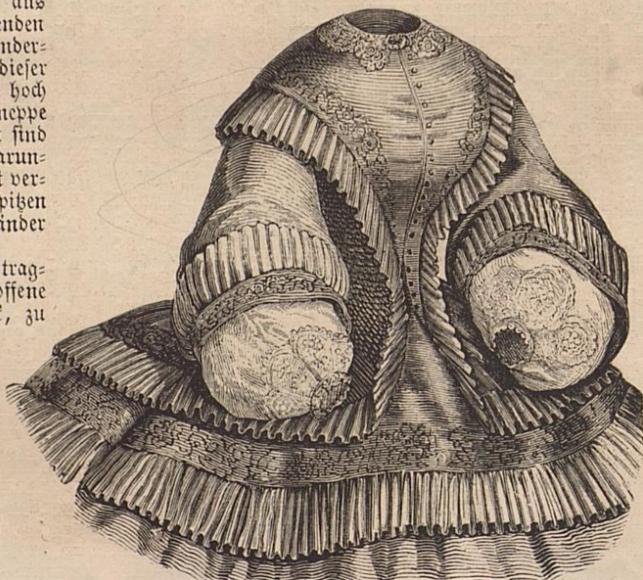
Nr. 6.

Neueste Kleider-Tailen.

Nr. 1. Hohe glatte Taille. Die Eigenthümlichkeit dieses Kleides liegt in der Anwendung verschiedenfarbigen Stoffes; daher sei vor Allen dieser genannt: Das Kleid ist aus grauem Taffet, an dem oberen, bis unter das Knie reichenden Rock pyramidenartig zu beiden Seiten mit kleinen übereinanderfallenden Volants von blauem Taffet und an den Seiten dieser Pyramiden mit schwarzer Spitze besetzt. Die Taille ist hoch hinausgehend, glatt, und hinten und vorn mit einer Schneppe versehen. Die weiten offenen Ärmel von grauem Taffet sind oben mit zwei schmalen Puffen von grauem Taffet und darunter mit einem ausgeschlagenen Volant von blauem Taffet verziert. Dazu Capote von braunem Taffet mit schwarzen Spitzen überzogen; der Fond des Kopfes ist blau, die Bindebänder gleichfalls. — (Promenadetoilette.)

Nr. 2. Hohe glatte Taille mit Schneppe, schmale tragbandartige Berthe von braun und grünem Band, weite offene Ärmel, mit gleichem Bande garnirt. Dazu glatter Rock, zu beiden Seiten durch zweimaligen Befatz desselben Bandes schürzenartig garnirt. Stoff: Schwarz und weiß carrirtes Taffet in Damenbrettmuster.

Nr. 3. Glatte hohe Taille ohne Schooß, besetzt mit Rücken, welche vorn und hinten sich zu einem tragbandartigen Fichu gestalten, von dessen Schluß hinten eine Schleife mit langen Enden herabhängt. Die Ärmel, mit gleicher Rücken besetzt, bestehen aus einem schmalen Puff und einem breiten Volant, welcher nach dem Vorderarm zu schmaler geschnitten und aufgenommen ist. Dazu doppelter Rock, an den Seiten durch Rücken à bandes besetzt. Dieser Befatz zeigt zwei



Nr. 8.

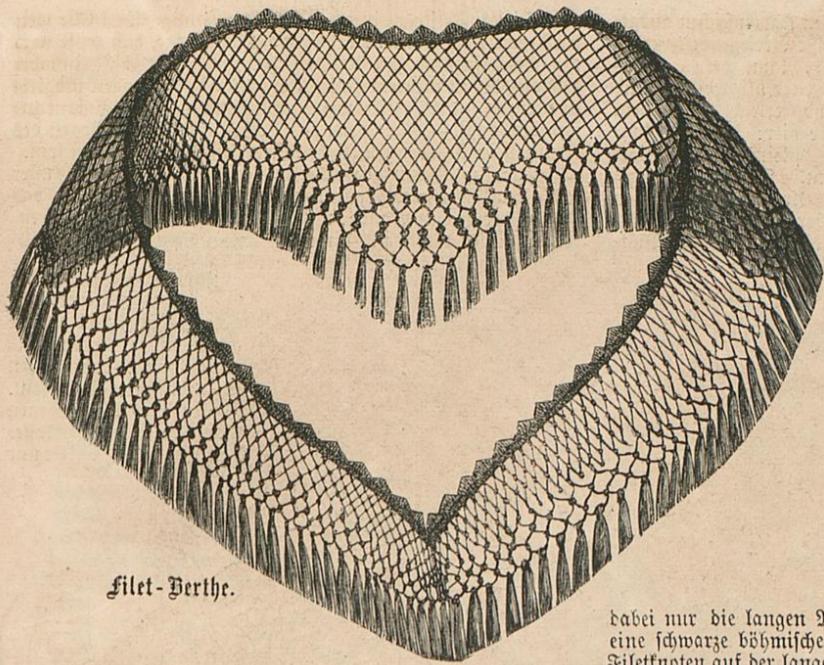
schon zwei geraden Streifen ein Muster verschobener Carreaux und ist beiden Rücken gemeinsam, nur der obere Rock ist noch am Saum durch eine Rücken verziert. Stoff: Grün und weißer Barège du Nord, grünes Taffetband zu den Rücken. Schmucklose Haar-Frisur, bestehend in einem Wellenscheitel und hinten verschlungenen Haarflechten.

Nr. 4. Ausgeschnittene Taille mit langer spitzer Schneppe, verziert durch eine Fichu-Berthe vom Stoff des Kleides. Halbblange, vorn ausgenommene Ärmel. Dazu Rock mit 5 Volants, dessen erster von der Taille ausgeht. Stoff des Kleides: Gemusterter rosa Tarlatan — Garnitur: Rücken besetzt von weißem Mull. Brochebouquet von rosa Azaleen. — (Gesellschaftstoilette für junge Mädchen.)

Nr. 5. Hohe Taille mit langem Schooß, letzterer aus 3 Volants gebildet, welche von der Taille ausgehen; der Stoff des Kleides ist grauer Taffet; zur Garnitur ist, abwechselnd mit dem grauen, rosa Taffet benutzt, in der Weise, daß der Pyramiden bildende Befatz des einfachen Rockes aus grauen und rosa Volants, der Schooß ebenfalls aus zwei rosa und einem grauen Volant besteht, welcher Wechsel sich auf dem vorderen Befatz der Taille wie an den Ärmeln wiederholt; diese sind aus zwei grauen Puffen und zwei schmalen rosa Volants gebildet, denen sich ein Unterärmel von Spitzen anschließt. Haarschleife von grau und rosa Band. — (Gesellschaftstoilette.)

Nr. 6. Glatte hohe Taille, vorn zugeknöpft, mit Schneppe und Füllhorn-Ärmeln; dazu doppelter Rock à bandes besetzt. Stoff: Quergestreifter Fil de Chèvre; Garnitur der Rücken, der Ärmel und der Taille: auf beiden Seiten in Falten gereihtes Seidenband.

Nr. 7. Hohe Taille mit sehr langem Schooß, verziert mit einem aus Posamentierbirtchen gebildeten Carré-



Filet-Berthe.

Besatz, und Cicheln derselben Arbeit. Wie unsere Abbildung zeigt, ist dieser Besatz vorn an der Taille nicht tragbandartig, sondern läuft im Armloch aus. Die mit Cichelnknöpfen vorn geschlossene Taille ist mit schwarzem Sammetringsum eingefasst, so wie die sehr weiten Ärmel, welche mit dem Carrémuster aus schwarzer Borte entsprechend verziert sind. Der einfache Rock zeigt dasselbe Muster in einer Garnitur à bandes. Stoff der Robe: Stahlgrauer Taffet, zum Futter der Ärmel rosa Taffet. Capote von Reisstroh, mit rosa Hortensien verziert; rosa Bindeband. — (Reisetoilette.)

Nr. 8. Hohe glatte Schoof-Taille mit tragbandartigem Besatz, aus einem getollten Falbelas vom Stoff des Kleides bestehend, darüber eine Stickerei in der Farbe desselben. Die Ärmel sind mit der gleichen Stickerei verziert und zeigen den getollten Volant zurückgeschlagen. Dazu Rock mit 3 breiten Volants, denen der lange Schoof als der vierte sich anschließt; alle vier haben den erwähnten Schmuck reicher Seidenstickerei und getollter Falbelas. Stoff des Kleides: Violette Taffet. [2443]

Schwarze Filet-Berthe.

Material: schwarze Nähseide, schwarze böhmische Perlen, hölz. dreieckige übersponnene Holzklügeln, schmale seidene Borte.

Wir haben unsere Leserinnen bereits mit den schwarzen

Posementier - Berthen und der Art sie zu tragen bekannt gemacht, und dürfen daher sogleich zur Beschreibung dieser Berthe übergehen, deren Anfertigung für Damenhände eine leichte und amüsante Arbeit ist.

Die in Nr. 24 des Bazar gelieferte Berthe ist von der obenbenannten in Ausführung sowohl als Form verschieden, wie dies die hierzu gehörige verkleinerte Abbildung der ganzen Berthe zeigt. Während jene nur nach der Taille zu schmaler werdend, die Schultern in gleicher Breite umgibt, bildet diese hinten, wo sie ohne Franzen die Breite 1/4 Elle hat, eine stumpfe Spitze und nimmt nach den Enden bis zu 1/10 Elle ab. Der obere Theil der Berthe ist in glattem Filet gearbeitet, die Borte — in stärkerem Filet — mit böhmischen Perlen, übersponnenen Holzklügeln und seidenen Puscheln verziert, welche letztern nur hinten, wo die Borte am breitesten ist, in einer kurzen Reihe angebracht sind.

Die nebenstehende originalgroße Abbildung ist diesem breiten Theil entnommen, und giebt die Länge der Filetmaschen in der Borte, so wie in dem darüber befindlichen dichteren Filetgrund an. Der Filetgrund wird mit 3- oder 4facher Seide gearbeitet, je nachdem diese fein oder stark ist.

Man schlägt 148 Maschen auf, strickt die nächsten 3 Reihen in derselben Maschenzahl darüber und läßt bei den folgenden 6 Reihen am Ende jeder derselben

16 Maschen stehen. Demzufolge ist man von jedem Ende der Berthe um 48 Maschen zurückgerückt. Es werden nun noch 7 Reihen gestrickt, bei denen man die Maschenzahl in der Weise regelmäßig zu beiden Seiten verringert, daß die 7. (letzte) Reihe nur 26 Maschen zählt.

Jetzt beginnt man die Borte und strickt dazu von einem Ende der Berthe bis zum andern

die 1. Reihe Maschen, bei welcher man, regelmäßig abwechselnd, einmal, dann zweimal die Seide um den Stab wickelt, so daß abwechselnd eine lange, eine kurze Masche sich bildet. — Die ganze Reihe mißt ungefähr 156 Maschen zählen.

(Die folgenden Reihen, welche nur aus großen Maschen bestehen, werden sämmtlich über einen angemessenen breiten Stab und mit 5facher oder 6facher Seide gearbeitet.)

Die 2. Reihe strickt man von der vorigen Reihe zurück und faßt dabei nur die langen Maschen, auf welche man stets vorher eine schwarze böhmische Perle schiebt, die alsdann hinter dem Filetknoten auf der langen Masche der vorigen Reihe bleibt.

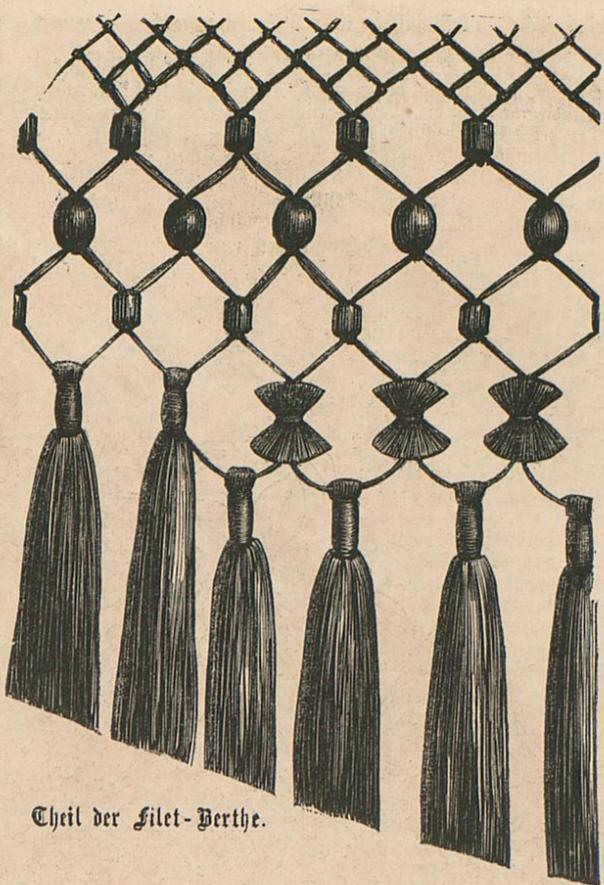
Die 3. Reihe wird abermals von da zurückgestrickt, und auf jede Masche der vorigen Reihe, ehe man sie auf die Filetnadel nimmt, ein übersponnenes Klügeln geschoben.

Zur 4. Reihe befestigt man die Seide in der 8. Masche der vorigen Reihe, schiebt beim Stricken der folgenden Maschen eine böhmische Perle auf und beschließt diese Reihe in der 8. Masche, am andern Ende der Berthe; bei dieser zuletzt gestrickten Masche wird keine Perle aufgeschoben.

Die 5. Reihe wird von der 25. Masche der vorigen Reihe bis wieder zur 25. Masche des andern Endes glatt gestrickt, und erst nachher mit den Seidenpuscheln verziert, die unmittelbar um den Filetknoten befestigt werden und zu welchen man entweder Nähseide oder offene Posementierseide nimmt.

Die 6. (letzte) Reihe zählt nur 5 Maschen und bildet die stumpfe Spitze der Berthe; es werden bei dieser Reihe 4 übersponnene Klügeln aufgeschoben. — Jedemfalls kann die Verzierung der Borte solcher Weise vereinfacht werden, daß man anstatt der Klügeln und der Seidenpuscheln auch Perlen anwendet.

In jede der äußeren Maschen der Borte werden die Franzenbüschel befestigt in solcher Länge und Stärke, wie die Abbildung des originalgroßen Theiles es angiebt. Zu bemerken ist hierbei, daß auch stets die Knoten, mit welchen eine der kürzeren Reihen beginnt und aufhört, mit einem Franzenbüschel bedeckt werden.



Theil der Filet-Berthe.

Eine schmale starke Seidenborte, an welche die Anschlagmaschen befestigt werden, bildet den oberen Rand der Berthe, welche an unserm Modell die Breite von 1 Elle 3/4 Viertel hat. [2442]

Gehäkelte Franze

zur Garnirung der Mäntel, Mantillen, Burnous u. s. w.

Material: starke, gedrehte Posementierseide oder Nähseide.

Mit dieser leichten Häkelarbeit liefern wir unsern Leserinnen eine Franze, welche keineswegs die Imitation eines ausländischen Fabrikates ist, sondern in derselben Weise durch weibliche Hand verfertigt, jetzt den reichsten, gediegensten Schmuck der Mäntel und Mantillen bildet.

Kann auch eine seidene Franze von der Breite der hier gegebenen, des theuren Materials wegen, keine ganz billige sein, so wird doch durch die Selbstanfertigung ein bedeutender Theil der Kosten erspart und die Arbeit selbst ist jedenfalls eine angenehme.

Die Farbe der Seide, ob grau, schwarz oder braun, wählt man natürlich nach der Farbe des Mantelstoffes, oder jenachdem sich der Geschmack für eine gleichfarbige oder absteckende Verzierung des Mantels entscheidet.

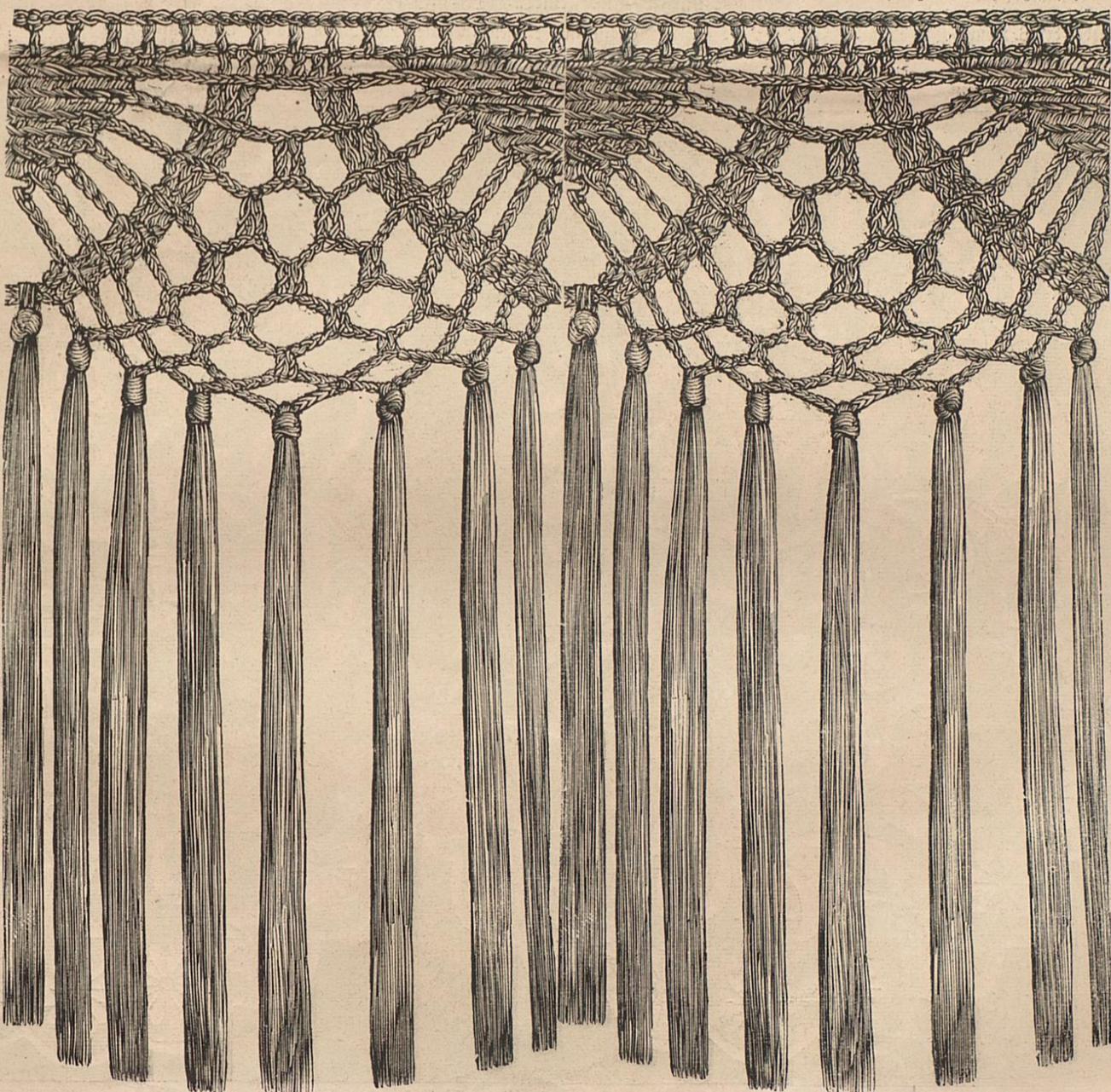
Erklärung des Musters.

Man schlägt eine Reihe Kettenmaschen auf, in der für die Franze nöthigen Länge.

1. Tour. Wird in der regelmäßigen Abwechslung einer Stäbchenmasche und einer Luftmasche gehäkelt.

2. Tour. * 7 Stäbchenmaschen, 5 Luftmaschen über 3 Maschen, d. h. man läßt 3 Maschen der vorigen Tour liegen, 13 feste Maschen, 5 Luftmaschen über 3 Maschen, — vom * wiederholt.

3. Tour. * 3 Stäbchenmaschen auf das 6. und 7. Stäbchen der zu Anfang der vorigen Tour gehäkelten Stäbchenmaschen und auf die erste der 5 Luftmaschen, 5 Luftmaschen, 11 feste Maschen auf die 13 festen Maschen, so daß zu beiden Seiten eine feste Masche liegen bleibt, 5 Luftmaschen, 3 Stäbchenmaschen auf die letzte der 5 Luftmaschen und die beiden ersten der 7 Stäbchenmaschen der vo-



Franze.

rigen Tour, 5 Luftmaschen über 3 Stäbchenmaschen — vom * wiederholt.

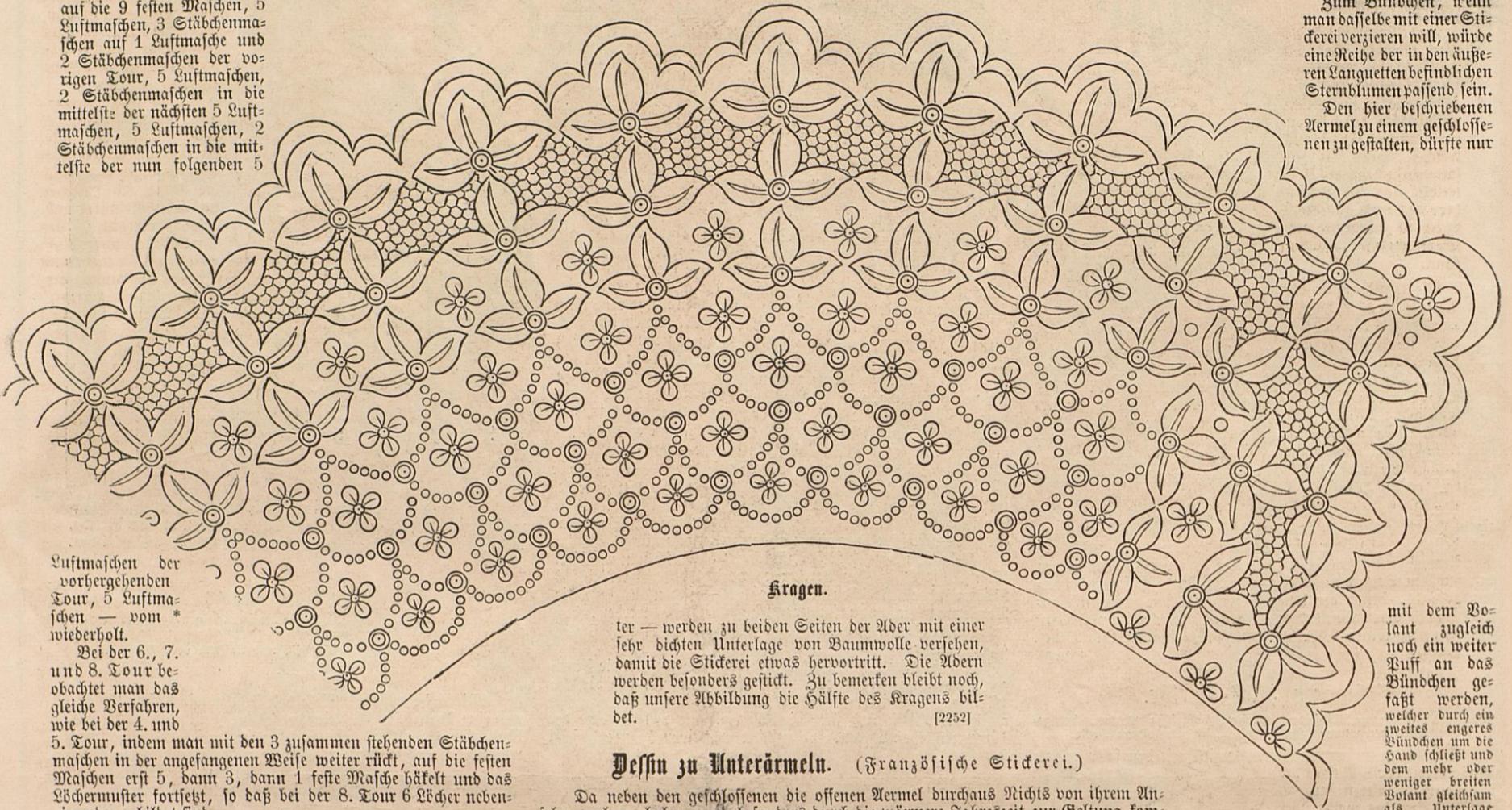
4. Tour. * 3 Stäbchenmaschen auf das 2. und 3. Stäbchen der zu Anfang der vorigen Tour gehäkelten Stäbchenmaschen und auf die nächstfolgende Luftmasche, 5 Luftmaschen, 9 feste Maschen auf die 11 festen Maschen, 5 Luftmaschen, 3 Stäbchenmaschen auf die letzte der 5 Luftmaschen und die 2 ersten der 3 Stäbchenmaschen, 5 Luftmaschen, 2 Stäbchenmaschen in die mittlere der nächsten 5 Luftmaschen, 5 Luftmaschen — vom * wiederholt.

5. Tour. * 3 Stäbchenmaschen von der 2. Stäbchenmasche der vorigen Tour an, 5 Luftmaschen, 7 feste Maschen auf die 9 festen Maschen, 5 Luftmaschen, 3 Stäbchenmaschen auf 1 Luftmasche und 2 Stäbchenmaschen der vorigen Tour, 5 Luftmaschen, 2 Stäbchenmaschen in die mittlere der nächsten 5 Luftmaschen, 5 Luftmaschen, 2 Stäbchenmaschen in die mittlere der nun folgenden 5

verschiedenen in den Grundstoff genähten Kantenstichen ausgeführt, und dadurch dem Kragen eine große Gebiegenheit verliehen werden. Anstatt der Kantenstiche, kann der à jour-Grund aber auch durch aufgelegten feinen Tüll gebildet, und auf diese Weise die Arbeit bedeutend erleichtert werden. Eine dritte Art der Ausführung wäre hier: für diese Zwischenräume die kleinen Blumen des Pleins, mit Beibehaltung des Mullgrundes, anzuwenden. Diese werden getheilt gestickt, die im Innern des Kragens befindlichen Festsans durch Punkte, nicht durch Löcher gebildet, mit Ausnahme der Doppelringe, die sowohl hier, als in den Blättern des Randes hohl zu arbeiten sind. Letztere — die Blät-

Dieses Dessin ist in den Volant eines ungefähr 1 Elle weiten Ärmels zu arbeiten; Letzterer von der Länge, daß er, je nach der Beschaffenheit der Kleiderärmel, entweder als einfacher Ballon oder in mehrere Puffen gezogen, den Ellbogen umgibt und durch ein $\frac{1}{8}$ Elle weites Bündchen mit dem Volant zusammenhängt. — Zur Weite des Volant würden die Bogen des Musters in 5- oder 6 maliger Wiederholung zu arbeiten sein. Die Ausführung des Dessins geschieht, wie das Muster selbst deutlich angiebt, gänzlich in französischer Stickerei; das Innere der großen Blume, welches mit weitläufigen, sich kreuzenden Linien bedeckt ist, kann mit einem Spitzenstich in Tüllgrund ausgefüllt werden.

Zum Bündchen, wenn man dasselbe mit einer Stickerei verzieren will, würde eine Reihe der in den äußeren Lanquetten befindlichen Sternblumen passend sein. Den hier beschriebenen Ärmel zu einem geschlossenen zu gestalten, dürfte nur



Kragen.

ter — werden zu beiden Seiten der Ader mit einer sehr dichten Unterlage von Baumwolle versehen, damit die Stickerei etwas hervortritt. Die Adern werden besonders gestickt. Zu bemerken bleibt noch, daß unsere Abbildung die Hälfte des Kragens bildet. [2252]

Dessin zu Unterärmeln. (Französische Stickerei.)

Da neben den geschlossenen die offenen Ärmel durchaus Nichts von ihrem Ansehen verloren haben, und besonders durch die wärmere Jahreszeit zur Geltung kommen, liefern wir unsern Leserinnen ein Dessin zu offenen Ärmeln, welches auf Tüll, mit unterlegtem Mull, so wie auf Mull allein, von schöner Wirkung ist.

mit dem Volant zugleich noch ein weiter Puff an das Bündchen gefast werden, welcher durch ein weites engeres Bündchen um die Hand schließt und dem mehr oder weniger breiten Volant gleichsam als Unterlage dient. [2448]

Luftmaschen der vorhergehenden Tour, 5 Luftmaschen — vom * wiederholt.

Bei der 6., 7. und 8. Tour beobachtet man das gleiche Verfahren, wie bei der 4. und

5. Tour, indem man mit den 3 zusammen stehenden Stäbchenmaschen in der angefangenen Weise weiter rückt, auf die festen Maschen erst 5, dann 3, dann 1 feste Masche häkelt und das Böhrenmuster fortsetzt, so daß bei der 8. Tour 6 Löcher nebeneinander gebildet sind.

9. Tour. * 6 Stäbchenmaschen, welche den aus Stäbchenmaschen gebildeten Bogen schließen, und wovon 3 zur rechten Seite auf 2 Stäbchenmaschen und 1 Luftmasche kommen, die andern 3 zur linken Seite auf 1 Luftmasche und 2 Stäbchenmaschen, 7 mal 5 Luftmaschen durch 1 feste Masche getrennt, welche stets in die mittlere der 5 Luftmaschen der vorigen Tour gehäkelt wird — vom * wiederholt.

Hiermit ist die Borte zur Franze beendet, welche, wie wir hier bemerken, durch das Einhäkeln von schwarzen Pfundperlen zu noch größerer Eleganz erhoben werden kann. Die Perlen wären hauptsächlich in den durch Stäbchenmaschen gebildeten Bogen anzubringen. Die Franzen werden in einzelnen Strähnen, für deren Länge und Stärke die Abbildung das richtige Verhältniß angiebt, eingeknüpft, doch bleibt dafür jedenfalls dem Geschmack und dem Wunsch für die größere oder geringere Eleganz die erste Stimme. [2440]

Dessin zu einem Kragen.

Französische Stickerei. Material: feiner Mull.

Wir legen hiermit einen Kragen vor, dessen Ausführung eine sehr leichte sein kann, welcher aber zugleich kunstgeübten Händen Gelegenheit giebt, ihre Geschicklichkeit und Ausdauer zu beweisen. Wie auf dem Muster ersichtlich, ist der Zwischenraum der beiden ersten Blätterreihen durch einen à jour-Grund ausgefüllt; dieser kann mit



Dessin zu Unterärmeln.

Filet-Shawl.

Material: feine hochrothe drilirte Seide zum Filetgrund; — himmelblaue drilirte Seide, Goldfäden und goldene Schaumperlen zur Stickerei.

Schon in früheren Modeberichten erwähnten wir die kleinen zierlichen Shawls, welche jetzt im verschiedensten Genre in den Modemagazinen prangen; haben auch schon Gelegenheit zur Anfertigung dieses wohlkleidenden Hals-schmuckes in Häkel- oder Filetarbeit gegeben.

Das Modell eines solchen Shawls, das wir heute unsern Leserinnen in Abbildung und Beschreibung mittheilen, zeichnet sich durch besonders reichen Effect aus, welcher, durch die Zusammenstellung des Materials und der Farben hervorgebracht, allerdings durch die Zeichnung nicht wiedergegeben werden kann.

Die Abbildung — ein Theil des Shawls in Originalgröße — zeigt indes mit genauer Deutlichkeit die Art der Arbeit in Filet und Tambourinisch (Kettenstich), welche hier, durch die Anwendung der Goldfäden, eine etwas mülhsamere wird, als es bei der zuletzt beschriebenen Arbeit dieses Genres, des blauen Filettuches in Nr. 26 des Bazar, der Fall ist.

Zur Ausführung des Filet werden drei Filetstäbe von verschiedener Stärke gebraucht, welche wir, vom feinsten an, mit Nr. 1, 2 und 3 bezeichnen. Die Stärke der Stäbe besonders angeben, überhebt uns die genaue Abbildung.

Der feine Filetgrund wird in langen Reihen, mit einfacher Seide über den Stab Nr. 1 gearbeitet. Man schlägt dazu 180 Maschen auf und strickt 40 Reihen darüber; alsdann zieht man einen Faden die Mitte entlang durch den nun beendeten Streifen, befestigt Letzteren so, daß man an allen vier Seiten daran stricken kann, und arbeitet mit doppelter Seide, über den Stab Nr. 2, eine Tour rings um den Shawl, wobei man in jede der 64 Maschen zweimal strickt. — Ueber denselben Stab mit doppelter Seide strickt man an jedem Ende des Shawls quer herüber noch 5 Reihen, welche die Franzenborte bilden.

Hierauf wird an beiden langen Seiten des Shawls eine Filetspitze gearbeitet, wobei man die erste Maschenreihe in den äußeren Maschen der Franzenborte beginnt und auch am anderen Ende beschließt, damit Spitze und Borte, wie die Abbildung zeigt, im Zusammenhang erscheinen. Diese Spitze wird bis auf die letzte Reihe mit einfacher Seide gestrickt.

1. Reihe der Spitze. Stab Nr. 3. Man strickt in eine Masche 4 Maschen, läßt die nächste Masche liegen — und so fort.

2. Reihe. Stab Nr. 1. In jede Masche eine Masche gestrickt.

3. Reihe. Stab Nr. 1. Man strickt 3 Maschen und überhebt stets die 4., also die Masche, welche die 4. der in einem Büschel zusammenstehenden langen Maschen faßt.

4. Reihe. Stab Nr. 1. 2 Maschen gestrickt, die 3. liegen lassen.

5. Reihe. Doppelte Seide, Stab Nr. 2. 1 Masche gestrickt, 1 Masche liegen lassen. Die nicht gestrickten Maschen der 2., 3. und 4. Reihe müssen aufeinander treffen, wie die Abbildung zeigt.

Die untere Franze wird in der angegebenen Länge mit vierfacher Seide gearbeitet.

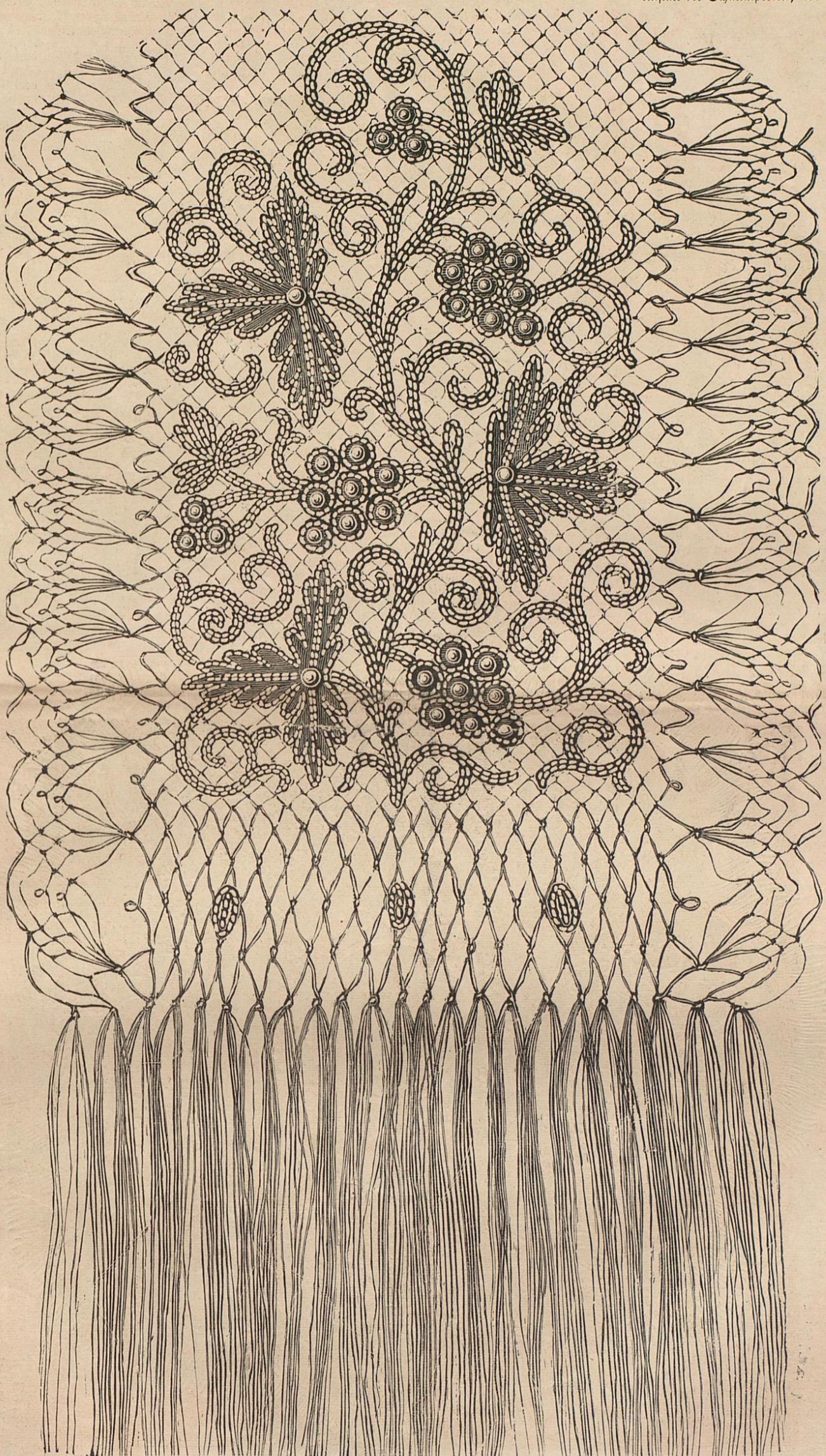
Die Stickerei, welche in beiden Enden des Shawls angebracht wird, wie schon oben erwähnt, mit Goldfäden, blauer Seide und goldenen Schaumperlen ausgeführt. Letztere heben sich auf der Abbildung selbst ganz deutlich hervor, und bleibt uns daher nur übrig, das eigentliche Dessin als im Tambourinisch mit Goldfäden, die Füllung der Blätter und Beeren als in blauer Seide gearbeitet zu bezeichnen.

Anstatt der Schaumperlen, wo diese nicht zu haben sind, können auch weiße Wachsperven verwendet werden, ohne der Schönheit des Ganzen Abbruch zu thun, was aber wohl der Fall sein würde, wollte man die Goldfäden durch Seide ersetzen. Da die oben genannten hellen Farben es nicht gestatten, der Stickerei eine Unterlage dichten Stoffes zugeben, so muß die Arbeit im Rahmen mit der Häkelnadel ausgeführt werden. Ein Tambourin (runder Rahmen), welcher mit einem Riemen umspannt wird, ist dazu am geeignetsten. Zu diesem Behufe näht man vier starke Tücher oder Servietten in der Weise mit den Ecken zusammen, daß sich eine viereckige Oeffnung bildet, groß genug für die zur Stickerei bestimmte Fläche. Ueber diese Oeffnung heftet man das betreffende Ende des Shawls und darunter, in richtiger Lage, das auf Seidenpapier gezeichnete Dessin.

Das Nüllchen mit dem Goldfaden, welcher sehr fein muß, legt man, während man davon arbeitet, in Wasser, damit der Goldfaden füsamer wird (was durchaus dem Gold nicht schadet), befestigt das Ende an der Stelle, wo man die Arbeit beginnen will, so daß der Faden auf der linken Seite, unterhalb der Stickerei hängt, und arbeitet nun die Stiele, Ranken, Aehren und Umriffe der Blätter und Beeren mit gewöhnlichen Kettenmaschen, der Zeichnung folgend, wobei man das Seidenpapier mit durchsicht. Man arbeitet ununterbrochen, ohne den Faden abzuschneiden, so daß, z. B. bei einer Ranke, wenn man an die Spitze derselben gelangt, man dicht neben der eben gebildeten Linie wieder zurück zum Ausgangspunkt arbeitet. Wir verweisen hier ganz besonders auf die Abbildung, welche sogar die Kettenmaschen erkennen läßt.

Die Füllung der Blätter und Beeren kann entweder auch in Tambourinisch, oder in freier Hand mit Stopfstich ausgeführt werden; natürlich muß man im letzteren Fall vorher das Seidenpapier hinweg. Die Perlen werden zuletzt, nach Angabe der Abbildung, auf den Beeren und Blättern angebracht. [2411]

Zwei Dessins zu Ärmelmanschetten. Material: feiner Mull. Jedes der beiden Dessins bildet die Hälfte einer Manschette u. ist in französischer Stickerei auszuführen, welche hier, ungeachtet der sehr feinen Zeichnung, doch weniger Mühe, als Accurateffe erfordert. Bei Dessin Nr. 1 bedürfen nur die Fasern, welche die länglichrunden Figuren umgeben, einer Erklärung.

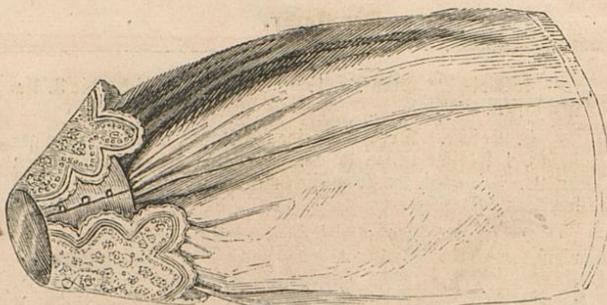


Filet-Shawl. (Natürliche Größe.)

Diese Fasern sind nicht fest mit Stielsch zu arbeiten, sondern bilden lose ausliegende, nur an der Spitze an das Zeug gefasste Stäbchen und werden, vor der Stickerei, mit ganz feiner Stäbbaumwolle oder, wenn diese nicht fein genug zu haben ist, mit feinem Nollenzwirn, auf folgende Weise ausgeführt:

Von der äußeren Contour des länglichen Kernes ausgehend, sticht man nach der Spitze der Faser, macht dort einen kleinen Querstich, und den die Faser bildenden Fäden zweimal umschlingend, sticht man wieder zurück in die Contour, an der Stelle, wo man ausgegangen; dem zufolge ist das Stäbchen, oder die Faser aus doppeltem, um einander geschlungenen Zwirn gebildet. Man zieht die Contour entlang bis zur nächsten Faser, führt sie eben so aus und vollendet so in sehr leichter Weise das Ganze, welches der feinsten Stickerei gleicht.

Bei Dessin Nr. 2 hängt die Schönheit der Stickerei besonders von der Zierlichkeit der kleinen Blumen ab, deren einzelne Blättchen möglichst dünn sich an das innere Bindloch schließen müssen. — Die aus Punkten bestehenden Festons werden ganz einfach aus starken Steppstichen gebildet, mit weniger feiner Baumwolle, als man zur übrigen Stickerei verwendet.



Nr. 3. Aermel.

Deffins werden in einer Schattirung kleiner weißer Perlen in Plattstich ausgeführt, und können wir in dieser Beziehung auf unsere, unter Anderm, in Nr. 20 des Bazar, Seite 153 bei Gelegenheit des Plattstickereibessins gegebene nähere Erklärung dieser Arbeit verweisen.

Eine Ausnahme findet indeß hier mit den Stielen der Zweige statt, welche, so wie die Aern der Blätter, mit Goldfäden im Stielsch zu arbeiten sind.

Die Blüten werden aus vier einzelnen größeren weißen Perlen mit einer Goldperle in der Mitte gebildet; die herabhängenden Trauben ebenfalls aus einzelnen Perlen und würde für diese, so wie auch für die, die Deffnung umgebenden Verzickmeinnicht, die Anwendung von Goldperlen eine geschmackvolle Abwechslung bewirken.

Die Füllung des Kissens, ob diese aus Berg oder Watte besteht, muß jedenfalls in ein besonderes Futter gefasst werden. Man schneidet dazu nach der hier gegebenen Form zwei gleiche Theile aus dem Futterstoff, mit Berechnung des Einschlagens für den äußeren Rand und für die mit einer weißen Linie bezeichnete Deffnung. Diese Linie entlang näht man beide Theile fest



Zwei Dessins zu Aermelmanschetten.

Nr. 1.

Nr. 2.

Die Linie, welche die äußere Länglette entlang geht, wird m. feinem Stielsch gearbeitet.

Die Manschetten werden zunächst an ein $\frac{1}{16}$ Elle breites Bündchen gefest und an dieses der weite Aermel gefraust.

(Die Abbildung Nr. 3 giebt die verkleinerte Ansicht eines fertigen Aermels.) [2449]

Nadelkissen

(für Toiletten-Tische). (Perlenplattstickerei).

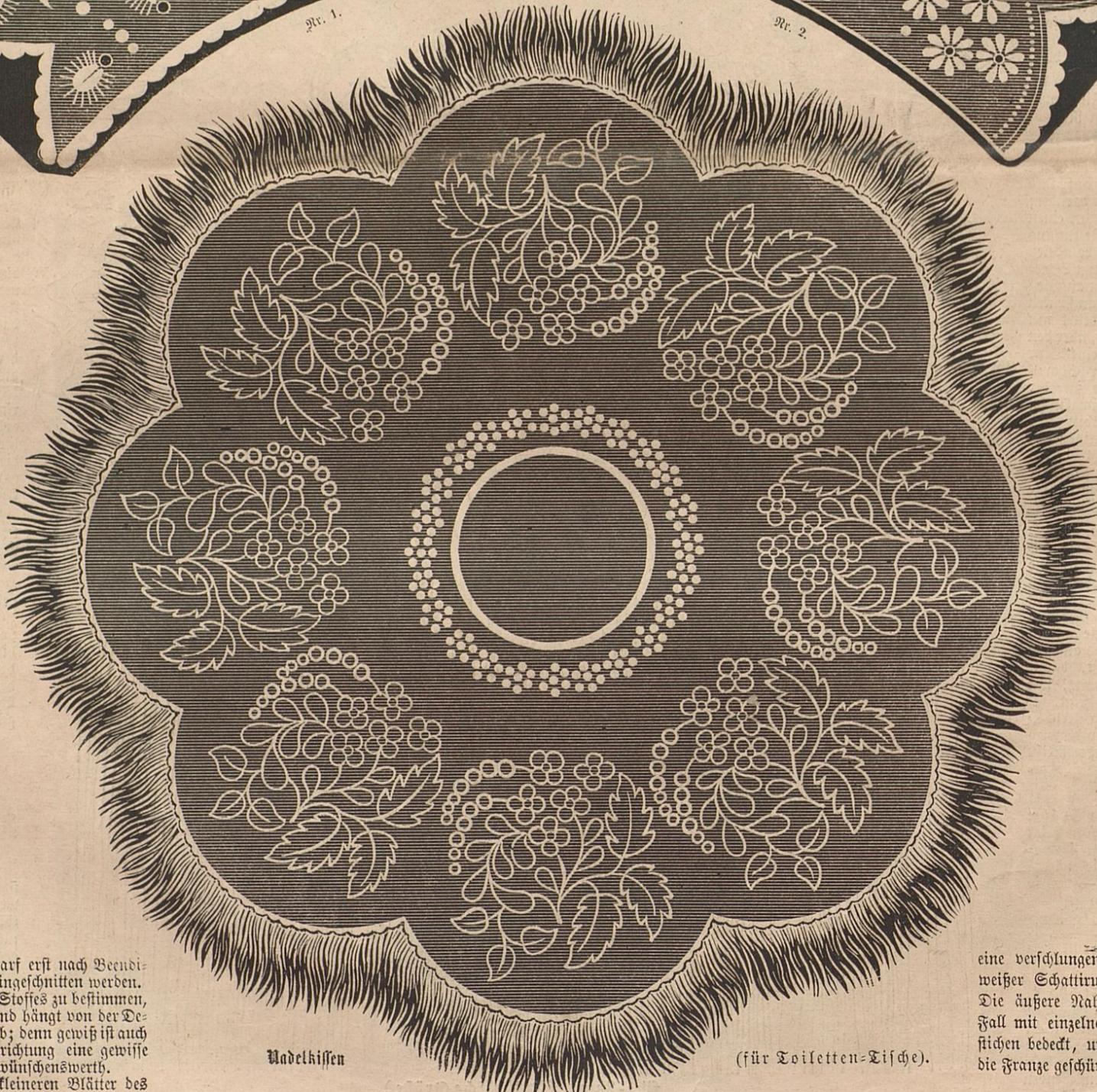
Material: als Grundstoff — Moiré, Atlas oder Sammet. Zur Stickerei — Goldfäden, Perlen in Kreide, Milchweiß, Krystall und Gold. Zum Besatz — seidene Franze.

Dieses Nadelkissen, welches in der Mitte eine runde Deffnung hat, dient zugleich zum Behälter eines kleinen Blumen- oder Parfümgefäßes, und gereicht auf diese Weise dem Toiletten-Tische zur doppelten Zierde.

Die Arbeit, eine Plattstickerei, wird im Rahmen ausgeführt und dazu die Form des Kissens, so wie das Dessin, nach dem Muster, welches die Originalgröße hat, auf ein viereckiges Stück des dazu gewählten Stoffes gezeichnet. — Die Deffnung, zur Aufnahme des Gefäßes, ist auf dem Muster durch einen weißen Kreis bezeichnet und darf erst nach Beendigung der Stickerei hineingeschnitten werden.

Die Grundfarbe des Stoffes zu bestimmen, ist Sache der Stickerin und hängt von der Decoration des Zimmers ab; denn gewiß ist auch bei der einfachsten Einrichtung eine gewisse Harmonie der Farben wünschenswerth.

Die größeren und kleineren Blätter des



Nadelkissen

(für Toiletten-Tische).

zusammen, wendet sie um, so daß die Naht-ränder nach Innen kommen, und näht alsdann die

Theile bis zur Hälfte an den äußeren Bogen mit überwendlichen Stichen zusammen, indem man die Ränder gegen einander einschlägt. Hierauf bringt man die Füllung dazwischen und vollendet das Kissen dann weiter.

Der Ueberzug — auf beiden Seiten von gleichem Stoff — wird ebenfalls zuerst auf der linken Seite um die Deffnung und dann auf der rechten Seite über dem gefüllten Kissen zusammengeätzt, mit besonderer Accurateffe und Rücksicht auf die bogige Form.

Die hier angegebene Garnirung des Kissens mit einer seidnen Franze, welche über die Schlußnaht um den Rand gesetzt wird, kann auch auf sehr vortheilhafte Weise durch eine verschlungene Perlenfranze in weißer Schattirung ersetzt werden. Die äußere Naht wird in diesem Fall mit einzelnen schrägen Perlenstichen bedeckt, und in diese alsdann die Franze geschürzt. [2445]

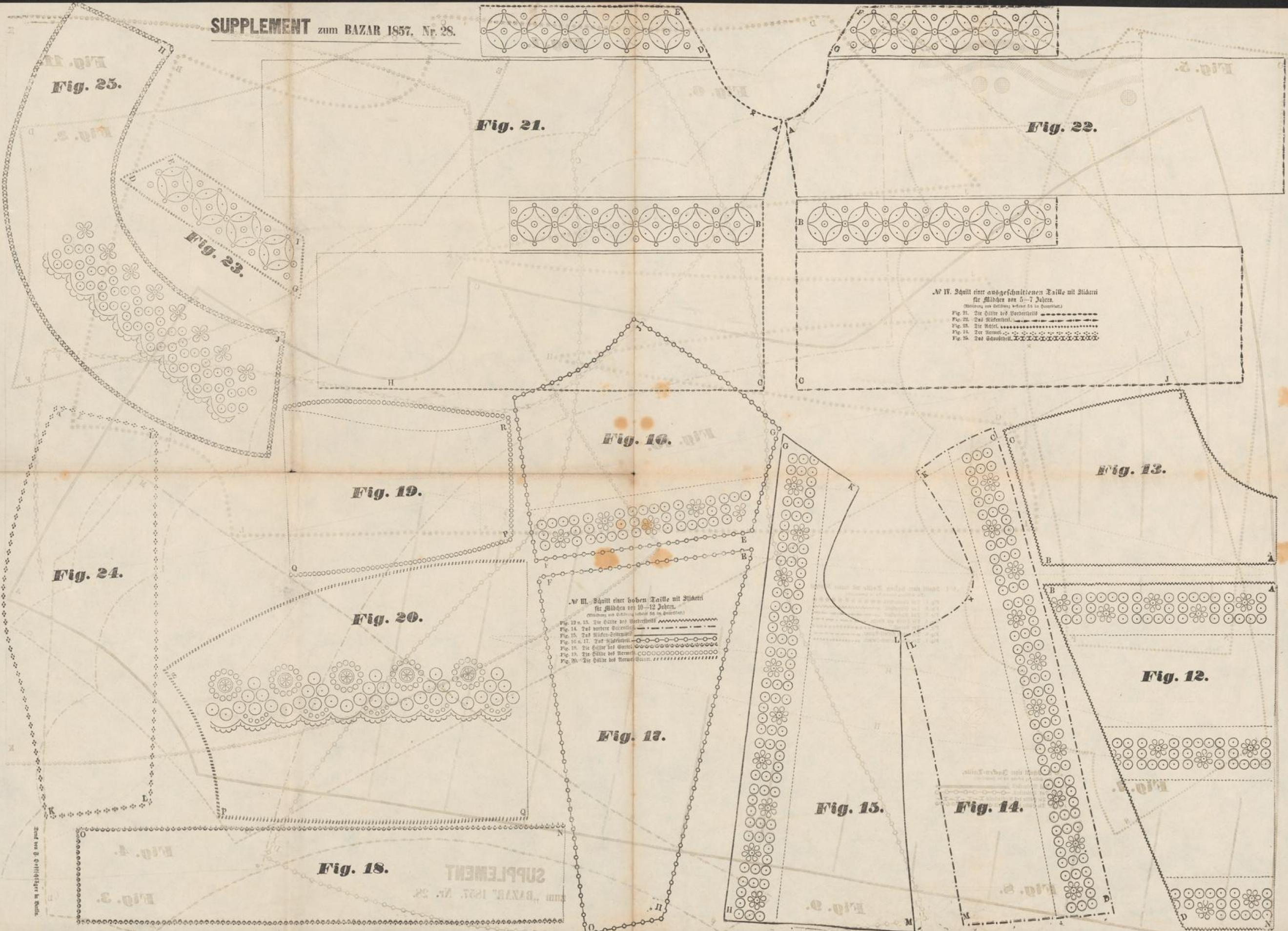


Fig. 25.

Fig. 23.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 16.

Fig. 13.

Fig. 24.

Fig. 19.

Fig. 20.

W III. Schnitt einer hohen Taille mit Stickerei für Mädchen von 10-12 Jahren.
(Entwurf von Schilling, wie auch die in Figur 13)
 Fig. 13 u. 14. Die Größe der Brustweite
 Fig. 14. Die Größe der Hüftenweite
 Fig. 15. Die Größe der Taillenweite
 Fig. 16 u. 17. Die Größe der Ärmelweite
 Fig. 18. Die Größe des Halses
 Fig. 19. Die Größe des Herms
 Fig. 20. Die Größe des Herms

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 15.

Fig. 14.

Fig. 12.

W IV. Schnitt einer ausgeführten Taille mit Stickerei für Mädchen von 5-7 Jahren.
(Entwurf von Schilling, wie auch die in Figur 13)
 Fig. 21. Die Größe der Brustweite
 Fig. 22. Die Größe der Hüftenweite
 Fig. 23. Die Größe der Taillenweite
 Fig. 24. Die Größe des Halses
 Fig. 25. Die Größe des Herms

Zweit von B. Gräffliger in Berlin.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 29.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. August 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Promenadentouillette. Robe à deux jupes von lila Taffet, mit Borten und kleinen Knöpfen verziert. Die hohe glatte Taille ohne Schoos hat eine aus zwei gelegten Falten gebildete Vertice.

Der untere Rock ist ganz glatt, der obere besteht aus sechs getrennten Blättern, welche durch untergelegte Taffetstreifen in der auf der Abbildung sichtbaren Weise mit einander verbunden werden. Der kurze weite Ärmel ist mit Ueberärmel- und Aufschlag verziert. Hut von Reisstroh und goldgelbem Taffet, mit einem Paradiesvogel, Touffens von Goldknöpfchen und Blondenrücken garnirt.

Figur 2. Promenadentouillette. Robe von feincarrirtem grünen Taffet, garnirt mit buntem schottischen Borte. Die das hohe glatte Leibchen zierende Vertice ist, wie der Gürtel, aus schottischem Borte. Die Ärmel zeigen den gleichen Auszug schottischen Bortes, welches auch in größerer Breite an beiden Seiten des glatten Rockes zu einer Garnirung à bandes verwandt ist. Hut von modifarbenem, fein gemustertem Crepp mit rosa Taffetband und zackiger Blonde garnirt.

Figur 3. Anzug eines Mädchens von 7-8 Jahren. Kleid von Mansoc; das edig ausgeschnittene Leibchen ist vorn in Puffen gezogen, der Rock

mit 6 Volants in englischer Stickerei verziert, welche in etwas kleinerem Verhältniß an den Ärmeln sich wiederholen. Ueberkleid von roher Seide, mit Borten und weißen Knöpfen verziert. Dieses Ueberkleid wird vorn auf dem Leibchen durch Borten zusammengehalten und zugeknöpft. Die Ärmel sind, des bequemen Ueberziehens wegen, auf dem Oberarm ganz aufgeschlitzt und werden durch Knöpfe geschlossen. Italienischer Strohhut mit strohgelbem Borte. Gelbe Stiefelchen. Beinkleider von Mansoc mit englischer Stickerei in dem Kleide entsprechendem Muster.

Edith Cameron.

1.

Die todtten Vögel.

Am Ufer der Themse, jenseits Richmond, da, wo der herrliche Strom durch die Wiesen von Twickenham hinfließt, steht ein behagliches Landhaus von eigenthümlich englischem Charakter. Die weißen Säulen des Portals schimmern durch das dunkle Laub majestätischer Ulmen, hier und dort gestattet eine

Lichtung des Gartens den Blick auf etruskische Vasen, welche mit bunten Blumen prangen, und auf die waldigen Höhen von Richmond-Hill, welche die Monotonie der schönen, aber flachen Wiesenlandschaft unterbrechen.

Die grünen Ufer prangen jetzt im schönsten Schmuck des Sommers; die kleinen Inseln des Flusses zeigen noch die letzten schmachenden Blüten des rothen Dorns, gemischt mit dem zarten Laub der Esche, und am Rande des Wassers steht die Weihe, taucht bei jedem Windhauch ihr langes grünes Haar in die Welle, hebt es leicht wieder heraus, dem Sonnenlicht entgegen, und schüttelt die hellen Tropfen in ferne stehende blühende Blumenfelde.

An einem Fenster der Villa, welches weit geöffnet ist, um die köstliche Ruhe des Sommernachmittags einzulassen, lag auf einem Lehnstuhl eine verblühte, doch noch schöne Frau, deren bleiches Gesicht seltsam gegen das leuchtende Roth der Sammetfalten abstach. Ihre Gestalt war abgemagert, und unverkennbar kämpften in ihr Leiden und Krankheit mit der nur noch schwach pulsirenden Lebenskraft. Die Luft draußen war mild, und doch schauerte die Leidende zusammen, als der sanfte Hauch sich in das prachtvolle



Zimmer stahl, erzählend von der wilden Flora der lippig grünen Fluren ihres heimatlichen England, seit so langer Zeit ihr entfremdet. Sie zog den indischen Shawl fester um die Schultern und schien aufmerksam Blickes die Naturscene draußen zu betrachten. Eine Drossel, auf dem Liburnum nahe am Hause sitzend, sang fröhlich ihr Lied, und die Pausen ihres Gesanges füllte der Fluß aus, dessen leises Rauschen im Rohr den ganzen Tag vernehmbar blieb.

Doch die Dame lauschte weder dem Gesange der Drossel, noch dem Rauschen der Welle; ihr Auge ruhte zwar auf dem schönen Walde, aber sie sah ihn nicht. Ein leises Schluchzen, von Zeit zu Zeit aus einer entfernten Ecke des Zimmers dringend, fand ein trauriges Echo in dem Mutterherzen, welches unter Schmerzen strebte, die Sorge für ihr bald verwaistes Kind dem zu empfehlen, der die Blume des Feldes kleidet. Vielleicht würden diese traurigen Gedanken in ihr noch verbunfelt durch Selbstvorwürfe und Reue, durch Erinnerungen, welche oft so lange schlafen, bis das Samenorn des Unkrauts aufgegangen, und wir Sorge und selbstverdienntes Unheil um uns her wuchern sehen.

Caroline Lindsay erinnerte sich ihrer hier verlebten Jugend; hier hatte ihr junger, erster Gatte sie kennen gelernt, sie begehrt und gewonnen, und nur so lange gelebt, um seine Tochter noch mit einem Lächeln des Segens zu begrüßen. Er starb am indischen Fieber, seiner Gattin nichts hinterlassend als eine kleine Pension, neben dem Reichthum des Bewußtseins, ein treues Herz ganz ihr eigen genannt zu haben, und die junge Seele, welche als lebendes Pfand seiner Liebe ihrer Sorgfalt anvertraut war.

Damals, als General Lindsay Rang und Reichthum ihr zu Füßen legte, war sie damals nicht geblendet durch die Vortheile dieser Verbindung? Suchte sie ihr Gewissen nicht zu überreden, es sei zum Heil ihres Kindes, wenn sie diese neue Ehe eingehe, welche sie nach Ostindien führte und die Rückkehr nach England ihr unmöglich machte, dessen Luft zur Erhaltung des Lebens ihrer Tochter gleichwohl notwendig war? Hatte sie nicht damals sich freiwillig der heiligsten Pflicht, des beglückendsten Vorrechtes einer Mutter entäußert: ihr ganzes Leben der Sorge für ihr Kind zu widmen?

Das Leben im Orient mußte ernstlich auf ein Wesen wirken, das, wie Caroline, über des Daseins ernste Forderungen und seine höhern Zwecke nie tief nachgedacht. Die hohe Stellung ihres Gatten, welche ihr keine andern Pflichten aufzulegen schienen als die mit Rang und Reichthum verbundenen Forderungen der Gesellschaft, welche ihr Gatte kannte, liebte und theilte, schien ihr dem einsamen Leben auf einem englischen Dorfe weit vorzuziehen.

Edith Cameron ward, noch nicht vier Jahre alt, aus dem ihr vererblichen Klima Indiens fortgebracht nach England, zu entfernten Verwandten ihrer Mutter, welche ihr, für ein hohes Kostgeld, alles das gaben, was für Geld zu haben ist: die äußeren Formen der Erziehung ohne den Kern des Lebens und des Wissens, und gesellige Freuden in all ihrer hohlen Oberflächlichkeit.

Trauriger Ersatz für das Glück der Häuslichkeit und sorgender Mutterliebe!

So ward durch unrichtige Erziehung, wenn es Erziehung genannt werden kann, Edith's junges Gemüth gewöhnt, alle Verantwortlichkeiten Andern zu übertragen, so wurden Fehler in ihr herangebildet, welche, gleich Giftpflanzen, die ihnen nahestehenden edleren Blumen ersticken und die Schatten der Sorge und Reue über das Leben des jungen Mädchens warfen. Nie ward ihrem zwar regen, doch oft erschlaffenden Geist ein wohlthätiger Sporn gegeben. Sie sah, wie ihre Vorgesetzten die Pflichten des heiligen Tages sich abschüttelten, um sie „morgen“ zu erfüllen, und wie sie morgen ebenfalls unerfüllt blieben, weil die durch Ausschub angehäuften Last die Erfüllung ganz unmöglich machte.

Selten giebt es einen Menschen, dessen Lebensfaden mit dem Anderer in gesellschaftlicher oder sonstiger Beziehung nicht so verwoben wäre, daß jede versäumte Pflicht, gleich einem ins Wasser geworfenen Kiesel, ihren Einfluß weit und weiter hinaustrage, als wir gestatten möchten, stände es in unserer Macht, dem daraus entspringenden Unglück seinen Weg vorzuschreiben.

Bejn Jahre waren vergangen, und Mrs. Lindsay erlangte endlich von ihrem Gemahl die widerstrebende Einwilligung zu einer Reise nach England, ehe er selbst sie begleiten konnte. Ihre schwächer werdende Gesundheit verrieth ihm nur allzugut, daß der Gedanke an ihre, jetzt an der Grenze der Jungfräulichkeit stehende Tochter sie mit einer, ihm sehr unwillkommenen Sehnsucht erfüllte. Er konnte sie nicht gut entbehren, sie war ein Theil seines glänzenden Hauses geworden, und so oft Caroline ihren Wunsch einer Reise nach England zur Sprache brachte, fand sie strengen Widerspruch und endlich eine späte und wenig freundliche Genehmigung.

Mrs. Lindsay fühlte, daß ihre Tage gezählt seien, und obgleich die Luft der Heimath sie einigermaßen stärkte, erkannte sie doch, daß sie bald ihr Kind, das sie durch eigne Schuld so wenig besitzen, zum zweiten Male werde allein lassen müssen.

Sechs Monate seit ihrer Rückkehr nach England waren verflossen, Monate reuvoller Sorge für die Mutter. Sie kam zu ihrer Tochter als eine Fremde; Fremden hatte sie den Schatz des jugendlichen Gemüthes anvertraut, und diese hatten ihn, ach! so schlecht verwaltet. In General Lindsay's strengem Charakter sah sie keine Gewähr für Edith's künftiges Glück. Unbequem bis zur Härte selbst den geringsten Vergehungen gegenüber, hatte er stets nur die Gesetze weltlicher Ehre und Disciplin im Auge, durch welche er regierte und regiert ward. Ihr blieb nur noch eine kurze Zeit, das durch ihre Schuld gesäete Böse auszuwotten, die edleren Fähigkeiten in Edith's Natur zu wecken, und den schwachen glimmenden Funken eines höhern Seins in ihr zur belebenden Flamme anzufachen.

„Gewiß, liebe Mutter — ich hatte mir vorgenommen“ — diese Worte wurden von einem 13jährigen Mädchen ausgesprochen, welche sich weinend über zwei fremde Vögel mit glänzendem Gefieder neigte, welche schwach auf ihren Knien flatterten. Das Gesicht des jungen Mädchens hatte jenen unbeschreiblichen Ausdruck, welcher so leicht die Herzen Anderer gewinnt, und seinem Eigner oft ein reiches Maß von Leiden einträgt. Das sanfte Oval des Gesichts, die Feinheit der Züge versprachen eine hohe weibliche Schönheit. Die großen blauen Augen, thränengefüllt, und unter den langen gebogenen Wimpern verborgen, erhoben sich nicht vor dem zärtlichen Blick, welcher beim ersten Laut ihrer Stimme sich zu ihr wandte.

„Unerküßte gute Vorsätze, mein Kind,“ erwiderte Mrs. Lindsay, „streuen Dornen auf unsere und fremde Pfade. Aus Nachlässigkeit begangene Fehler können eben so traurige Folgen haben, als überlegte böse Thaten.“

„O! Gewiß, ich hatte mir vorgenommen, die armen Vögel zu füttern, ehe ich fortging, aber Emillie sagte, sie würden bis zu meiner Rückkehr keinen Schaden nehmen. — Sie ist Schuld daran.“

„Tadel Dich, Edith; Du hast es verdient, nicht Andern. Du weißt, daß diese kleinen Thierchen von Dir abhängig und mir werth sind als Gabe meines verstorbenen Bruders, der sie mir von Madeira sandte. Du versprachst so fest, sie täglich zu füttern, Du schienst so glücklich, als ich ihre Pflege Dir anvertraute, daß ich hoffte, Du werdest Deine Nachlässigkeit mir zu Liebe bekämpfen, wenn nicht aus Rücksicht auf das Andenken Deines Onkels.“

Ein schwacher Fittigelschlag des einen gefiederten Lieblings nur zeigte noch, daß nicht alles Leben aus ihm entflohen war. Edith beobachtete schweigend den Tobesekampf des Vogels, versuchte ihm Wasser einzuschenken und ihn zu füttern, aber vergebens. Mit einer letzten Anstrengung, seinen Gefährten zu erreichen, dessen Todeszuckungen ausgehört, ließ auch der letzte sein Köpfchen auf die Brust sinken und starb.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, während Mrs. Lindsay die Gruppe des Kindes mit den todtten Vögeln eben so schmerzbewegt betrachtete, als Edith die Opfer ihres kindlichen Leichtsinns. — Die Mutter las in diesem Vorfall den Charakterfehler des Kindes, welchen zu reifen der Zukunft vorzubehalten war.

„Ames Kind,“ sagte sie, ihre eigene Betrübniß unterdrückend beim Anblick des leidenschaftlichen Schmerzes ihrer Tochter; „laß diesen traurigen Vorfall Dich heilen von einem Fehler, der den schönsten Charakter verunzieren, und Dir und Andern eine Quelle steten Leidens sein würde. Wie oft sagte ich Dir nicht schon, daß Dein ganzes junges Leben dahin gegangen ist in guten Entschlüssen und in der Reue, sie nicht ausgeführt zu haben.“

Mit diesen Worten erhob sie sich vom Ruhebett, ging zu dem weinenden Kinde, nahm die Vögel in ihre Hand und zog Edith an sich.

„Liebe Mutter, vergiß nur diesmal noch meine Nachlässigkeit,“ schluchzte das Mädchen.

„Tröste Deine Augen, meine Edith, und danke Gott, daß er Dich auf keine härtere Probe gestellt hat. Denke, wenn Du für das Leben eines Mitmenschen verantwortlich gemacht worden wärest, und hättest Deine Pflicht veräumt, was müßtest Du dann fühlen!“

„Dann würde es nicht geschehen sein.“

„Und doch, Edith, Du hättest mir keine heiligere Versprechungen geben können, als da ich die Vögel Deiner Obhut übergab. Sieh zurück auf jeden Schatten, der Dein Leben verdunkelt hat seit meiner Rückkehr nach England, und Du wirst erkennen, daß stets Deine Nachlässigkeit die schwärzesten Farben dazu mischte. Ich weiß, Du liebst Deine Amme Hanna Smith; und doch, als ich, um Dich die Freude des Wohlthuns kennen zu lehren, Dir die Älteste sandte, welche ihrem blinden Sohne Aufnahme in einem Blindeninstitute verschaffen sollten, ärgertest Du mit der Uebergabe derselben so lange, bis die Listen vollständig waren, und die Aussicht zu seiner Aufnahme vielleicht für Jahre dahin ist. Und Hanna ist kränker denn je, und weniger als je im Stande, für sich und ihren Sohn zu arbeiten.“

„O Mutter, nie mehr, nie mehr sollst Du mir einen Vorwurf zu machen haben. Wenn Du mir auch verzeihst, ich selbst werde mir nicht so leicht verzeihen.“

„Mein Kind,“ sagte die Mutter, das blühende Gesicht der Tochter an den Busen drückend, „nicht der Freuden wegen, die im Gemüß verworren, empfinden wir die große Gabe des Lebens; sie ward uns zu höherem Zweck gegeben. Obgleich Du noch jung bist, so doch nicht zu jung, um zu wissen, daß Du für jede gute Gabe, die Du empfängst, Gott und den Menschen Rechenschaft schuldig bist; und fühlst Du Dich je wieder versucht, dem Vergnügen eine Pflicht zu opfern, so rufe die Lehre dieses Morgens Dir ins Gedächtniß zurück.“

Arme Edith! Sie wußte nicht, wie laut diese Lehre widerhallte in dem Herzen, an welchem sie lehnte, und wie darin Rang, Reichthum und Größe als furchtbare Gespenster aufstanden und ihr zuriefen, daß sie ihretwegen ihr geliebtes Kind, Philipp Cameron's Kind, gemiethten Händen überlassen, und nun zu spät zur Erkenntniß ihrer veräumten Pflichten, zur Erkenntniß ihres verfehlten Lebens gekommen sei.

Und draußen in der Stille des milden Sommer-Nachmittags sang die Drossel so fröhlich ihr Lied, rauschte das Wasser fort und fort, als wäre das Kind ein sorglos glückliches und das Herz der Mutter nicht gepeinigt von bitterm Selbstvorwürfen.

Im Herbst kam General Lindsay, eben noch fröhlich genug, um aus dem Wandel seiner sterbenden Gattin die Bitte zu vernemen, er möge der verlassenen Edith ein guter Vater sein. Er bekräftigte seinen Gram durch ein prachtvolles Leichenbegängniß, und übergab, da außer Staatsdienern und Galasfeiern ihm Alles eine Last dünkte, seine „Kinderbetreuungspflichten“, wie er sich ausdrückte, der Wittwe eines alten Freundes, des Marquis von Bellincour, die es übernahm, Edith in die Elite der Pariser Gesellschaft einzuführen, sobald ihre Erziehung beendet sein würde.

2.

K ä m p f e.

Strebe! Aber kaune nimmer,
Wenn, da du das Ziel erreicht,
Dir des Preises goldner Schimmer
Zäufelnd in der Hand erblickst.
Hör're, seligere Freuden,
Jetzt vielleicht von dir verkannt,
Bietet dir als Lohn der Leiden
Einst des milden Schicksals Hand.

In den stillen Straßen von Paris lagerte noch die Morgenfrühe. Die letzten Lichter in den Vergnügungsalen waren erloschen, die Festlichkeiten beendet, das Geräusch der Wagen und lauter Stimmen verstummt. Die Dämmerung, in unsichern Umrisen die Häuser und Gegenstände skizzirend, schlich über die noch rauchleeren Schornsteine dahin, rief manch mildes Haupt empor vom dürftigen Kissen und weckte die Kinder der Arbeit zum Erwerb des täglichen Brodes.

In einer der engsten Straßen des Quartier St. Denis war eine kleine Dachkammer, wo man das Licht in spätester Nacht noch schimmern sah, und doch zeigte das früh geöffnete Fenster, daß die fleißige Arbeiterin drinnen schon von dem ersten Strahl des Tages Nutzen zog. Das Ameublement des Stübchens bestand in einem dürftigen Bett, zwei Stühlen und einem Tisch; ein noch kleineres Nebengemach enthielt ein noch ärmlisches Bett; doch daneben, in der Fensternische, eine noch unvollendete Marmorstatuette, welche den Stempel des Geniuses unverkennbar an sich trug. Leicht schattirte Skizzen, die Meißelhand verrathend, waren auf die Wand dieses einfachen Meißel gezeichnet, und Stücke zerbrochener Formen, welche den Schöpfer nicht befriedigt hatten, lagen auf dem Boden umher.

Das junge Mädchen und ihr Bruder, welche diese Mansarde bewohnten, begannen jetzt ihre tägliche Arbeit, nahe zum Fenster rückend, um den ersten Sonnenstrahl arbeitend zu benutzen. O segener Sonnenchein! der du nicht verschmähest, während dein goldner Schimmer die stolzen Thürme von Notre-Dame umflößte, deinen erquickenden, verklärenden Glanz auch über das franke Germanium und die feuchten Blätter der Nebel auszugießen, welche auf dem Fenstertisch dieses kleinen Stübchens standen!

Das junge Mädchen beugte sich über den Tisch, auf dem Blätter und Kelche künstlicher Blumen ausgebreitet, welche unter ihren Fingern kaum milder schön zu blühen begannen, als die sorgsam gepflegten natürlichen Blumen in der rohen Vase vor ihr, deren hohle Gefaltten, ehe sie welkten, ihre seltsame Geschicklichkeit noch verewigen wollte.

Das warme Colorit ihrer Wangen, ihre sanften dunklen Augen gaben das Mädchen als eine Tochter der basckischen Provinzen oder Italiens zu erkennen. Ihr glatt geflochtenes Haar war durch silberne Nadeln gehalten und obgleich das anschließende reiche Wiederfadenescheit, erschien doch das Gemischt von tadelloser Reinheit, und die weite Draperie des kurzen rothen Rockes hatte nicht amuthiger die grauen Strümpfe zeigen können, welche in zierlichen Schnallenschuhen sich verloren.

Wie ihre Finger unter den grünen Blättern, unter hellfarbiger Seide und zartem Mousseline sich hin und her bewegten, um hier eine Rosenfarbe der Natur durch ihre Kunst nachzuahmen, dort eine neu entdeckte Schönheit der Blumen genauer zu betrachten, da mochte die Sonne wohl gern verweilen im kleinen Dachstübchen; es erschien so freundlich durch das Lächeln des holden, fleißigen Mädchens. Dann und wann öffnete sie die Lippen zum Refrain eines Liedes im Patois ihres Volkes, in wilder und zugleich melodischer Weise. Im hellen Klang ihrer Stimme, auf ihrer klaren, wolkenlosen Stirn schien die Zufriedenheit sich abzuspiegeln, welche stets in der Brust derer wohnte, welche einen Beruf haben, den sie zu erfüllen sich fähig fühlen unter dem Beistand Gottes. Die Weltgeschichte, wie wir in Büchern sie lesen, scheint aus dem Schicksal der Königreiche, gewonnenen und verlorener Schlachten, wandelnder und fallender Throne zu bestehen, und doch ist das nur das äußere Gewand der Weltgeschichte; sie hat edlere Eroberungen, herrlichere Siege aufzuweisen, von denen manches elende Gächeln, manche enge Dachkammer erzählen könnte. Wenn still edles Thun und Selbstaufopferung mit Rang und Ehren belohnt würden, wie Mancher, der jetzt unbedacht einhergeht, würde dann den Vornehmsten überlegen sein; doch der Geist, der in ihnen wirkte, war nicht von dieser Welt und die Welt liebt nur das Ihre.

Neben dem jungen, blühenden Mädchen, umgeben von seinen Kunstapparaten, stand der junge Bildhauer, in welchem die große Aehnlichkeit der Züge und Hautfarbe mit der seiner Gefährtin leicht den Bruder derselben errathen ließ. Ein Ausdruck stolzen Ungestüms lag in dem feurigen Auge und der aufgeworfenen Lippe des Jünglings, welcher in dem Anblick der Schwester zur Zärtlichkeit gemildert erschien. Sein bitteres Lächeln bildete einen auffallenden Contrast mit der heitern Ruhe, welche die Züge seiner Schwester verklärte. Früher Ehrgeiz, welcher ihm nur ein Sporn des Fortschritts hätte sein sollen, vergiftete ihm die Freude des künstlerischen Schaffens. Er schmachtete nach Anerkennung seines Geniuses, konnte sich aber nicht ruhig darenin zu warten, bis ein bedeutendes Werk seiner Kunst ihm gestatten würde, diese Anerkennung als ein Recht zu beanpruchen. Er vergaß, daß das Gefühl seiner Ohnmacht, das Ideal, welches ihm vorschwebte, zu verkörpern, ein Beweis sei, wie viel ihm noch zu lernen übrig blieb. Er begnügte sich damit, zu arbeiten, und bedachte nicht, daß geduldiges Ausharren zur Arbeit gehöre, daß der bloße künstlerische Gebrauch des Meißels nicht genüge, das höchste Ideal — die Seele — zu verkörpern, welches doch die edle, seinem Geniuse gestellte Aufgabe war.

Ein Sonnenstrahl traf jetzt die vorher erwähnte Statue, sie mit höherer Schönheit umkleidend. Der Bildhauer trat einige Schritte zurück, sie zu betrachten. Der Gegenstand war ein solcher, der in der plastischen Kunst uns häufig vor Augen tritt: Johanna d'Arc. Doch er hatte dieses Kind des Volkes in einer früheren Lebensperiode dargestellt, ehe sie selbst das Schwert trug, und noch, der göttlichen Sendung gewiß, von ihrer Umgebung ungeahnt, das hohe Geheimniß in sich verbarg.

Dem demüthvollen Charakter der Gestalt war gleichwohl des Selbstgefühls Ausdruck beigemischt, wurzelnd in der Ueberzeugung, daß sie zur Rettung des Volkes bestimmt sei, des Volkes, das sie verkannte und ihrer Begeisterung spottete. Die Hand ruhte auf dem Altar der heiligen Catharine, auf welchem ihr Blumenopfer lag, als habe sie an dieser Stelle Kraft für ihr Unternehmen gesucht. Die andere Hand, an die Brust gepreßt, redete in ihrer stummen Sprache von weiblicher Schwäche und Vaterlandsiebe, welche in diesem Herzen um den Vorrang kämpften.

„Es ist etwas in mir, Marietta,“ sagte der junge Künstler, indem er seinem Werke aufs Neue sich näherte, „daß mir sagt, ich werde nicht unerühmt sterben. Die Hoffnung auf Ruhm, wie Du sie auch verachten magst, hat schon lange vor uns Künstler geschaffen. Weßhalb würden täglich große Thaten gethan, wenn der Ruhm nicht des Strebens werth wäre?“

„Ich nenne die Thaten nicht groß, die der Mensch um den Beifall Anderer vollbringt,“ antwortete Marietta, heiter von ihrer Arbeit ausblickend. „Es handelt sich nicht nur um das Leben, wir müssen auch Lebend und Lebend sein. Die Arbeit unserer Hände ist doch nur ein Theil unseres Lebens, und hängt mehr noch von inneren als von äußeren Einflüssen ab. Doch wir haben darüber schon so oft gestritten; sag mir nur das Eine:

Bist Du hier glücklicher, als in unserer weinumkränzten Heimath am Ufer der Rhone, als Du noch täglich in Ricardo's Atelier arbeitest, und ich von dem sichern Ertrage meiner Geschäftlichkeit lebe unter Freunden und Bekannten, unter den armen, aber ehrlichen Leuten unserer kleinen Geburtsstadt? Wir haben unsere liebe kleine Häuslichkeit aufgegeben, unsere blauen Berge, unsern heitern Himmel und unsere hübschen Abendwanderungen mit dem guten alten Pfarrer, der mich den Werth und die Kraft jeder Pflanze kennen lehrte, wodurch ich mit Gottes Hilfe schon manchem Kranken geholten habe. Was haben wir gewonnen bei dem Wechsel? Jeder mißtraut uns. O, wie ist der Ruhm so schwer zu erwerben, um den Du buhst, und viel zu kostbar, wenn wir ihn mit unserem Glück bezahlen. Diese ungeheure Stadt, in welche wir gerannt sind, legt sich als eine drückende Last auf mein Herz und es scheint fast, als wälkten die armen Blumen schon unter meinen Händen in dieser schweren dunstigen Luft."

"So geh zurück, Marietta, zu Deinem alten Pfarrer nach Italien, wenn Du willst, und überlaß mich meinem Schicksal. Wir sind freundslos, es ist wahr, und ohne Mittel; doch bin ich gewiß, daß mein Talent bald sich Bahn brechen werde, und dann verdiene ich genug, nicht nur, um alle gegenwärtigen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern so viel, um in Reichthum und Ehren nach dem schönen Toskana zurückzukehren, nach dessen heimathlichen Gefilden Du Dich sehnst. Es ist mir schon gesüßlich. Höre nur; gefahr, als ich nach der Straße de l'Étoile ging, den Marmorhändler um ferneren Credit anzusprechen, hatte ich meine marmorne Schönheit hier mitgenommen. Wie ich, seiner wartend, noch daselbst, kommen zwei Damen, beide jung, die eine reizend — zu mir heran, bewundern mein Werk und fragen nach dem Preise. Aber da die Ältere zu gehen wünschte, sprach die junge Engländerin (denn dafür hielt ich sie) zu mir in meinem heimathlichen Toskanisch und bat mich, die Statue nach dem Hotel Bellincour zu bringen, sie wolle die Käuferin sein. Wie süß klangen die gebrochenen, freundlichen Worte in mein Ohr!"

Marietta's Auge strahlte bei dieser Erzählung. "Verzeihe mir, Bruder, daß ich an dem Erfolge Deines Talents zweifelte; ich glaube, die Armuth hat in letzter Zeit mein Auge für die rechte Schätzung Deiner Kunst getrübt. Aber ich will nun auch, statt auf ungewissen Verkauf hin hier diese botanischen Species zu fabriciren, mir einen regelmäßigen Erwerb in einer Buchhandlung suchen. O, wenn sie es nur mit mir versuchten! Es sollten Blumen unter meinen Händen entstehen, vor denen sich alle Blumen im ganzen schönen Frankreich schämen müßten; und wenn wir genug verdient haben, gehen wir zurück nach Toskana, nicht wahr, Hippolit?" fragte sie, die beim Gedanken an ihre Heimath feucht gewordenen Augen zu dem Bruder erhebend.

"Schwester," entgegnete der junge Mann, "Du siehst jetzt selbst aus, wie das sonnige Süden;" doch sein Künstlerauge sah nur das Feuer der Leidenschaft und energischer Thätigkeit des italienischen Mädchens, und nicht, daß Hoffnung und Liebe ihr Antlitz so strahlend machten.

Die Nacht begrüßte diesmal unsere enthusiastischen Italiener mit froheren Hoffnungen, als seit langer Zeit ihre bescheidene Wohnung besuchten; Beide, mit dem Erwerb des täglichen Brodes beschäftigt, von dem der Geist sich nicht unabhängig machen kann, er, dem Ruhme nachjagend; Beide hatten vergessen — oder mußten es vielleicht erst lernen — daß der Argwohn den Schritten des Fremdling nachspürt, und daß Armuth und Verlassenheit schwer zu verzeihende Verbrechen sind.

Ogleich Marietta lange gegen den ehelichen Entschluß ihres Bruders gekämpft, daß kleine, aber gewisse Einkommen in der Heimath aufzugeben für die zweifelhaften Aussichten der großen fremden Hauptstadt, so wollte sie doch, da sie das Uebel nicht verhilten konnte, es mit ihrem Bruder theilen. Wo Hippolit war, war auch seine treue Schwester. Sie blieb bei ihm, um seine Leiden zu theilen, wie seine geträumten Triumphe, um ihn zu edlerem Ehrgeiz anzuspornen, sein Leben zu verschönern, für ihn zu arbeiten. Außer ihm hatte sie Niemand auf der Welt. — Wohin sollte sie gehen?

3.

Die Ballkleider.

Reife für alle Bürger
Dieser Erde, mein Kind,
für die, deren hurloste Pfade
Gehen durch Wellen und Wind,
Für den auch, der seine Selbsteit
Ehrdicht setzt auf ein reiches Kleid

Das Tageslicht fiel, zum Theil gedämpft durch die reichen Vorhänge, in den glänzenden Salon des Hotels Bellincour. Unhörbar glitt der Fuß über die moosweiche Fläche des Teppichs, dessen leuchtende Farben den herrlichen Geräthen von Bronze und Marmor und andern kostbaren Luxus-Bedürfnissen als geeignetes Relief dienten. Eine halb zurückgezogene Porzellere gestattete den Blick auf ein kleineres Zimmer und dessen geräumigen Balkon, geschmückt mit Drangeriegewächsen und andern blühenden Blumen. In der Mitte des Zimmers warf eine Fontaine den schlanen Wasserstrahl in die Höhe, und erfrischte mit dem murmelnden Geplätscher ihrer silberhellen Tropfen das Ohr. Schönere jedoch, als all die schönen Dinge umher, war ein junges Mädchen, eine Engländerin, welche, sich über das Bassin der Fontaine beugend, bemüht war, die langen Ranken einer Passionsblume um den Rand desselben zu schlingen, die, von dem Gewicht der eigenen Blüthen schwer, zur Erde herab sanken. Sie löste den bindenden Faden, der die Passionsblume an den schönen, aber unfreundlichen Rosenzweig geknüpft, und suchte derselben eine bessere Stütze an den marmornen Säulen zu geben, welche am Rande des Bassins ihren kühlsten Aufenthalt hatten. Traurig blickte das Mädchen auf die umherliegenden Knospen und Ranken, und sprach, als einer der vollsten Blüthenzweige gebrochen zu ihren Füßen lag: "Hätte ich Monsieur Aulnaire's Rath befolgt und die Pflanze vor der Blüthe aufgebunden; doch nun ist's zu spät!"

"Ehth, lassen Sie jetzt die Blumen, und geben Sie Ihre Meinung ab über Ihr Kleid. Ich bin entschieden hinsichtlich des meinen, doch versprach ich Mama, Sie nicht ganz Ihrer eignen Bescheidenheit in dieser Beziehung zu überlassen." Bei diesen Worten wandte das junge Mädchen sich zu der Sprecherin. Umgeben von colorirten Modellen, schweren und leichten Stoffen, Spitzen und Sticereien sah Eugenie v. Bellincour in ernstem Gespräch mit Mad. Duval, der herr-

schenden Königin der Mode, um die kleidendsten Costüme für den nahe bevorstehenden Maskenball herauszufinden.

"Was könnte besser für Sie passen, als hier dieses Costüm der Berengaria, der Geliebten Ihres gefeierten Richard Löwenherz? Glauben Sie, Berengaria hat mit ächt weiblicher List diesen Kopfschmuck erfunden, welcher die goldenen Locken, die den Löwen zu ihren Füßen festelten, am schönsten entfaltete. Und dann der reiche Brocat; sehen Sie nur, wie reizend die Silberfäden sich durch die rothen Blätter der Passionsblumen winden; er ist wie für Ihren nordischen Teint geschaffen."

So plaudernd arrangirte die lebhaft Französin mit der den Frauen ihrer Nation eignen Geschäftlichkeit den reichen Stoff um die Gestalt ihrer Freundin, welche nun, bestärmt und verwirrt durch die vereinten Rathschläge Eugeniens und der Modistin, ihre Blumen für jetzt verließ, und sich der großen Entscheidung zwischen Blau und Silber, oder Roth und Gold widmete.

"Aber ist das nicht zu theuer für mich, Eugenie?" "Nicht im Geringsten. Also das Kleid wäre abgethan; der Mantel muß noch eine entsprechende Sticerei erhalten. — Gibt es etwas Schöneres, als dieser Goldfranz als Vort des Schleiers? Dieser — dazu Ihre Diamanten — und wer könnte unserer Berengaria die Palme streitig machen?"

So sprechend, zog sie den Kamm aus Edith's blonden Locken, daß die goldenen Wellen des Haars frei über die Schultern flossen, hüllte die jugendliche Gestalt in den Schleier und zog sie vor einen der großen Spiegel.

Das Erbitten geschmeichelter Eitelkeit flog über Edith's Wange, als sie ihr Bild erblickte. Mit einem Mal war nun der fragliche Punkt beseitigt, dessen Erörterung sich bis spät in den Tag hineingezogen, und es ward beschlossen, Edith solle als Königin Berengaria dem glänzenden Tuilerienball bewohnen. In diesem Augenblick meldete man den jungen Bildhauer.

Der Mantel, über dessen Sticerei noch berathen werden sollte, entfiel Edith's Händen. Sie stand erdbtäubend und suchte sich der phantastisch prächtigen Drapirung und der durchsichtigeren des goldgestickten Schleiers zu entledigen, da schon die Augen des Italieners bewundernd auf ihr ruhten, als sei sie das verkörperte Ideal, welches in den Träumen des Künstlers lebt. Seine unverborgene Bewunderung, obgleich dieselbe ihre Verwirrung erhöhte, diente nur dazu, sie noch schöner erscheinen zu lassen; endlich, den erborgten Glanz abwerfend, stand sie vor dem Künstler im einfach weißen Kleide, mit dem wallenden Goldstrom ihrer Locken. Das blaue, kostbare Gewand lag zu ihren Füßen und nur der durchsichtige Schleier umhüllte noch die Gestalt gleich einer schneeigen Wolke.

Als die erste Freude über Hippolit's tiefe Begeisterung vorüber war, hatte Edith beim Gedanken an das gehoffte Vergnügen des Balles eine unangenehme Empfindung. Ach, der junge Künstler ließ sich nicht träumen, als er kloppenden Herzens die Vorstadt St. Germain betrat, daß das freundliche Versprechen, welches ihn manchen einsamen Tag hindurch erheitert, welches die vom Mangel ermattete Hand stärkte, fast aus dem Gedächtniß derjenigen verschwunden war, welche unbewußt einen so mächtigen Einfluß geübt im kleinen Dachstübchen der freundslosen Italiener.

Es trat eine minutenlange Pause ein, Hippolit stellte die Statuette auf ein nahestehendes Postament und trat ehrerbietig einige Schritte zurück.

Mad. Duval hob die seidenen Stoffe vom Boden auf und that sie zurück in den Korb. "Sie können auf unsere Pünktlichkeit rechnen, Mademoiselle; Ihr Mantel soll zum Donnerstag bestimmt fertig sein."

"Warten Sie, Madame Duval — einen Augenblick," entgegnete Edith mit einiger Verlegenheit — "ich hatte vergessen, daß — ich kann das Kleid nicht nehmen."

"Befehlen Mademoiselle ein anderes," antwortete die stets bereitwillige Modistin, an die wechselnden Ranken der Weltamen Weinblättern!" und aufs Neue beiseite sich die gebuldige Marchande ihre Kostbarkeiten auszubreiten. Doch Edith wandte sich weg von ihnen, legte den schimmernden Schleier, der noch an ihren Kleide haftete, gleichfalls ab und sagte — "Nein — ich kann überhaupt kein Kleid kaufen."

"Was spricht meine bella capriciosa?" fragte Eugenie, mehr belustigt als erstaunt.

"Ich kann das Geld nicht mißsen; ich hatte ja meine schöne Jeanne d'Arc ganz vergessen," antwortete sie mit einem Blick auf den jungen Künstler, welcher, der Verwirrung, die er hier anrichtete, unbewußt, dastand, "der Kauf ist einmal abgeschlossen."

"Gut, so mag der Mann warten!" "Das würde wohl unrecht sein; er hat doch viele Wochen daran gearbeitet, und Sie müssen gesehen, daß die Statuette sehr schön ist."

"Das mag sein, aber deshalb das Costüm der Berengaria nicht zu nehmen! — Sie sind närrisch! wahrhaftig!" rief die Französin, mit einer verzeihelnden Bewegung die Achseln zuckend, als ginge solch eine Idee gänzlich über ihre Begriffe. "Nicht zum Ball zu gehen, deshalb!"

"Ein so großes Opfer denke ich nicht zu bringen," erwiderte lächelnd Edith; "ich wollte eine einfachere, weniger kostbare Maske nehmen, ein Blumenmädchen zum Beispiel — der Ankauf der Blumen würde mir noch so viel übrig lassen, den jungen Künstler zu befriedigen."

"Was denken Sie anzuziehen?" "Das weiße Kleid von der gestrigen Soirée; es ist noch frisch und neu. Sie selbst, Eugenie, sagten, nichts stehe mir so gut als der weiße Crepp."

"Sie sprechen wie ein Neuling in Toilettenangelegenheiten. Ein Kleid, das für eine Soirée in den Champs Élysées reizend ist, kann für einen Ball im Palais sehr unziemlich sein."

"Ich würde Ihrer Meinung sein, wenn Sie die Einfachheit mit Recht tadeln könnten; doch sie liegt ganz im Zeitgeschmack; frische, geschmackvoll arrangirte Blumen, ein Kranz..."

"Himmel, wie romantisch! Ihre Erziehung ist wirklich mangelhafter als ich glaube. Rann denn die Forderung des Bilderverkäufers in Betracht kommen, wo es sich um Ihre standesgemäße Erscheinung handelt? Und wenn Sie durchaus etwas Romantischer oder Abenteuerlicher thun wollen, so thun Sie es ohne ein solches Opfer!"

"Mein Jahrgeld vom General Lindsay ist jetzt geringer, Eugenie, und ich habe sogar schon von dem Einkommen des nächsten Halbjahrs mir vorausgeben lassen, Sie wissen, wie

streng er in Geldsachen ist; ich darf ihm mit keiner Bitte um Zulage kommen."

"Sie geben also wirklich die Berengaria auf!? Je nun, eine gewisse bella contessa wird sich freuen; sie wäre vor Reid gestorben, Sie so schön zu sehen. Ihr wird es eine große Genugthuung sein, Sie in dem büßigen Anzuge zu sehen, besonders wenn ein Gewisser in ihrem Gefolge ist. Thun Sie, was Sie wollen, ich habe Sie gewarnt."

Edith biß sich auf die Lippe, sah die letzte Falte des glänzenden Seidenstoffes im Korb verschwinden, und der leichtsinnige Spott ihrer herzlosen Freundin begann ihren guten Entschluß zu erschüttern.

"Aber wir lassen den Herrn warten," sagte Edith laut, nach dem vorderen Zimmer gehend — (das Gespräch ward leise im Nebenzimmer geführt) — und den Künstler höflich beglückwünschend. Durch die Drangengebäude des Balkons fiel aber ein Sonnenstrahl auf das schöne Werk seiner Hand. Es trug den Stempel eines ungewöhnlichen Genies. Er bemerkte den Eindruck, den seine geliebte Jeanne hervorbrachte, und stolze Freude malte sich in seinen ausdrucksvollen Zügen. Er hatte es Edith überlassen, den Preis zu bestimmen — und als diese, mit stammelnder Lippe, eine, für ein Kunstwerk viel zu geringe Summe nannte, schien sie dennoch zu groß in den Augen Eugeniens, wenn sie bedachte, daß dafür das Brocatkleid hätte gekauft werden können.

"Für die genannte Summe will ich es nehmen," sagte Edith, erdbtäubend bei dem spöttischen Lächeln ihrer Versucherin, gegen deren heillose Scherze das bessere Gefühl nur mühsam Stand hielt. "Geben Sie mir die Gine beendigt?" "Ja," erwiderte Hippolit rasch. "Doch wenn Madame erlauben, will ich gern Seitenstücke dazu arbeiten."

Diesen Einwurf ergriff Eugenie mit Freuden. "Auf jeden Fall, Edith, müssen Sie noch mehrere dazu haben," sagte sie laut und fügte dann leise hinzu: "sie werden so lange in Arbeit sein, daß Sie bis dahin ihre Rente bekommen; und jetzt können Sie einen Theil der Summe zurückbehalten."

"Daran habe ich wirklich nicht gedacht," antwortete Edith, die Freundin bei Seite nehmend. — "Der Marmor aber — ich glaube, der Mann ist sehr arm..." Sie sah nach dem Korb, von da auf die eingefallene Wange des Jünglings — Berengaria's königliche Hoheit und die Stimme des Gewissens kämpften in ihrer Seele.

"Madame Duval geht jetzt," unterbrach Eugenie das Schweigen, "soll ich ihr sagen, daß sie das Kleid schickt?"

Edith zögerte mit der Antwort; sie blühte auf die kürzlich unter ihren Fingern gebrochenen Blüthen. Was mochte diese Passionsblume ihr zuflüstern? Waren es Borwülste über ihre unarmherzig gepfeierten Ranken und geblühten Knospen, oder rief sie ihr nur die Kränze ihrer künstlichen Schwestern wieder vor das Auge des Geistes, deren sichtbarer Glanz auf dem blauen Brocat schimmerte. Oder hatte die Blume einen Namen ihr zuflüstert, der ihr Herz in mächtiger Hoffnung schlagen ließ, denn als sie ausblühte, rief sie schnell: "Schicken Sie das Kleid, ich muß es haben!" Die innere Stimme war überstäubt.

Zu Hippolit sich wendend, drückte sie eine Summe, so klein, daß sie durch Ueberreichung derselben sich noch vor einer Stunde zu erniedrigen geglaubt hätte, in seine Hand.

"Ich nehme die andern Statuen, sobald sie fertig sind, und bezahle für diese einen Theil der Summe." Ein Gefühl innerer Beschämung bedeckte bei diesen Worten ihr Gesicht mit tiefer Röthe. Sie wandte sich ab von den getäuschten angstvollen Zügen Hippolit's, welche noch vor wenigen Minuten von freudiger Hoffnung strahlten. Es war wohl nur der scharfe Contrast zwischen der Verheißung, die ihm das holde Mädchenantlitz zu geben schien, mit ihrer harten Natur, welche sein Gemüth schmerzlich berührte. Denn nur einen Augenblick besiegte ihn das herbe Gefühl der Täuschung. War er doch gewiß, daß sein Werk von den hochgeborenen, reichen Leuten, welche im Hotel Bellincour sich versammelten, bewundert werden, daß sie ihn aussuchen würden, um Jeanne d'Arc in andern Stadien ihres Lebens unter seinem Meißel entstehen zu sehen.

Armer Jüngling! Er wußte noch nicht, daß das Genie gegen die Pfeile der Welt gewaffnet sein muß, die es nur halb versteht. Die Hoffnung begleitet stets seinen ersten Flug, doch nur Auserkorenen des Himmels war und ist es möglich, über die Pfeile der Täuschungen sich zu erheben, oder ein Schild zu finden, welches sie nimmer zu durchdringen vermögen. Der junge Künstler hielt das ihm von Edith gegebene Geld nachlässig in der Hand — doch die Blume, noch feucht von den Tropfen der Fontaine, welche ihren schlanken Fingern entfallen war, hielt er fest an sein Herz gedrückt.

Ach, küßte die arme gebrochene Blume ihm keine Warnung zu?

4.

Selbstvertrauen.

Ob dich auch jede Hoffnung mied,
Sei ruhig, sei gefaßt —
und glaube, jedes Erdenloos
Ist für die Hürde zu klein,
Doch herrlich ist es, menschlich groß,
Im Leben fast zu sein.

Mit dem kleinen Ertrag seiner Arbeit ging Hippolit zu dem Marmorhändler, welcher ihm das Material zu seiner Arbeit geliefert, und lehrte, nachdem er seine Schuld bezahlt, mit einem einzigen Frank in der Tasche, gegen Abend in sein Dachstübchen zurück; dennoch war der Sirenenfang der Hoffnung in seiner Seele nicht verstummt. Als seine lebhaftige Erzählung mit brennenden Farben die Herrlichkeiten des Hotel Bellincour malte und Edith Cameron's Schönheit und liebreizendes Wesen, da strahlte Marietta's ausdrucksvolles Gesicht in Mitfreude am Glück ihres Bruders; doch je weiter er in seiner Erzählung kam, um so trauriger ward sie, und trüblich schüttelte sie den Kopf. Ihre geringen Mittel waren fast erschöpft; zwar hatten sie jetzt keine Schulden, standen aber noch ganz auf demselben Punkte, als da sie nach Paris kamen — der Marmor zu den bestellten Arbeiten mußte abermals geliefert werden. — Marietta entschloß sich, am nächsten Morgen auszugehen, um sich eine bestimmte, dauernde Anstellung zu

suchen, statt des bisherigen ungewissen Verkaufs und noch ungewisser Bezahlung ihrer Blumen.

Doch Tage vergingen; früh und spät sah die kleine Blumenfabrikant über den gebrochenen Passionsblumenweig gebeugt, den Geduld so wenig geachtet, und Knospen und Blüten, zarte Blätter und glänzende Staubfäden schienen unter ihren geschickten Händen zu wachsen.

Als der Kranz fertig war, erhob sich Marietta zur Ausfuhr ihres Geschäftes, für ihre zierliche Waare andere Käufer zu suchen. Sie empfand beim Anblick ihres Wertes die Freude des Menschen, der nach ernster Arbeit den inneren Triumph fühlt, der Idee der Schönheit in seiner Seele einen sichtbaren Ausdruck gegeben zu haben. Mit diesem Gefühl, dem schönsten Theil ihres Lobes, blickte sie auf ihr liebliches Kunstwerk, und nahm es, um es fortzutragen, es von kalten, gleichgültigen Menschen tariren zu lassen, welche Nichts fragten nach dem wunderbaren Werke der Natur, dessen Nachbildung Marietta's Seele mit Andacht erfüllte, die darin Nichts sahen als bemalten Mouffeline, dem die Mode erst ihren Stempel aufdrücken mußte, wenn sie es eines Blickes werth achten sollten.

Das glatt geschneidete Haar unter dem Mützchen verbergend, welches Mädchen ihrer Klasse und ihres Volkes in Paris auszeichnet, das bürstige Kämmelchen fest über ihrem sauberen, ländlichen Anzug zusammennehmend, schlug sie den Weg nach der Straße St. Honoré ein, wo Madame Duval wohnte, die Königin aller Hof-Puphändlerinnen, von der bekannt war, daß sie mehr Schneiderinnen, Näherinnen und Blumenmacherinnen beschäftigte, als irgend eine andere Firma in Paris.

(Fortsetzung folgt.)

J. J. M. M. der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich,

auf der Fahrt durch eine ungarische Pusta (Haide).

Es giebt gewiß nur Wenige unter unseren Lesern, welche nicht mit einem Blick der Theilnahme das österröische Kaiserpaar auf der Reise durch ihre Staaten, auch auf der kürzlich unterbrochenen ungarischen Reise begleitet hätten; unterbrochen durch ein schmerzliches Ereigniß, durch den Tod der jungen Erzherzogin Sophie.

Gewiß wird auch der hohe Enthusiasmus, welcher das kaiserliche Paar in allen Städten und Ortschaften Ungarns, welche es bereiste, empfing, Wenigen fremd geblieben sein, da die Tagesblätter in ihren Reiseberichten die stürmische Begeisterung der Ungarn nicht verschwiegen. Diese begeisterte Liebe sprach sich auch in der wehmüthigen Theilnahme aus, welche nicht nur die Bewohner von Ofen und Pesth, sondern das ganze Volk der Magyaren dem verehrten Herrscherpaare in dessen großer Betrübniß bewies.

Die Magyaren erkannten das Opfer an, welches die kaiserliche Frau, den Pflichten ihrer Stellung zu genügen, brachte, indem sie, sobald es der Zustand der beiden erkrankten Erzherzoginnen Sophie und Gisela erlaubte, ihren erlauchten Gatten begleitete, um die Erwartungen des Volkes nicht zu täuschen. Sie besuchte, während der Abwesenheit des Kaisers, welcher nach Wien gereist war, in Begleitung des Erzherzogs Albrecht die Oper, nachdem sie vorher einer musikalischen Akademie zum Besten des Frauenvereins beigewohnt. Wohl mochte in diesen Tagen die hohe Frau manche arme Mutter beneden, welcher das Leben keine Pflichten auferlegt, als die dem Weibe höchsten

und natürlichsten: die Mutterpflichten — deren Seele den harten Kampf nicht kennt zwischen den Forderungen des Standes und den Forderungen des Herzens. Ohne Zweifel sind solche Stimmen des Kampfes ganz geeignet, jede, auch die glänzendste irdische Krone als Dornenkrone empfinden zu lassen.

Nach der Rückkehr des Kaisers von Wien erklärte die Kaiserin, das Zeit ihrer Kinder nicht eher als bis zu deren Genesung verlassen zu können, so innig sie auch die Störungen bedauere, welche dieser Entschluß in den zu ihrem Empfang vorbereiteten Anordnungen hervorbringen müßte.

Die Weiterreise des kaiserlichen Paares ward also auf 10 Tage verschoben, und nach allen Gegenden hin die Weisung erlassen, zu der nun verzögerten Ankunft keine neuen kostbaren Empfangsfestlichkeiten vorzubereiten, da die herzliche Aufnahme seiner Umarmungen dem Kaiser überall das liebste „Willkommen“ sein werde.

Der Kaiser brachte diese in Ofen und Pesth sehr stille Zeit in unausgesetzter Thätigkeit zu, deren wohlthunende Ergebnisse für das Wohl Einzelner und für das Heil Ungarns bekannt genug sind. Da war keine Anstalt, wozu der Besuch des Kaisers nicht Freude gebracht, sei es durch persönliche Huld oder reiche Geschenke, kein Gefängniß, welches er verließ, ohne die Freiheit, Manchem Erleichterung gebracht zu haben. Auch die Kaiserin ließ mehreren wohlthätigen Anstalten der ungarischen Hauptstädte reiche Gaben zustellen.

Das Befinden der kleinen Erzherzoginnen war so weit beruhigend geworden, daß der Kaiser und die Kaiserin ihre Reise weiter fortsetzen konnten, welches am 23. Mai früh um 7 Uhr geschah — zunächst nach Jászbereny.

Jászbereny ist die Hauptstadt des Landstrichs, welcher zwischen Donau und Theiß gelegen, von den Jazygen und den, mit ihnen jetzt vermischten Rumänen bewohnt wird; bei

des Völkers, welche sich aus den Trümmern anderer, von den Magyaren besiegter kriegerischer Volksstämme gebildet. Jazygen und Rumänen, theils katholischen, theils reformirten Glaubens, haben im Lauf der Jahrhunderte die magyarische Sprache angenommen. Sie sind ausgezeichnete Reiter, wissen den Säbel vortreflich zu führen, und die triegslüchtige männliche Jugend beider Völker nahm daher des Kaisers Versicherung mit Begeisterung auf, daß sie nur in Husarenuniformen dienen sollten.

Das Land der Jazygen enthält weite baumleere Flächen, ungenügend „Pustien“ genannt (von Pusta; Haide, Wüste), denn diese Ebenen sind sehr fruchtbar, sowohl als Ackerland, wie als Weideplätze, welche von den zahlreichen Hirtten dieses Volkes für ihre Heerden benützt werden. Unsere Abbildung giebt eine Scene der Reise Ihrer kaiserlichen Majestäten über die Pusta, von jazygischen Reiterabtheilungen begleitet.

Der Empfang der kaiserlichen Herrschaften in Jászbereny war rauschend, überfließend von stürmischer Liebe und Begeisterung; die 60 jungen jazygischen Edelleute, welche die kaiserliche Leibwache bildeten, und im blauen, silbergeschmückten Kittel verkleidet aussahen, konnten nur mühsam die freudenumtrente Menge bewegen, den Majestäten einen Weg frei zu lassen von der Kirche nach dem Comitatsgebäude, wo ein prächtiges Fest errichtet war und die Gaben des Landes ihnen dargebracht wurden.

Trotz des kaiserlichen Verbots hatte die baum- und laubarme Gegend dennoch dem Patriotismus des Volkes nochmals Ehrenparaden und Laubgewinde geliefert, und die obgleich nur flache und gar nicht malerische Gegend bot mit dem Strom der gepulsten Landleute, den stäubenden militärischen Uniformen,

und besonders mit ihren tausend und abertausend glückseligen Gesichtern einen schönen Anblick dar.

Die Art, wie diese Kinder der Natur ihre Liebe, ihren Patriotismus äußerten, die so lebhaft, zuweilen sogar etwas rohe Art der Freude des jazygischen Volks besonders war so ganz verschieden von dem Luxus patriotischer Huldbigungen, welche in großen Städten eine cultivirtere Bevölkerung den Herrschern darzubringen pflegt, daß der Kaiser und die Kaiserin sogar, trotz dem sie belastenden Kummer, auf Augenblicke zur Heiterkeit angeregt wurden.

Bei dem Volksfeste am Abend erreichte der Jubel der Menge den höchsten Grad. Unzählige Reigenverbände spielten, auf vielen Punkten wurde der Csárdás (ungarischer Nationalanz) getanz, ja die kaiserlichen Herrschaften, welche sich zu Fuß in das bunte Gedränge mischten, wurden förmlich verfolgt von den Tänzern, welche durchaus ein Lob für ihre Kunst erhaschen wollten. Jede Bäuerin glaubte sich verpflichtet, der Kaiserin folgen zu müssen, um ihr persönlich ihr: *Eltsoso az Isten* (Erhalte Sie Gott) zuzurufen. Am späten Abend ward Jászbereny festlich beleuchtet, wodurch der Enthusiasmus des Volkes womöglich noch höher stieg.

Die aufrichtige, ungeschminkte Liebe ihrer ungarischen Unterthanen thaten dem edlen Fürstenpaar unbeschreiblich wohl, und wenn der bald nach jenen Tagen erfolgte Tod ihres Kindes die betrübten Eltern nach der Heimath zurückführte, so ist bereits jetzt von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph die Nachricht an seine magyarischen Unterthanen ergangen, daß er nächstens nach Ungarn zurückkehren und seine Reise durch das Land fortsetzen werde.

Wir glauben uns nicht zu täuschen in der Voraussetzung, mit dem heut gegebenen, in seiner Art vorzüglichsten Bilde vielen unserer Lesern Freude zu machen; den Vielen, welche in

Franz Joseph und Elisabeth das Herrscherpaar ihres vaterländischen Thrones verehren, unsern bayerischen Freundinnen, welche in der edlen Kaiserin eine Tochter ihres Königshaus (Tochter des Herzogs Max) lieben, dem ja auch unser theures Königshaus durch verwandtschaftliche Bande verknüpft ist, und endlich den Vielen, welche, ohne Oesterreich, Bayern oder Preußen anzugehören, edlen Charakter und rein menschliche Tugenden in dem allverehrten jugendlichen Fürstenpaare vereint finden und schätzen.

Lied.

Das Weilein hat gesungen,
Die Reie hat geblüht,
Die Saite hat geklungen,
Das Herz — das hat geklüht!

Lied Weilein liegt begraben
Lief unter'm Fliedergrün,
Roth - Möhlen die Winde haben
Herrflüht im Trübsitz'n.

Die Saite ist zerrissen,
Doch — was dem Herzen geschah?
Wer mag es künden und wissen,
Was mir der Himmel sah! —

Anna von Bequignolles.

[2303]



J. J. M. M. der Kaiser und die Kaiserin auf der Fahrt durch eine ungarische Pusta (Haide).

Wunderliche Gewohnheiten.

Unter diesem Namen existiren unzählige Eigenheiten und Unarten, und werden von der Welt tolerirt, weil der Einzelne fühlt, daß er Nachsicht üben muß, um dieselbe auch für sich in Anspruch nehmen zu können. Es giebt vielleicht nur wenige, von allen Eigenheiten freie Menschen, in reiferen Jahren, aber gewiß sind solche doppelt liebenswürdig und heben sich wohlthätig aus der Klasse derer heraus, die mit solchen behaftet, sich selbst entstellen und verhäßlichen, und auf Andere unangenehm und oft nervenaufregend wirken. Gar Manche glauben, indem sie diese oder jene Eigenheit annehmen, sich damit eine gewisse Bedeutsamkeit zu verleihen, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen zu können, weil sie gehört und gelesen, daß berühmte Menschen welche gehabt — diese sind die unerträglichsten (Gottlob! wohl auch die seltensten), da die Affectation, das Bestreben „aufzufallen“ sogleich hervortritt. Viele haben sich ihre kleinen Unarten so nach und nach angewöhnt, weil es ihnen eben so einfiel, und Niemand sie im Entstehen derselben aufmerksam machte; in den häufigsten Fällen jedoch wurde der Grund dazu in der Kindheit gelegt, wuchs mit der Person, und war später unzertrennlich von derselben.

Vielleicht wird man mir entgegen, daß es gar nicht so übel sei, Eigenheiten zu haben; daß berühmte Menschen jeden Standes und Geschlechtes welche gehabt; daß man mit der Person auch deren Gewohnheiten lieb gewinne, und so fort; und will Einiges davon gelten lassen! Wer hätte nicht einen alten Großvater, Onkel oder Lehrer, mit allen seinen Eigenheiten herzlich geliebt, und im Voraus gelächelt, wenn er mit einem oft angewandten Sprichwort seine Rede anfang und mit einem tausendmal gehörten Ausrufe schloß? Wenn ein berühmter Mann die Stirne runzelt, das Gesicht verzieht, oder sonst eigne Manieren hat, so müssen wir es uns gefallen lassen, seine wissenschaftliche oder künstlerische Größe muß uns dafür entschädigen, wenn sie uns unangenehm sind; allein wir andere gewöhnliche Sterbliche, sind wir Alle so hoch begabt und liebenswürdig, daß man uns um unserer Vorzüge willen unsere Unarten verzeiht? Lassen wir dem Alter, der Berühmtheit, dem Talent seine Wunderlichkeiten, und suchen wir uns so fern wie möglich davon zu halten.

Eine wohlgezogene junge Dame darf keine „Gewohnheit“ besitzen, die sie auffallend macht, oder für welche sie wohl gar die Nachsicht Anderer anzusprechen hätte; sie muß in ihrem Benehmen Alles vermeiden, was zu Spott oder ernstem Tadel Veranlassung geben könnte. Nicht dankbar sollten daher junge Mädchen sein, wenn Jemand aus ihrer Umgebung sich die Mühe nimmt, sie auf ihre kleinen Fehler aufmerksam zu machen, und nicht mit Empfindlichkeit und Verdrossenheit solch wichtigen Dienst vergelten. Die übeln Gewohnheiten die man am häufigsten trifft, und die am unangenehmsten auffallen, sind Gesichtsverzerrungen. Dahin gehören vor Allem die Falten auf der Stirne, sowohl senkrechte wie wagerechte, das Zucken mit den Augenbrauen, das Verziehen der Mundwinkel und das Zerbeißen der Lippen. Diese Unarten werden fast immer in der Kindheit angenommen, und die Schuld fällt hierin nur auf die Eltern und Erzieher, die die Kinder vom 6.—14. Jahre nicht gehörig beobachteten und überwachten.

Lebhafte, begabte Kinder haben einen großen Erieb zur Nachahmung. Wenn sie nach Hause kommen und etwas Erlebtes erzählen, dann genügen ihnen Worte nicht; sie gesticuliren heftig, und auch die kleinsten Gesichtszüge werden in Bewegung gesetzt, um die Erzählung zu unterstützen. Wollen sie Freude, Angst, Entsetzen, Hohn und Zorn ausdrücken, dann schneiden sie oft entsetzliche Gesichter, und es giebt thörichte Eltern genug, die sich an solchen Grimassen ergötzen und die Kinder wohl gar auffordern, ihre Erzählungen zu wiederholen, wenn ein Besuch kommt. Hier liegt des Uebels Wurzel! Auf diese Weise wird manch' liebliches Menschenantlitz entstellt und nimmt einen Zug an, der, ihm zur Gewohnheit geworden, später nicht mehr aus dem Gesicht entfernt werden kann.

Man gewöhne die Kinder, ihre Aufregung zu beherrschen und ruhig, ohne durch ihren Mienen dem Effect ihrer Worte Nachdruck zu geben, ihre Erzählung vorzubringen. Die Gesticulation muß man ihnen so lange gestatten, bis sie ganz verständig geworden, der Sprache vollständig mächtig, dieselbe entbehren können; dann achte man aber mit Strenge darauf, daß sie Hände und Füße beim Erzählen ruhig lassen, Niemand beim Sprechen anfassen und dergleichen mehr. Das Nachahmen anderer Personen, namentlich aber der Freunde und Bekannten des Hauses, das so oft im Familienkreise belacht und aufgemuntert wird, sollte streng verboten und hart bestraft werden; denn abgesehen von dem körperlichen Schaden, den es dem Kinde bringen kann, ist der geistige zu bedenken, der unaussprechlich ist, indem Spott und Tadel suchend in der jungen Seele gewekt, und die Ehrfurcht vor älteren Personen dadurch untergraben wird.

Es giebt Kinder und Erwachsene, die im Annehmen von eignen Gewohnheiten ganz unerschöpflich sind; kaum hat man ihnen eine abgewöhnt, so sieht man schon die zweite, gefährlichere heranwachsen; es ist eine Aufgabe für den Erzieher, hier nicht zu ermüden, und mit immer gleicher Milde, Liebe und Strenge zu ermahnen und zu bestrafen. Wo Ermahnungen und Bitten nichts fruchten, müssen Strafen eintreten, man bestimme solche voraus und halte sie im Uebertretungsfalle fest ein, rufe aber stets dem Fehlenden ins Gedächtniß zurück, daß es zu seinem eignen Besten geschieht.

Wie schwer es ist, Eigenheiten auszurotten, die mit der Person selbst groß geworden, mag aus folgenden Beispielen hervorgehen: Ich hatte eine Gespielin, die die Gewohnheit annahm, den Zeigefinger ihrer rechten Hand an den Lippen zu benehen und dann mit demselben über die Augenbrauen zu fahren, als ob sie dieselben glätten wolle. Sie that es namentlich dann, wenn sie etwas in Verlegenheit war, oder sich auf etwas besann. Ihre Angehörigen bemerkten oder beachteten es nicht, doch als sie erwachsen war und in die Welt eingeführt wurde, konnte es nicht fehlen, daß diese Eigenheit belacht und bespöttelt wurde, ja junge Herren machten sich oft das Vergnügen überraschende Fragen an sie zu richten, nur um diese Bewegung zu sehen, die sie dann mit außerordentlicher Schnelligkeit wiederholte. Bitten und Vorstellungen darüber brachten sie zu Thränen, und sie versprach feierlich der Ermahnungen

eingedenk zu sein, und es nicht mehr zu thun. Sie hielt Wort — denn sie fuhr nun mit dem benehten Finger einige Zoll höher und glättete ihre Haare!

Einer anderen jungen Dame, die mit einer sehr schönen Hand begabt war, machte es Vergnügen, dieselbe fest zu schließen und dann deren Oberfläche aufmerksam zu betrachten, gleichsam als studirte sie das Gewebe der blauen Ader, die durch die weiße Haut schimmerten. Sie that das oft, wenn man mit ihr sprach, und versank dann so in ihre eignen Gedanken, daß sie ganz schwieg oder höchst verkehrte Antworten gab. Man stellte ihr das Unpassende ihres Benehmens eindringlich vor, aber lange Zeit hindurch erfolgte keine Besserung; erst dadurch, daß man sie zwang in Gegenwart eines Besuches, die Hände fest gefaltet in den Schooß zu legen, konnte man es ihr abgewöhnen.

Beständig mit etwas zu spielen, selbst wenn man in fremden Häusern Besuche macht, ist eine weit verbreitete Unart und hat schon zu sehr unangenehmen Ausritten geführt, indem man in dem Eifer nach Etwas zu greifen, oft einen zerbrechlichen Gegenstand zur Hand bekommt und dann ein Unglück anrichtet, dessen Größe, bei dem oft bedeutenden Werthe solch eleganter Spielereien und kleiner Kunstfachen, sehr peinlich werden kann. Ueberdies ist diese ewige Beweglichkeit störend für den Zuschauer, lenkt die eigne Aufmerksamkeit von der Unterhaltung ab, und ist daher geradezu unpassend.

Die Gesticulation, bei unsern Nachbarn den Franzosen allgemein als Ergänzung ihrer Rede angewendet, wird bei uns als Mangel an Erziehung angesehen und darf bei jungen Mädchen nicht gebildet werden. Wir wollen damit nicht jene ängstliche steife Haltung empfehlen, die in so manchen Pensionen der Jugend anerzogen wird; die Mädchen mögen sich immerhin natürlich bewegen mit dem Ausdruck ihrer Augen und der Modulation ihrer Stimme ihre Rede verstärken, allein sich vor dem Uebermaß hüten, das wohl auf dem Theater gut und nöthig, im gewöhnlichen Leben aber unfein und unangenehm ist.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die Schreiberin auf diesem Gebiete gemacht hat, sind reichhaltig und mannigfaltig; vielfache Kuren in ihrer näheren und weiteren Umgebung sind ihr gegliedert, und es würde einen starken Band ausfüllen, in die Einzelheiten einzugehen. Sie giebt daher in dem Interesse ihrer Mitschwester heute nur diese kurze Andeutung, und bittet dieselben, doch recht sorgfältig auf sich selbst und Andere achten zu wollen, damit sich nicht in Gestalt einer „wunderlichen Gewohnheit“ ein kleinerer oder größerer Feind einschleiche, der ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit Gefahr bringen könnte. — Immer besser und schöner zu werden, soll ja unser Streben sein!

[2454]

Marie F.

Die Mode.

In diesem Augenblicke, wo ich den Bericht beginnen will, erinnere ich mich der Worte eines französischen Arztes, Felix Maynard, welche so sehr mit meiner Ansicht übereinstimmen, daß ich nicht unterlassen kann, sie hier niederzuschreiben:

„Es giebt keine lächerlichen Moden; unser undankbares Gedächtniß verwandelt die Modenbilder vergangener Jahre in Caricaturen; wir haben zu ihrer Zeit diese Caricaturen bewundert, und würden sie noch bewundern, wenn die Phantasie sich in ihre frühern Exaltationen zurückversetzen könnte. Einer schönen Frau steht Alles schön, das ist eine ewige Wahrheit.“

Daß unsere Zeit in keiner Weise zurücksteht gegen frühere Zeiten im Reichthum der industriellen Erzeugnisse, welche die Bestimmung haben, nicht nur als zweckmäßige Vorsehung, sondern als reizender Schmuck der Schönheit zu dienen, kann Niemand leugnen, der nur einigermaßen Gelegenheit zur Beobachtung und genügenden Interesse für diesen Zweig der Industrie hat.

Mit Recht nehmen die herrlichen Kleiderstoffe unter den Modefabrikaten den ersten Rang ein, und ihre reiche Mannigfaltigkeit ist eben so wohl geeignet, die höchsten Forderungen des Luxus, wie die bescheidenen Ansprüche geschmackvoller Einfachheit zu befriedigen. Wir wollen hier nicht unterlassen, nochmals auf die beliebtesten Sommerstoffe zurückzukommen, deren Namen unsern Leserinnen bereits bekannt sind. Zu den häufigsten leichten Sommerstoffen gehören die vielfachen Arten der Seidengaze, u. A. Gaze Chambery, Gaze grenadine, größtentheils mit Volants à dispositions (abgepaßten Volants) in Pompadour- oder streifen Mustern. Die erstgenannten Muster, aus Blumen und Arabesken in bunten Farben bestehend, erhöhen den Preis einer Robe stets bedeutend, so daß dergleichen Roben fast durchgängig nur zu großer Parure getragen werden.

Die Taffete, obgleich nicht eigentlich Sommerstoffe, haben in der warmen Jahreszeit Nichts an Bedeutung verloren; der sprechendste Beweis dafür ist, daß sie in allen Farben, glatt und à dispositions getragen werden. Die modernsten Muster im Taffet sind Querstreifen oder Carreaux, letztere namentlich im Damenbrett-Genre; die beliebteste Farbe ist Schwarz mit Grau in allen erdenklichen Nuancen, oder Schwarz mit Rantingfarbe. Kleider von roher Seide stehen zur Promenaden- und Reise-Toilette sehr in Gunst und rechtfertigen dieselbe in hohem Maße durch ihre einfache Eleganz und ihre Zweckmäßigkeit in ökonomischer Beziehung, da sie dem Waschen zugänglich sind.

Besondere Beachtung verdienen auch die verschiedenen Popeline's, welche schon im Winter als moderne Stoffe in unsern Berichten häufig genannt wurden. Der im Winter zu eleganten Damen- und Kinder-Kleidern mit so großer Vorliebe verwandte Seidenpopeline ist dem leichteren Sommerpopeline gewichen, welcher, wie jener, sowohl einfarbig als in carrirten und gestreiften Mustern existirt. Zu Reise-Kleidern wählt man jetzt vielfach den Wollepopeline, welcher alle auf Reisen wünschenswerthen Eigenschaften in sich vereinigt. Ein eleganter und zugleich sehr haltbarer Stoff ist der aus Wolle und Seide ge-

wirkte Fil de Chèvre, welcher vorzugsweise in carrirten und quergestreiften Mustern getragen wird.

Unter den eleganten wollenen und halb wollenen Stoffen zeichnet sich der Mousseline de Chine aus durch seine graziose Feinheit; eine eigenthümliche Distinction erhält derselbe durch die sogenannten arabischen Volants (Magador-Volants), welche in Streifen von absteigender Farbe den Roben beigegeben sind.

Sehr wohlfeile Sommerkleider liefern die Canevass-Stoffe, Zeuge, aus starken, weitläufig gewebten Wollenfäden bestehend (der nordischen Varege ähnlich), welche mit großer Leichtigkeit ein elegantes Aussehen verbinden.

Die Eigenthümlichkeiten des Varege, des Mousseline und Jaconet sind zu bekannt, um ihnen hier eine besondere Besprechung zu widmen, auch mit dem Piqué, dessen wir haben sich unsere Leserinnen schon vertraut gemacht, seit er durch die Gunst der Mode aus seiner obskuren Stellung ans Licht gezogen und mit partieller Liebe geschmückt wurde.

Zu der That, man erkennt in dem feinen, zarten Stoffe mit den zierlichen weissen oder bunten Mustern kaum den Piqué von ehemals wieder, welcher höchstens würdig befunden ward, ein Nachjäckchen oder einen Unterrock abzugeben.

Es ist das nicht das erste Beispiel überraschender Rangveränderung im Reiche der Mode — und in diesem Falle kann man sagen, die launische Herrscherin ist gerecht gewesen, denn der Piqué verbiente ans Sonnenlicht gezogen zu werden. Die schönen Reisenden werden das fühlen und eingestehen, wenn sie, durch das Dicht romantischer Wälder, durch Brombeergebüsch und Tannengebüsch sich einen Weg bahnen dürfen, ohne Furcht, daß die neidischen Dryaden einen Theil ihres Gewandes als Siegestrophäe zurückbehaltend, wie leider manches Varege- und Organdi-Kleid bezeugte, welches einen großen Theil seiner flatternden Volants den Walgottheiten opfern mußte.

Die Reiselieder, sie seien nun von Wollepopeline, Piqué oder Taffete, werden gewöhnlich mit à bandes garnirtem Rock und statteines festen Leibchens mit einer Taille à la Casaque gearbeitet, deren Schnitt unsern Leserinnen aus Nr. 16 u. 18 des Bazar, unter den Frühjahrsmänteln in Abbildung und Schnitt bekannt ist. Derselbe hat die besondere Bequemlichkeit, daß er zugleich Taille und Mantille bildet und ist seine große Beliebtheit daraus leicht zu erklären. Zu dem Besatz verwendet man jetzt häufig carrirten Stoff desselben Genre's, doch in absteigender Farbe, z. B. zu einem Kleide von grau und weiß gestreiftem oder carrirtem Wollepopeline blauen oder grünen Wollepopeline. Die Seitenstreifen des Rockes, ungefähr eine Hand breit, werden ohne andern Schmuck einfach zwischen die Blätter desselben genäht, so daß sie zu beiden Seiten des Rockes eine absteigende Garnitur bilden; derselbe Stoff wird auch zum Besatz des Casaque benutzt.

Was die Sommer-Mäntel betrifft, so hat sich keine Form so großen Beifalls zu erfreuen, als die Form Fides, deren Schnitt wir zugleich mit dem des Casaque mittheilen. Der Mantel Fides hat eine so graziose Schönheit, daß er in höchster Einfachheit sogar, ohne kostbaren Schmuck, eine reizende Umhüllung giebt. Doch die Mode, wie immer, zeigt sich auch hier beflissen, ihre liebsten Kinder mit den Gaben des Luxus zu überschütten. So geschieht es auch mit der plastisch grandiosen Einfachheit der Fides. Sie wird um den untern Rand und am Capuchon mit breiter bunter Seidenstickerei (in türkischem Geschmack) versehen, welche sich zuweilen in der Eden des untern Randes zu einer großen Palme gestaltet. Die reichen Quasten des Mantels stehen hinsichtlich der Farben natürlich mit den Farben der Stickerei im Einklang, welche sich besonders prächtig auf schwarzem Grunde, z. B. auf feinem schwarzen Tuche, ausnimmt. Mantillen und Basquinen werden häufig mit Wandrücken à la vielle (b. h. oben und unten gefaltet) garnirt; man macht diese Rüschen auch wohl von dem Stoffe der Mantille oder des sonstigen Kleidungsstückes.

Eine reizende, obgleich kostbare Garnitur der Mantillen sind die breiten, seidnen, gehäkelten Franzen, welche jetzt zu dem distinguirtesten Schmuck einer feinen Toilette gehören. Eine solche gehäkelte seidne Franze von der Breite einer Viertel Elle ist selten für einen geringeren Preis als 3 Thaler die Elle zu haben; die Selbstanfertigung erspart mindestens die Hälfte dieses Preises, deshalb ließen wir uns anlegen sein, in Nr. 28 des Bazar den Leserinnen das Dessin einer derartigen Franze zu geben, welche als Besatz einer Mantille von herrlicher Wirkung ist. Um auch in dieser Beziehung Abwechslung zu bieten, werden wir in den nächsten Nummern noch Muster zu Franzen dieses Genre's folgen lassen.

Junge Damen tragen sehr viel Weiß. Es ist ein reizender Anblick, die leichten jugendlichen Gestalten, wie in Schneewolken gehüllt, aus dem Wagen steigen zu sehen, wenn die elastischen, in zierliche Stiefeln gehüllten Füße aus der Fülle schneeweißes Stoffes hervorkommen, den Tritt halb schwebend zu berühren; denn was man auch erlitten hat, um die Robe der Steifbrüde weniger Begüterten zugänglich zu machen, die höchste Eleganz verschmäht die Stahlfedernbrüde, die Fischbeinbrüde u. dgl., sie giebt dem Zupon von weißem steifen Stoff den Vorzug. Dieser, mit drei Falbelas versehen, bildet die erste Stütze der Toilette, über diesen wird noch ein gefeilter Mousseline-Unterrock gleichfalls mit drei Volants gezogen, und so die Rundung erzielt, ohne welche in unsern Tagen keine Toilette denkbar ist.

Zum Aufenthalt auf dem Lande und zum Reisen ins Bad werden die Strohhüte allen andern vorgezogen, natürlich — sie sind nicht so empfindlich gegen Sonne und Thau, Wind und Regen, als die Crepp- und Seidenhüte, und entbehren dabei doch keineswegs der Eleganz. Eine reizende Neuheit jedoch broht bereits die hübschen Schweizerinnenhüte zu entthronen; nämlich: ein Hut (nach Art der frühern Helgoländer) von gesticktem Mousseline, besteht mit Tüllrüschen und gefüttert mit farbigem Taffet. Dazu eine Mantille von gesticktem Mousseline, durch farbige Bandschleifen in graziose Falten gelegt, und ein leichtes, wehenbes Kleid von Mousseline mit reicher Stickerei, so hat man das anmuthige Bild einer jungen Dame, welche die Eleganz der Mode mit der Einfachheit des Lebens im Bedeorte geschickt zu vereinigen weiß; eine Einfachheit — in der That, welche die Zwillingsschwester des Luxus ist. [2456]

Ein Kind, das seine Eltern sucht.

An die Redaction des Bazar in Berlin.

Dem hier beifolgenden Aufsatz: „Ein Kind, das seine Eltern sucht“ wünschte ich im Interesse dieses, durch mich jetzt verforten Kindes die größtmögliche Verbreitung in Deutschland, wozu mir neben der sehr gelehrten „Gartenlaube“, in der dieser Artikel ebenfalls Aufnahme gefunden, Ihre weitverbreitete Zeitung „Der Bazar“ am geeignetsten erscheint u. s. w.
Den 16. Juni 1857.

G. A.

Mit Vergnügen kommen wir den vorstehenden Zeilen ausgesprochenen Wünsche des geehrten Herrn Verfassers nach und sind eben so zur Beförderung etwaiger Mittheilungen bereit.

Die Redaction des Bazar.

Am 27. Februar 1841, kurz vor 7 Uhr Abends, zu einer Zeit also, wo die Sonne bereits untergegangen, trat aus einem Gäßchen neben dem Gasthof zum Rosz eine ältliche, in dunkeln Mantel gehüllte Frau auf, die „Kornmarkt“ der Altenburgischen Stadt Ronneburg, und ging auf einen 14jährigen Knaben zu, welcher eben für seinen Pfleger Vater Bier in der dortigen Rathskellerei geholt. Die Frau fragte nach dem ersten Geistlichen (dem Obergeistlichen) des Orts. Der Knabe, unbekannt mit den geistlichen Verhältnissen seiner Vaterstadt, nannte der Fragenden mehrere Geistliche und unter Andern, seiner Meinung nach, als Oberprediger den Abjuncten K., zu welchem die Frauensperson nun von dem Knaben geführt sein wollte. Dieser geleitete die Fremde in die große Kirchgasse, zeigte ihr hier das Haus des Abjuncten, und wollte nach geleisteter Dienst seinen Weg gehen, um des Meisters Durst zu löschen. Das aber lag nicht in dem Plane der Frau, sie blieb plötzlich stehen, zog ein weißes Packet unter dem Mantel hervor, gab es dem Knaben mit der Bitte, dasselbe zum Oberprediger zu tragen, sie selbst wolle um Mittag des andern Tags sich dort einstellen, und ging, nachdem sie noch dem Knaben zwei Zweigroschenstücke für den Weg und einen unadressirten Brief zur Uebergabe mit dem Packete eingehändiget, nach dem Markte zu, wo sie im Dunkel der Nacht verschwand. Außer dem dunkeln Mantel war die Geheimnißvolle nur noch an einem etwas fremdartigen Dialekte (oder, wie der Knabe bemerkte, „vornehm“ sprechend) und an einem Sinken des rechten Fußes kennbar.

Peter, der Knabe, trat, um seinen Auftrag auszurichten, eine mit den Enden zusammengeknüpfte Serviette am Arme hängend, in das geistliche Haus, wo er die Frau und Tochter des Predigers anwesend fand, denen er Bindel und Brief übergab. Die Frauen, vermuthend, das Päckchen komme als Vorkäuferin einer Freundin, öffneten, um sich von der Wahrheit ihrer Vermuthung zu überzeugen, die Serviette, hoben das oben aufliegende Planelstückchen weg und — da streckten sich ihnen zwei kleine liebliche Kinderärmmchen entgegen. Man denke sich die Ueberraschung der beiden Frauen.

„Ach Gott, ein Kind, ein Kind!“ tönte es aus einem Munde, die Mutter aber bemerkte dabei:

„Das ist eine Geschichte wie an den Scheunen, nur besser.“
Man rief den Vater und die Schwestern herbei, wies ihnen den Fund und heraberschlugte, was zu thun sei.

Das Ergebnis war: man band die Serviette behutsam wieder zu, ließ vom Dienstmädchen das Kind tragen und schickte dieses nebst Petern, der vorher noch seinen Pfleger Vater, den Zeugmacher S., dazu abgeholt hatte, in das Justizamt, wo nun als halb Abends gegen 8 Uhr die Untersuchung begann.

Doch geben wir erst den das Päckchen begleitenden Brief der — unglücklichen oder leichtsinnigen Mutter mit diplomatischer Genauigkeit:

„Ihro Hochwürden!“

Die unglücklichste Person liegt vor Ihnen auf den Knieen, und fleht Sie für ein armes, unschuldigtes Kind um Erbarmen an, Gottes Barmherzigkeit und Milde ist ohne Ende, Sie sind auf Erden sein Stellvertreter, eine Mutter, deren Herz durch die Trennung von ihrem Kinde beinahe bricht, fleht Sie bei Ihrer ewigen Seligkeit an, das Kind bei guten Leuten unterzubringen, die ihm eine gute rechtliche Erziehung geben. Die Verhältnisse fügen sich vielleicht bald so, daß die wahren Eltern ihr liebes Kind wieder zu sich nehmen können, nur jetzt würde eine ganze Familie unglücklich, wenn die Geburt des Kindes rückbar würde; es ist den dreizehnten Februar geboren, geben Sie ihm in der heiligen Taufe die Namen: Clara Abelheid (Charlotte S. . . t***), o Gott im Himmel, wo soll ich Worte finden, um meinen Schmerz, meine Verzweiflung zu schildern und ihr Herz für das unglückliche Geschöpf zum Mitleid zu stimmen, doch Ihr milder Sinn ist mir bekannt, Sie üben die Lehren der Religion nicht bloss in Worten, Sie thun auch Ihre Worte. Um das Maß Ihrer Güte und Milderheit zu vollenden, suchen Sie jede Untersuchung zu verhindern, es ist unmöglich, die wahren Eltern zu entdecken, gönnen Sie einer Mutter den Trost, ihr Kind unerwartet und unbeobachtet öfters zu sehen und betrachten Sie alles wie ein Geheimniß was Ihnen unter dem Siegel der heiligsten Beichte anvertraut ist.

Man sieht, der Brief ist, bis auf einige, namentlich Interpunctionsfehler, von einer nicht unbewanderten Briefstellerin geschrieben. Die Schriftzüge verrathen keine Schönschreiberin, aber eine gelübte Hand und lassen kaum eine Verstellung der Handschrift annehmen.

Beschäftigen wir uns nun, bevor wir das weitere Schicksal des Findlings geben, mit dem Gange und dem Resultate der Untersuchung.

Noch an demselben Abende zeigte, auf die die Stadt bald durchlaufende Kunde, ein heimkehrender berittener Gensd'arm an, daß er zwischen sieben und acht Uhr auf der Straße von Ronneburg nach Gera, etwa zehn Minuten vom erstern Orte entfernt, eine Frauensperson in einem dunkeln Mantel, auf dem rechten Fuße hinstehend, gesehen habe. Auf diesen Fingerzeig hin staltete ein Amtsdienner sein Pferd und ritt sofort den Weg nach Gera zu. Hier begegnete er erst der von da herkommenden Ronneburger Botenfrau, welche ihm, wie dieselbe auch bei ihrer spätern Abhörung deponirt, erzählte, daß sie an der (Altenburg-Neurhildes) Landesgrenze gegen 8 1/2 Uhr einer sehr langsam dahin gehenden, in einem dunkeln Mantel gehüllten Frauensperson begegnet sei, die über Weg und Wetter (Schneegestöber) geklagt habe. Ziemlich dasselbe sagte auch eine die Botenfrau begleitende andere Frauensperson aus. Ob diese

Fremde mit dem Fuße gehinkt, hatten Beide nicht bemerkt. Der Gensd'arm setzte hierauf, die genannte Spur verfolgend, seinen Weg nach Gera fort, wo er den Vorfalle dem dortigen Criminalgericht angeigt. Die augenblicklich in den Geraer Gasthäusern vorgenommenen Recherchen blieben eben so fruchtlos, wie die in Ronneburg stattgefundenen.

Es erfolgten nun Bekanntmachungen in dem Altenburger Amts- und Nachrichtenblatte, in der Leipziger Zeitung, in den damaligen Röhrenischen Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege und in dem Eberhard'schen Polizei-Anzeiger, allein überall erfolglos.

Die Ronneburger Criminalbehörde glaubte in der oben erwähnten frühern Kindevandlung und einigen andern Umständen eine Vermuthung zu finden, daß beide (das todt und das lebende) Kinder von Gera herübergebracht worden, und daß Mitglieder einer in Gera gewesenen Schauspieltruppe theilhaftig sein könnten. Die Truppe war bereits nach Halle weiter gepilgert. Es begann nun das dortige Inquisitionatoriat seine Thätigkeit, und richtete dieselbe namentlich gegen eine Schauspielerin K. Allein es bestätigte sich weder ein Verdacht, noch gelang es der gedachten Behörde, sonst einig Licht in die Sache zu bringen. Nicht glücklich war das Inquisitionatoriat zu Magdeburg, welches, da die Truppe von Halle dahin sich gewendet hatte, die bezogene Untersuchung fortsetzte, schließlich aber erklärte, daß man bei mangelnden genugsamen Anzeichen, Anstand genommen habe, wider die Angeeschuldigten durch förmliche Eröffnung der Specialinquisition zu verfahren.

Damit schloß die Untersuchung gegen die K. und ihre Mutter, und wir möchten unsere Leser auch kaum einen Stein gegen Beide aufheben. Erwägt man, daß es der K. kaum möglich gewesen, ein neugebornes Kind vom 13. bis 27. Februar unbemerkt — denn keine Person ihres Hauses und Umganges in Gera hat nur eine Spur oder Vermuthung hiervon gehabt — in ihrem kleinen Miethlogis zu verborgen; daß ferner die 60jährige Mutter K. schwerlich in den Abend- und Nachtstunden des 27. Februar bei Schneegestöber einen Weg von zwei Stunden von Gera nach Ronneburg und zurück zu Fuße habe machen können; daß ein vierzehntätiges, noch so gut verpacktes Kind, bei solchem Wetter und solcher Kälte, kaum einen zwei- stündigen Transport durch eine Fußgängerin aushalten kann; und daß das von dem Inquisitionatoriat zu Halle ausgekommene genaue Signalement eines Lahtmgehens der Wittve K. nicht erwähnt, so kann man den Beschluß des Inquisitionatoriat zu Magdeburg nur gerechtfertigt finden.

Bevor wir aber zu unserem Findling zurückkehren, müssen wir noch einer Epizöbe gedenken, weil unsere Acten sie erwähnen.

Derselbe Knabe Peter, dessen wir im Eingange gedachten, zeigte am 4. Juni 1841, also gegen vierzehn Wochen nach seinem Funde, dem Justizamte Ronneburg an: als er am Abend des vorigen Tages gegen sechs Uhr in einer häuslichen Berichterstattung für seine Meisterin ausgegangen war, und an die Ecke eines bezeichneten Hauses am Markte gekommen, habe ihm ein Knabe gewinkt. Er sei nicht gleich darauf zugegangen, habe vielmehr erst den Auftrag der Meisterin ausgeführt, als er sich aber dann nach dem Knaben umgesehen, diesen nicht mehr gesehen; dafür sei ein fremder Herr auf ihn zugekommen, welcher ihn gebeten, in den von der Stadt etwas ab nach Mitternacht zu gelegenen Nautiker Grund zu gehen, wo Peter seine, des Fremden, Frau treffen werde; dieser solle er mittheilen, daß er, der Fremde, noch eine halbe Stunde in der Stadt zu verweilen habe, und so lange möge sie seiner in dem Grunde warten. Er, Peter, habe aber die ihm genau beschriebene Frau an dem bezeichneten Orte nicht gefunden, und sei daher wieder um und nach der Stadt zurückgekehrt und unterwegs dem Fremden begegnet, welcher, über das unterlassene Aufsuchen der Frau unwillig, mit der Hand nach ihm ausgehakt. Er sei darüber heftig erschrocken und ausgerissen, und als ein anderer junger Mensch seiner Bekanntschaft dazu gekommen, sei der Fremde in das dort befindliche Holz gesprungen.

Weiter ließ sich über den räthselhaften Fremden nichts und noch weniger über dessen Frau ermitteln. Ob dieser Vorfalle mit der Geschichte unseres Findlings zusammenhing, hat man nie erfahren. Wir mußten ihn aber geben, weil derselbe nun einmal actenmäßig geworden.

So war denn alle Spur verschwunden und nur das liebliche kleine Mädchen geblieben. Begeben wir uns zu ihm in das Antheil, und untersuchen zuverderst — denn es ist ja ein Mädchen — dessen Toilette. Das Kind, sagt das amtliche Protokoll, lag auf einem Federkissen von grau- und weißgestreiftem Barchent mit weißkleinem Ueberzuge. Das Bett war um den Leib des Kindes mit einem weißkleinen Tuche zusammengebunden, und über das Tuch eine gestrickte baumwollene, vier Ellen lange Binde gewickelt.* Oben zur Seite des Kindes lag im Bett ein Rutschbeutel (Jogen, Zulp) mit klarem Zwieback. Bekleidet war das Kind mit einer Mütze von rosafarbenem Atlas mit einem Vorstoße von weißem Schwan und einem schmalen, rosafarbenen Blondenbesatz, darunter befand sich ein anderes kleines Mützchen von weiß genähtem Grunde, mit einem breiten Wallstreifen und schmalem Rosaband besetzt. Unter dem Kinn lag ein Stück weiße Leinwand. Um den Hals war ein feines baumwollenes Tuch gebunden. Das Kind trug überdies ein Päckchen mit Aermeln von weißen Piqué, und darunter ein Hemdchen von weißem Rattum mit einem Halsstreifen von Gaze.

Der hinzugezogene Amtspophysicus, Medicinalrath K., fand das Kind vollkommen gesund, durchaus tadellos, wohlgenährt, mit schönem Kopfe, und schätzte sein Alter auf vierzehn Tage, was mit der Angabe in dem Briefe der Mutter übereinstimmte. Jetzt galt es, für die Verpflegung des Kindes zu sorgen. Diese fand sich bald. Die Frau des in Ronneburg stationirten Gensd'armen B., welche acht Tage zuvor entbunden worden war, unterzog sich bereitwillig der Wartung und Pflege des Findlings, welcher am 1. März auf den Namen Jda Thurecht (Ottilie***) getauft und in der Person eines sehr geachteten

*) So sorgfältig auch diese Verpackung war, so dürfte sie doch zu einem Schuge gegen die Kälte eines Februarabends bei einem Fuhrtransport von Gera nach Ronneburg schwierig ausgerichtet haben.
**) Warum diesen Namen, sehen wir um so weniger ein, als der von der Mutter angegebene Name doch möglicher Weise zu einer Erkennung führen konnte. Die herzogliche Landesregierung zu Altenburg machte indeß dieses Versehen wieder gut, indem dieselbe unterm 14. August 1841 verordnete, daß der von der Mutter gewünschte Name nachträglich an der betreffenden Stelle des Kirchenbuchs noch eingetragen werden sollte.

Mannes, des damaligen Advocaten und Gerichtsdirectors J., einen Vormund bestätigt erhielt, wie denn überhaupt vom Amte und Stadtrathe mit lobenswerther Sorgfalt des Kindes sich angenommen wurde, bis am 23. März in Folge der eingegangenen öffentlichen Aufforderungen ein Menschenfreund sich für das kleine Wesen fand, ein wahrer Engel vom Himmel gesendet, dem lieblichen Kinde das zu ersetzen, was es nur vierzehn Tage genossen hatte, Mutter- und Elternliebe.

Der Kaufmann B. in dem benachbarten sächsischen Städtchen R., selbst kinderlos, entschloß sich mit seiner gleichgesinnten Gattin, nach vorher gepflogener schriftlicher Verhandlung mit dem würdigen Superintendenten S., sich des Kindes anzunehmen. Die Unterhandlung war kurz. Der Stadtrath, dem die Sorge für das Kind oblag, und der Vormund willigten ein; — B. machte nur die Bedingung, daß das Kind seinen Namen führe, und so erhielt B., jedoch „bis jetzt bloß auf unbestimmte Zeit,“ dasselbe zur unentgeltlichen Erziehung ausgeantwortet. Die B.'schen Eheleute wurden ihm liebende sorgsame Eltern.

Seit dieser Zeit sind sechzehn Jahre verfloßen. Der Pfleger Vater B. wendete sich von da nach P. und später nach G. in Böhmen. Ueberall hin folgte ihm sein liebes Pflegekind. Es gedieh dasselbe an Geist und Körper, und die trefflichsten Censuren seiner Lehrer über Kenntnisse, Fleiß und Sitten liegen uns vor. Das Findelkind ist zu einer Jungfrau herangewachsen, die durch ihr Aeußeres, wie ihr feines, würdevolles und doch beschreibenes Betragen sofort einnimmt. Bis in die neuere Zeit wußte Clara — so wollen wir das Pflegekind nach dem Wunsche der unbekannteten Mutter nennen — nicht anders, als daß die B.'schen Eheleute ihre Eltern seien. Ein Zufall gestörte ihren Traum, aber nicht das beiderseitige wahrhaft zärtliche Verhältniß, ja es feste die Entdeckung Clara noch mehr an die treffliche Familie, da sie bei ihrem hellen Verstande und dankbaren Gefühle bald übersah, was das B.'sche Ehepaar, ohne dazu verpflichtet zu sein, an ihr gethan, und welchen Dank sie ihm schulde. Wohl aber mußte es B. sich sagen, daß er, bei seinen vorgerückten Jahren und ohne besonderes Vermögen, Clara über lang oder kurz würde hilflos zurücklassen müssen, und diese dann auf derselben öden Stelle, wie vor sechzehn Jahren, stehen würde. Darum suchte der treue Pfleger Vater dem Mädchen eine sichere und selbstständige Zukunft zu begründen, und trat mit der Direction einer der ausgezeichnetsten sächsischen Anstalten für Fortbildung junger Mädchen in Unterhandlung, welche denn auch mit der anerkanntesten Humanität und Bereitwilligkeit, obschon das Mädchen und deren Pflegeeltern Ausländer sind, sich zur Annahme der Erziehen gegen einen bis auf die Hälfte herabgesetzten Beitrag auf die Dauer von drei Jahren verstand.

Dieser Beitrag und die übrigen Bedürfnisse waren bald durch Subscription einiger unserer Verwandten, Freunde und Bekannten, sowie durch eine dankenswerthe Subvention der städtischen Behörde zu Ronneburg gedeckt, und so befindet sich denn seit dem 1. Mai Clara in der trefflichen Anstalt, um derzeitig als Erzieherin oder sonst in passender Weise der Welt nützlich zu werden, wozu ihre herrlichen Anlagen und feinen Sitten die gerechteste Aussicht gewähren.

Wer ein Interesse an dem Schicksale des Mädchens hat und über Herkunft und Geburt desselben etwas Bestimmtes nachweisen kann, dem werden wir die gewünschten Mittheilungen machen. Unsere Adresse aber wird ihm die Redaction dieser Blätter geben.

[2459]

G. A.



Um das Reisen der Feigen

zu beschleunigen, ist in dem Journal de Tarn et Garonne folgendes Verfahren mitgetheilt, welches ein Fruchtgärtner in jenem Districte mit gutem Erfolg angewendet. Dasselbe besteht in der Anwendung eines kleinen Tropfen Oliven-Öl auf die Mitte des Auges der Feige. Das Öl wird vermittelt eines Strohhalmes so auf das Centrum aufgebracht, daß es dasselbe eben nur berührt. Diese Operation muß gemacht werden, sobald das Auge der Feige einen rothen Schein zeigt, und dann am Abend nach Sonnenuntergang. Die Feige, welche grün, klein und hart war, schwillt nun am nächsten Tage an, wird weich und erhält eine gelbliche Färbung. Das Auge ist geöffnet, das Blüthen geht vor sich und die Frucht kann am Morgen des vierten Tages geerntet werden, wo die Samen anfangen sich zu bilden. Die auf diese Weise geeitigten Früchte haben mehr Aroma und sind süßer als die, welche ohne die Anwendung von Öl gereift sind, auch haben sie nicht den den Feigen so eigenthümlichen widerlichen Geruch.

[2351]

Verfälschung des Thees.

Viele Theearten, vorzüglich die grünen, erhalten häufig einen starken Zusatz von Galläpfelsäure. Diese Säure hat eine so zusammenziehende Kraft, daß ihre schädliche Wirkung bei Personen, welche oft, d. h. täglich, solchen Thee trinken, sich unangenehm fühlbar macht durch Störungen der Gesundheit. Sonstbarer Weise verbessert dieser Zusatz nicht im Geringsten den Geschmack des Thees, im Gegentheil verbirbt er ihn, nur der Aufgus erhält dadurch eine lebhaftere Farbe, wodurch sich die Kenner des Thees freilich nicht täuschen lassen.

Um sich zu überzeugen, ob Galläpfelsäure im Thee sei, muß man zum Versuche einem Theeaufgus einige Tropfen grünen Kupferwässers hinzusetzen. Ist Galläpfelsäure im Thee, so nimmt der Aufgus sogleich eine schwärzliche Farbe an. Dieser Aufgus ist dann natürlich nicht mehr trinkbar.

Um den Geschmack des verfälschten Thees wieder zu ver-

*) Vierzehn Tage vorher war an den Scheunen vor Ronneburg ein ausgelegtes, aber — todttes Kind aufgefunden worden.
**) Wir haben absichtlich die Namen der Hauptpersonen nicht geschrieben.

bessern und vor Allem dem ungünstigen Einflusse desselben auf die Gesundheit vorzubeugen, muß man einige Körschen kohlen-saures Soda in den Aufguss schütten. Entsteht ein plötzliches Brausen im Thee, so ist dies ein untrüglicher Beweis für das Vorhandensein der Galläpfelsäure. Das stärkere oder schwächere Brausen zeigt die größere oder kleinere Quantität dieses schädlichen Zusatzes an.

Eisenerne Plättchen mit Spiritusheizung.

Seiner Form nach den gewöhnlichen Plättchen ähnlich, ist an der Spitze ein eiserner Zapfen angehängt, um den einen Bügel und die Drehvorrichtung anzubringen, für den zweiten Bügel und die Lampe befindet sich an der entgegengesetzten Seite eine größere runde Oeffnung. Zwei Luftlöcher befinden sich an der Spitze im innern hohlen Eisen, eins über und eins unter dem Zapfen, vier Luftlöcher an der entgegengesetzten Seite und außerdem noch auf jeder Seite zehn kleinere unterhalb der Heizflächen, die die Bestimmung haben, von unten der Flamme frische Luft zuzuführen und die erhitzte oben entweichen zu lassen. Die dabei benutzte Lampe ist ein aus starkem verzinnem Eisenblech gefertigtes Gefäß zur Aufnahme des Spiritus. Die Verschlußkapsel oben ist von Messing und schließt luftdicht. Die obere Fläche des Eisens wird durch die Flamme in 3 bis 4 Minuten erhitzt, daß damit geplättet werden kann, nur ist das Umbrehen des Eisens notwendig. Die oben erhitzte Fläche des Eisens wird nämlich durch eine Manipulation nach unten gebracht, während Griff und Lampe des Eisens unverändert in ihrer Lage bleiben. Dann plättet man mit dem Eisen auf die gewöhnliche Art, bis es kalt geworden, und bringt hierauf die untere erwärmte obere Fläche nach unten, während die untere abgekühlte oben zu sehen kommt, um von Neuem erhitzt zu werden. Näher beschrieben ist diese eigenthümliche Erfindung in Dingler's polytechnischem Journal.

Ueber den praktischen Werth dieser Erfindung können wir ein Urtheil noch nicht abgeben, da wir, noch nicht im Besitze eines solchen Plättchens, Versuche damit nicht angestellt haben. Zu fürchten steht, daß die Spiritusheizung unverhältnißmäßig theuer sein wird.

ein Pfund geklärt Zucker und zwei Unzen aufgelöstes Gummi Tragant sich befinden. Diese Mischung wird abermals über das Feuer gesetzt, unter fortwährendem Rühren mit einem Holzlöffel so lange dort gelassen, bis die Masse sich abkühlt. Hierauf schüttet man sie auf Schiefer- oder Eisenblechplatten, welche man mit Del bestreicht, läßt sie erkalten und schneidet sie in Tafelchen, die man zum Trocknen in den Ofen stellt.

Seife mit Wachszusatz.

Nach einem für England patentirten Verfahren soll man der Toiletenseife Bienewachs oder sog. vegetabilisches Wachs zusetzen, um ihr die Eigenschaft zu ertheilen, die Haut geschmeidig zu machen, und der Neigung derselben, bei Temperaturwechsel Sprünge zu bekommen, entgegen zu wirken. Auf 16 Theile Seife nimmt man 1 bis 2 Theile Wachs. Das Wachs wird der fertigen heißen Seife zugefügt und durch Umrühren innig damit vermischt. Die mit Wachszusatz bereitete Seife ist auch sehr geeignet zur Zurichtung von Mouffeline, Spitzen und andern feinen Waaren, indem dieselben dadurch eine gewisse Steifigkeit erhalten, so daß man keine Stärke anzuwenden braucht.



Dein Auge kann die Welt trüb oder hell Dir machen: Wie Du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen.

Sei niemals schüchtern und besagen ohne Ursache. Alle, mit denen Du zu thun haben kannst, sind Menschen wie Du, haben ihre Ehorheiten und Schwächen. Die Besseren und Weiseren unter ihnen hast Du ohne dies nicht zu scheuen. Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben.

Vor Jedem steht ein Bild Des, was er werden soll: Solang' er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll.

Wenn in Eurer letzten Stunde Alles im gebrochenen Geiste abblüht und herabstirbt: Dichten, Denken, Streben, Freuen: so grünt endlich nur noch die Nachblume des Glaubens fort, und stärkt mit Duft im letzten Dunkel.

Das Böse standhaft zu ertragen, da Gute recht zu schmecken, ist die ganze Wissenschaft der Glückseligkeit.

Allen denen, welche sich am tiefsten vor Dir bücken, traue am wenigsten; sie sind entweder dumm oder schlecht. Ein wahrhaft elter Mensch verrichtet seine äußerlichen Ehrenbezeugungen für Andere dennoch mit eigenem Anstand. Er wird nicht selbst niederträchtig, indem er Andere achtet!

Stört die Freunde der Kinder nicht, — es ist nichts leichter, als einem Kinde Freunde zu machen, aber auch leider nichts leichter, als dieselbe zu unterbrechen und nach und nach zu zerstören, denn das Kind hat von den tausend Waisen, die wir Erwachsene in Kunst, Wissenschaft, Erfahrung u. s. w. finden, keine einzige. Es hat nichts als sein kleines, unbeschnittenes, nacktes Herz, das wir eben so leicht erheben, als zu Boden schlagen können. Und wenn Ihr das bedenkt, so legt Euch auch die unendlich erste Frage vor: Was habt Ihr wohl einem Kinde als Ersatz zu bieten für eine verderbte Freude, oder gar für eine, durch Euren Irrthum oder Eigensinn entblätterte, geknickte, verdunkelte und vertrauerte Jugend?

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch, Drum kennt ihn nur der Mensch; Gott kennt ihn nicht. Wenn das Bewußtsein tiefe Wunden schlägt, Der glaubt, der Herr geh' mit ihm ins Gericht. Er aber ist die Liebe und Geduld, Er sendet Jedem Sonnenchein und Regen. Sei Du nur rein und frei von aller Schuld, Dann bringt Dir Menschenfluch doch Gottes Segen.

Räthsel-Aufgabe.

(Räthsel.)

wir's	auch	gen,	und	be	wir	sind's	sind
und	sicht;	sind	le-	To-	so	Gra-	le-
die-	nim-	doch	brin-	weil	Wir	wir's	ge-
ge-	ben	wir	de	ben,	im	ben,	zu
mer-	se	Dir-	zur	so	Drum	wis	e-
e-	An-	sind	weil	gen,	Zeit	wir	nicht.
sind's	mehr;	Geist	len	mehr.	sind's,	ben	in
und	wir's	nicht	die	von	vie-	noch	die

Auflösung des Rebuss in Nr. 27.

Hast Du bei Tageslicht gewonnen für Deinen Geist ein neues Gut, So strahlen ew'ge Friedens-Sonnen In's Herz Dir neue Lebensguth.

Auflösung des Räthfels in Nr. 27.

Er-lau-be.



Fr. P. S. in G-a. Wenn es möglich ist, gewiß.
 Fr. B-a S. in C. Wir scheuen zwar keine Mühe, um sie unsern Abonnentinnen so viel als möglich zu erparen; der Mühe aber — ein Muster zu copiren — können wir Sie wahrlich nicht überheben.
 Fr. C. D. in G-n. Wir bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Guitare ist ein fast in Vergessenheit gerathenes Instrument, und würden Compositionen für dasselbe der Mehrzahl unserer Abonnentinnen nicht willkommen sein. Wenn Sie sich jedoch mit Ihrem Gesuch an eine Musikalienhandlung wenden, finden Sie ohne Zweifel das Gewünschte.
 Fr. C. M. in P-n. Wir könnten Ihnen allerdings einige Mittel nennen, welche jenes unangenehme Uebel beseitigen, unterlassen es aber, weil in diesem Fall eine scheinbare Heilung die ernstesten, schädlichsten Folgen für den Körper haben könnte. Es ist besser, der Natur hierin keinen Zwang anzuthun.
 Fr. P. M. in C-n. Wir können nicht verhehlen, daß Ihr Brief uns einigermassen in Verwirrung setzte, da er Fragen enthielt, welche durch unsere Rodenberichte bereits doppelt und dreifach beantwortet sind. So anspruchsvoll sind wir zwar nicht, zu verlangen, Jeder, der unsere Zeitung in die Hand nimmt, solle auch die Rodenberichte darin lesen. Giebt es doch so Viele, denen das Interesse für Mode so fern liegt, daß sie die Zeit für verloren erachten, welche sie beim Lesen eines derartigen Artikels zubringen, und wer wollte es ihnen verargen? Von Ihnen aber, wie schon gesagt, nimmt es uns Wunder, daß Sie die Rodenberichte nicht lesen, da Ihr Brief und die darin gestellten Fragen den Beweis liefern, daß Sie für „Mode“ und Alles, was dieselbe betrifft, das höchste Interesse haben. Wenn wir hier Ihre Fragen also nicht nochmals speciell beantworten, so verzeihen Sie es uns. Lesen Sie die 3 oder 4 letzten Rodenberichte, so wissen Sie Alles, was Sie zu erfahren wünschen.
 Fr. S. M. in R. Ein sehr einfaches Verfahren, leinene und baumwollene Stoffe zu waschen, ohne ihnen die Farben zu benehmen, ist folgendes. Man schabt 6 oder 8 große weiße Kartoffeln, thut sie in das Wasser, worin die Stoffe gewaschen werden sollen, läßt in diesem Wasser etwas grüne Seife von der Größe einer Wallnuß zergehen, reibt und schlägt die Beuge gut darin durch, spült sie 3 Mal mit frischem Brunnenwasser, und gießt beim zweiten Mal Spülen etwas Essig unter das Wasser, damit die Farben sich beleben. Darauf breitet man die Stoffe aus, läßt sie jedoch nicht ganz trocken werden, sondern plättet sie, so lange sie noch etwas feucht.
 Fr. F. J. in C. Englische Plaster können Sie sehr leicht selbst bereiten. Spannen Sie ein Stüchlein schwarzes oder roth gefärbtes auf einen kleinen Rahmen, und bestreichen Sie ihn mehrmals vermittelst einer feinen Bürste mit in Branntwein aufgelöstem Fischleim. Beim letzten Mal Ueberstreichen kann man der Flüssigkeit einige Tropfen wohlriechenden Balsams beimischen, damit das Plaster einen angenehmen Geruch erhalte.
 Fr. D. M. in S. Wenn Ihre Haarschleife nur etwas zerdrückt und sonst noch gut ist, brauchen Sie dieselbe keinesweges gleich wegzurufen, sondern können sie ohne große Mühe wieder restauriren. Lösen Sie 35 Gramm Gummi arabicum in einem Glase Wasser auf, breiten Sie das Band der zertrümmerten Haarschleife auf einem Tisch oder Plättchen aus, tauchen einen Schwamm in das Gummivasser und befeuchten das Band damit. Darauf plätten Sie es feucht, doch auf der linken Seite und mit einem nicht zu heißen Eisen, damit die Farben nicht leiden, doch heiß genug, um die Feuchtigkeit zu trocknen und dem Bande die Steife der Reueithe wiederzugeben. Flor und Gazebänder besonders werden durch dieses Verfahren wie neu.
 C. K. in R-ch. In der Auflösung (Nr. 27) werden Sie das „Komma“ nicht vermischt haben.
 J. Gr. in Gr. G. Wir wollen sehen. Lieber wäre es uns, Sie prüfen unsere „Gefälligkeit“ auf andere Weise.
 W. L. in W. Wie wollen Sie die Tendenz unserer Zeitung mit der der eingelangten „Aufgabe“ in Einklang bringen?
 B. W. u. W. in Lmbg. Nr. 23 gab Ihnen bereits Nachricht.
 Fr. D. W. in L. Ganz vortheilhaft.
 An C-r in P-g. Bekämpfung empfinden Sie bereits.
 Fr. S. F. in Wol...a. Wenn es möglich ist, soll eine der nächsten Nummern das gewünschte Muster bringen.



Erfrischende Getränke für den Sommer.

Um die Wärme des Sommers erträglich zu machen, bietet dieser selbst in dem Reichthum seiner Früchte Gelegenheit und Stoff zur Bereitung köstlicher Erfrischungen. Des Erdbeerwassers haben wir bereits zu geeigneter Zeit Erwähnung gethan, und wollen nun, da die Erdbeeren, dieser Genuß des Frühling, mit dem Frühlinge verschwunden sind, daran erinnern, daß auch die Früchte der herrschenden Jahreszeit: Kirschen, Maulbeeren, sogar Johannisbeeren, sehr angenehme kühlende Getränke liefern.

Man nimmt ein Pfund der einen oder der andern hier genannten Früchte, reinigt sie, gießt ein Quart Wasser dazu, drückt dieses Fruchtwasser, nachdem es gehörig durchrührt, durch ein reines Leinentuch, filtrirt es nochmals und thut nach Vorschrift des eigenen Geschmacks, oder nachdem die Säure oder Süßigkeit der Früchte es fordert, Zucker hinein. Dieser Saft wird an einem kühlen Ort bis zum Augenblick des Gebrauchs aufbewahrt, und hängt es alsdann natürlich noch vom Geschmack eines Jeden ab, das Aroma der Früchte durch Hinzugießen vielen oder wenigen Wassers schwächer oder stärker zu genießen, oder durch Zucker dem Getränk noch größere Süßigkeit zu geben.

Waffeln.

Man nimmt drei frische Eier, rührt sie zusammen mit so viel Mehl, als sie annehmen, und thut klein gewiegte Citronenschale, Orangenschalenwasser und geriebenen Zucker hinzu. Ist Alles gehörig durcheinander gerührt, so nimmt man noch so viel Sahne dazu, daß der Teig etwas flüssig wird. Ist der Teig nochmals durchgerührt und auf diese Weise fertig, so erwärmt man vorerst das Waffeleisen, reibt es innen mit einer Speckschwarte ein, damit der Teig sich abblöse, und gießt einen Eßlöffel voll hinein. Nun schließt man das Waffeleisen und hält es über das Feuer. Ist die Waffel auf einer Seite braun, so wendet man das Eisen, läßt sie auf der andern Seite ebenfalls braun werden, legt sie darauf in eine bereit gehaltene Schüssel, bestreicht das Eisen wiederum mit Speck und fährt auf die beschriebene Weise mit dem Backen fort. Man kann die Waffeln auch über einen runden Stab rollen, doch muß das gleich geschehen, sobald sie aus dem Eisen kommen und noch heiß sind. Die Waffeln lassen sich mehrere Tage aufbewahren. Will man das Weichwerden verhüten, so müssen sie in eine warme Ofenröhre gestellt werden.

Reglise in Täfelchen gegen den Husten.

Man stellt in einem irdenen Topf ein Pfund klein geschnittenes Süßholz mit einer halben Flasche Flußwasser ans Feuer, thut zwei Hände voll Gerste und vier Meinetten (Aepfel), ebenfalls klein geschnitten, hinzu, läßt das Ganze bei kleinem Feuer vier bis fünf Stunden kochen, bis Alles weich und bis auf ein Wasserglas voll eingekocht ist. Nun drückt man diese Abkochung durch ein Haarsieb gut aus in ein Gefäß, worin

Rebus.



die



Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 30.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberge.

Berlin, 8. August 1857.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

VI. Band.

Schmetterling

als Federwischer oder Nadelbuch.

Material: dunkelfarbiger Sammet (blau oder braun), Seidenstoff zum Futter, feiner Wollstoff zum Auswischen der Federn oder zum Aufbewahren der Nähnadeln, buntfarbige Seide, Goldcordonet.

Der Schreibtisch ist offenbar das bevorzugteste Möbel in unserer heutigen Einrichtung geworden; zierliche Statuetten, Bronzegegenstände, Muscheln, sowie die mannigfachen Arbeiten werden zu seinem Schmuck verwendet, und wir hoffen deshalb mit dem vorliegenden eben so hübschen als nützlichen Gegenstand den verehrten Leserinnen willkommen zu sein.

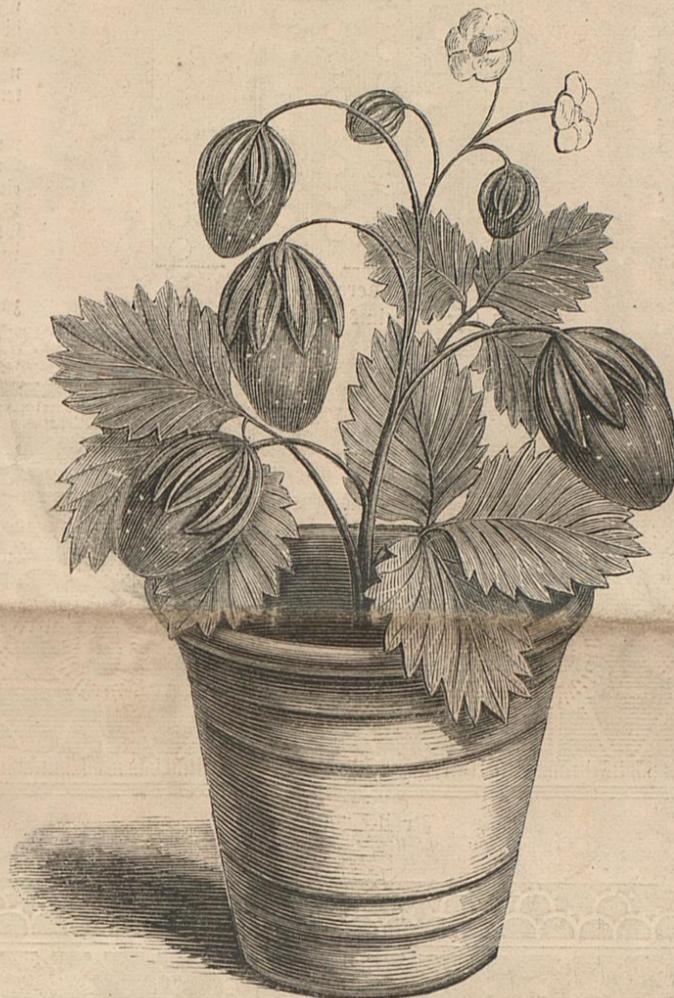
Man beginnt die Arbeit, indem man ein Stück dunkelfarbigen Sammet in einen kleinen Rahmen spannt, und die Zeichnung der Flügel darauf überträgt. Nun sticht man in verschiedenfarbiger Seide: die Tupfen grau und roth mit weißer Kettensticheinfassung; die schräg über die Flügel laufenden doppelten Zackenreihen aus Iosen, von einer Zackenspitze zur andern reichenden Stichen mit blauer Seide; die am oberen Flügelrande sichtbaren doppelten Kettenstichreihen ebenfalls in blauer Seide und alle übrigen Kettenstichreihen in goldgelber Seide. Das Material zu den feineren, an den Seiten der Flügel sichtbaren schrägen, und den andern im Innern der Flügel querlaufenden Stichen ist feines Goldcordonet, das nur aufgelegt und mit kleinen Stichen von gelber Seide angeheftet wird. Ist die Stickerei fertig, dann bestreicht man deren linke Seite mit einer dicken Gummiauflösung und lasse sie trocknen; dann erst darf sie aus dem Rahmen genommen und können die Flügel ausgeschnitten werden. Nun schneide man von gleichfarbigem Seidenzeug das Unterfutter der Flügel, hefte es auf die linke Seite derselben, und nähe rings beide Theile mit weißläufigem Längnettenstich mit gelber Seide zusammen. Die zum Auswischen der Federn bestimmten Klappchen müssen von feinem Wollstoff derselben Farbe sein; man schneide sie genau nach der Flügelform, und zacke sie ein wenig mit der Scheere aus. Nun kommen die Unterflügel, die man entweder aus gemittertem Sammet, geflütert und umstochen, in gleicher Weise wie die Oberflügel macht, oder auch aus Kartenpapier anfertigt, das man auf beiden Seiten mit Seidenzeug überzieht. Der Körper wird aus Sammet gemacht und mit Watte ausgefüllt; die Ringe, die denselben umschließen, sind von gelber Seide. Beim Zusammensetzen werden zuerst die gestickten Flügel an den Körper geheftet, dann die zum Reinigen der Feder bestimmten in beliebiger Anzahl darunter, und zuletzt die Unterflügel. Nun versehen man den Schmetterling mit 2 Augen von gelben Glasperlen und gebe ihm seine Fühlhörner, die man von starkem Rosshaar oder einem Fischbeinsplitter macht, dessen Enden man in dicken Gummi taucht.

So vollendet wird der Schmetterling der Verfertigerin viel Vergnügen machen, und durch seine große Brauchbarkeit sie für die Mühe der Anfertigung reichlich belohnen.

Für die Bestimmung des Schmetterlings als Nadelbuch gilt unverändert die vorstehende Beschreibung.

Marie F.

[2470]



Erdbeer-Bouquet zum Glätten der Nähnadeln.

Erdbeer-Bouquet

(die Erdbeeren mit Eisenfeilspähnen gefüllt)

zum Glätten der Nähnadeln.

Material: hochrother Mousseline de laine oder Merino, grüne Foybirwolle, hellgelbe Seide, weißes dichtes Zeug und Eisenfeilspähne zu den Erdbeeren. — Kleine weiße Blüten. — Grüne Blätter. — Draht und grüne offene Seide.

Dieses kleine Erdbeerbouquet — in natürlicher Größe abgebildet — hat den Zweck, mit dem Inhalt seiner rothen Früchte die rostigen, oder durch die Wärme der Finger rauh gewordenen Nähnadeln wieder zu glätten, was durch mehrmaliges Durchstechen der Erdbeeren, mit der Nähnadel erzielt wird.

Es kann daher nicht leicht eine passendere Zierde für einen Nähtisch, den Altar bescheidenen Fleißes, geben, als dieses anmuthige Bouquet, dessen nützliche Eigenschaft ihm ein Recht auf diesen Platz verschafft und dessen Anblick zugleich uns in der That mit Früchten der Geschicklichkeit erfreut.

Die Anfertigung des Bouquets gewährt nur Vergnügen und fordert ein so geringes Material, daß sich gewiß Jeder die Freude dieses Werkes bereiten kann; sei es zu eigenem Besitz oder zur Gabe für Andere.

Wir beginnen unsere Beschreibung mit den Früchten selbst, den Erdbeeren. — Aus weißem dichtem Zeug schneidet man ein rundes Theil, dessen Umfang sich nach der Größe der daraus zu bildenden Erdbeeren richtet. Das Verhältnis ist daraus zu entnehmen, daß zu einer ziemlich kleinen Erdbeere das besagte Theil die Größe eines Thalers (einen reichlichen Zoll im Durchmesser) haben muß.

Dieses runde Theil wird einem Strohhalm breit vom Rande ab eingereicht, bis zu einer kleinen Oeffnung zusammengezogen und das daraus entstandene Beutchen mit Eisenfeilspähnen gefüllt. (Eisenfeilspähne sind bei jedem Schlosser zu haben.) Hierauf zieht man die Oeffnung vollends zu, wickelt den Faden, ehe man ihn versüßt, noch einige Mal fest um die zusammengezogenen Falten und verschneidet den überstehenden Stoff zu einer glatten Fläche — natürlich nicht so tief, daß die Falten ausgehen können.

Zur Bekleidung dieser Erdbeerform schneidet man eine etwas größere Rundung aus dem rothen Stoff, reißt sie ebenso wie das weiße Theil in Falten, steckt die weiße Beere in das rothe Beutchen, und zwar mit dem zusammengezogenen Ende zuerst, so daß dieses Ende die Spitze der Erdbeere bildet, und zieht nun den Ueberzug zusammen. Den überstehenden Stoff übernäht man, so daß die Erdbeere unten möglichst rund wird.

Jetzt näht man mit hellgelber Seide in gewissen Entfernungen ganz kleine Stiche auf die Erdbeeren, auf der Abbildung durch weiße Punkte bezeichnet; säbelt dann in eine Nadel zwei, nach der Schattirung absteigende Farben grüner Wolle, und arbeitet mit langen Stichen die Kelchblätter, welche, wie die Abbildung zeigt, die Erdbeeren vom Stielende bis zur Hälfte bedecken.

Auf diese Weise werden alle Beeren in der auf der Abbildung angegebenen Verschiedenheit der Größe ausgeführt. Um der Natur recht nahe zu kommen, kann man die kleinste Beere, als unreife, von fahlgrünem Stoff anfertigen.

Man giebt alsdann jeder der Beeren einen Stiel, indem man feinen Blumen Draht an der betreffenden Stelle durch einige Wollfäden zieht, diesen Draht doppelt zusammenbiegt, so daß sich eine kleine Dese bildet, in welcher die Erdbeere hängt, und dann den Draht vom Kelch der Beere an mit grüner offener Seide bewickelt.

Der zum Ganzen gehörende Schmuck der Blüten und Blätter kann aus dem Vorrath künstlicher Blumen gewählt werden, welche ihres ersten Dienstes entlassen, sich gewiß be-



Schmetterling, als Federwischer oder Nadelbuch.

den meisten unserer Leserinnen vorfinden. Wo dies jedoch nicht der Fall ist, bietet auch die Selbstanfertigung keine Schwierigkeit. — Man schneidet die Blüten aus weißem gestricheltem Battist oder aus Papier, in Form eines recht großen Vergh-meinichtes, giebt jedem der Blütenblätter eine kleine Vertiefung auf der linken Seite und schiebt die Blüte auf einen Draht, an dessen Ende man vorher eine kleine gelbe Wollpuschel, als Kern der Blüte, befestigt hat. Die Rückseite dieser Wollpuschel befeuchtet man mit aufgelöstem Gummi arabicum, damit die Blüte daran fest klebt.

Die Blätter schneidet man von verschiedener Größe aus grünem Blumenpapier, nach der auf der Abbildung bezeichneten Form, oder nach der Gestalt natürlicher Erdbeerblätter; von der Mitte des Blattes aus, am untern Ende, schneidet man einen ganz kurzen, etwas breiten Papierstiel, welcher zur nachherigen Befestigung an den Draht notwendig ist. Man verfährt die Blätter mittelst eines spitzig stumpfen Gegenstandes, z. B. einer Stricknadel, mit Andern, wodurch sie zugleich doch unnatürliche platte Ansehen verlieren und befestigt sie auf folgende Weise an Draht:

Man schneidet aus hellgrünem Seidenpapier 1/4 Zoll breite Streifen, von der Länge der grünen Blätter, bestreicht einen der Streifen mit Gummi arabicum, legt das eine Ende des zum Blattstiel bestimmten Drahtes auf die linke Seite des Blattes, die mittlere Ader entlang bis zur Spitze und überklebt den Draht mit dem eben genannten Streifen Papier.

So verfährt man mit allen Blättern und umwickelt den Draht derselben nachher mit grüner Seide, den vom Blatt ausgehenden Papierstiel mit einbindend. Nach Angabe der Abbildung wickelt man nun zuerst drei und drei Blätter zu einem Blatt und endlich aus Blüten, Blättern, Beeren das ganze Bouquet zusammen, wobei man mit den Blüten beginnt und nach unten einen starken Draht zur Verlängerung des Stieles anlegt und mit einwickelt. Dieser Stiel muß so lang sein, daß er bis auf den Boden des kleinen Blumentöpfchens reicht, in welches man das Bouquet placieren will. Daß dieses Blumentöpfchen ein eleganteres, als ein gewöhnlich rohes Thongefäß sein muß, versteht sich von selbst.

Die Befestigung des Bouquets geschieht auf folgende Weise: Man schneidet aus Poppe zwei Ründungen von verschiedener Größe, von denen die eine den Boden des Topfes bedeckt, die andere einen kleinen Finger breit vom oberen Rande ab in den Topf paßt. Durch die Mitte beider Ründungen steckt man den Stiel des Bouquets und biegt ihn unter der Ründung, welche den Boden des Topfes bedecken soll, etwas um, damit der Draht sich nicht herausziehen läßt.

Nun senkt man den Stiel mit der untern Ründung auf den Boden des Topfes, füllt Sand darauf und drückt dann die obere Pappe so weit, als oben angegeben, fest darauf. Diese Pappe beklebt man entweder mit grünem Papier oder mit verschiedenen Moosfasern. (Eine Anleitung zum Färben des Moores erscheint in einer der nächsten Nummern des Bazar.) [2478]

Stickerei - Dessin

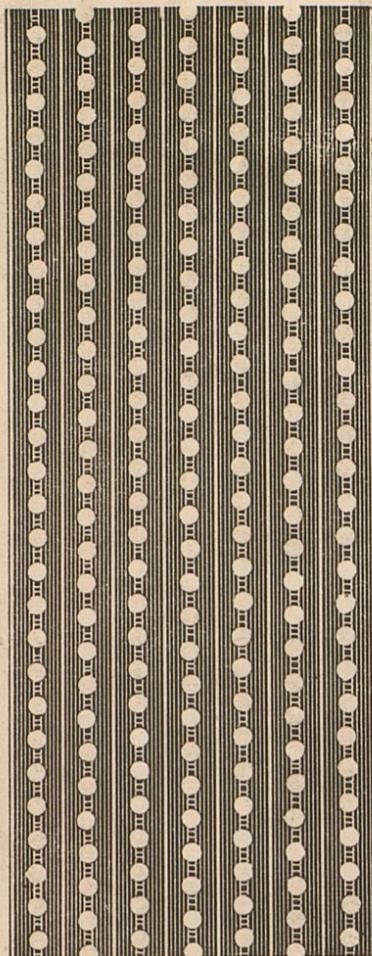
zum Chemiset eines Herren-Oberhemdes.

Da gewiß Manche unserer Leserinnen Gelegenheit haben, ihre Geschicklichkeit bei der Anfertigung und geeigneten Ausschmückung feiner Wäsche zu beweisen, so fühlen wir uns veranlaßt, die neuen Erfindungen des Geschmacks und der Mode in diesem Bereich von Zeit zu Zeit mitzuteilen; wir bringen daher heute ein Muster zur Verzierung eines Herren-Chemisets, dessen solide Einfacheit es zu diesem Zweck ganz besonders geeignet macht.

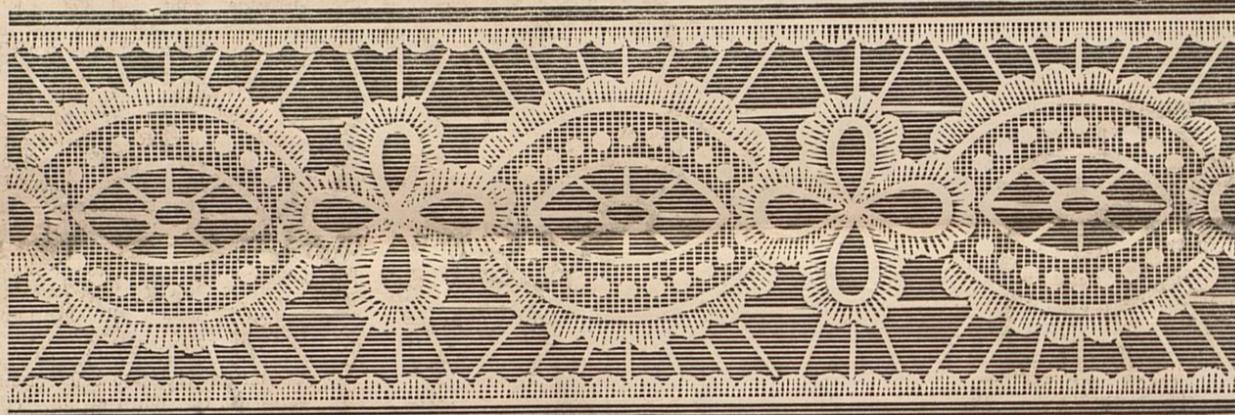
Diese Verzierung besteht aus schmalen, die Länge liegenden Fältchen, welche entweder mit einer feinen Hohlnaht, oder mit einfachen Steppstichen genäht und auf der Naht, in der auf dem Muster angegebenen Entfernung, mit hoch gestickten Punkten verziert werden.

Die auf dem Muster zwischen den Punktenreihen befindliche stärker hervortretende glatte Linie bezeichnet stets den äußeren Einbug der Falte, und ist daraus die Breite und zugleich die Entfernung der Falten von einander (ungefähr einen Strohhalm breit) zu entnehmen.

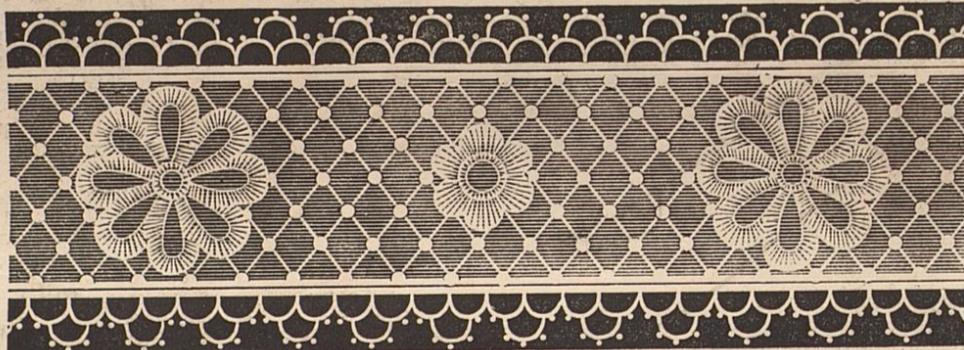
Es steht ganz im Belieben der Arbeiterin, dieses Muster in der Abwechslung mit breiten glatten Falten, oder ohne Unterbrechung über die ganze Breite des Chemisets auszuführen. Da das Chemiset aus zwei Hälften besteht, so müssen die Falten selbstverständlich von beiden Seiten gegeneinander stehen. [2467]



Stickerei - Dessin zum Chemiset eines Herren-Oberhemdes.



Nr. 1. Zwischensatz.



Nr. 2. Zwischensatz.

Nr. 1. Zwischensatz (Guipürestickerei)
zur Verzierung weißer Cashmir- oder Piquemäntel u. s. w.

Obgleich eine Stickerei, wie die hier in Abbildung gegebene, im Toilettenbereich einer Dame die viel seitigste Anwendung findet, so machen wir doch besonders auf den obengenannten Zweck, als zur Verzierung weißer Sommermäntelchen, aufmerksam; wir können unseren Leserinnen das durch reiche Eleganz belohnende Werk jedenfalls empfehlen, da die Stickerei, auch wenn sie in dieser Anwendung die Mode überdauert, später auf andere Weise zu benutzen ist.

Die Ausführung des Musters beginnt, wie schon bekannt, mit dem Vorziehen der Guipürestäbe, welche die äußere breite Languette mit dem mittleren Muster verbinden und im Innern der länglichen Medaillonfiguren eine Art Stern bilden. Die in diesem Stern befindliche längliche Ründung ist als languettirtzes Bindloch zu arbeiten.

Das übrige Muster wird theils in Languettenstich, theils in französischer Stickerei ausgeführt und gilt letztere für das ganz weiß hervortretende Dessin (natürlich mit Ausnahme der Guipürestäbe).

Der Stoff wird überall, wo das Muster der Länge nach einfach limit ist, hinweggeschnitten; die mit gekreuzten Linien bedeckten Stellen behalten den Stoff.

Dicht an der Languette entlang wird der Einsatz auf beiden Seiten ganz schmal gesäumt und mittelst dieses Saumes auf einer Seite an den Rand des Mantels, auf der andern Seite an den, die äußere Einfassung bildenden Saum genäht; dieser Saum muß natürlich vom Stoff des Mantels sein und die Breite von 2 bis 3 Fingern haben.

Daß beim Schneiden des Mantels der Einsatz und Saum für die Länge mitberechnet werden muß, bedarf wohl kaum der Erwähnung. [2464]

Nr. 2. Zwischensatz (französische Stickerei)

Material: feiner Füll und Mull.

Wir geben hiermit ein einfaches, aber in seiner Ausführung sehr belohnendes Muster, dessen Verwendung wir im Verlauf unserer Beschreibung näher besprechen werden.

Die Ausführung des Musters — in französischer Stickerei — geschieht auf Füll mit unterlegtem Mull, und kann nur dann als gelungen gelten, wenn das feine Dessin des carrirten Grundes in gehörigem Contrast zu den größeren und kleineren Rosetten erscheint, welche recht erhaben über eine dichte Unterlage von Baumwolle gestickt werden müssen.

Die innere Ründung der Rosetten wird als Bindloch gestickt. — Die Linien, welche die Stickerei einsassen, werden aus dichten Languetten gebildet, an welche man nach außen an jede Seite eine ganz schmale Zwirnpitze setzt, selbstverständlich, nachdem der Mull überall unter dem Füllgrund hinweggeschnitten ist.

Zu Ärmeln wird diese Stickerei zur Verbindung mehrerer Puffen verwendet, aus welchen der Ärmel entweder die Quere oder die Länge zusammengesetzt ist, in letzterem Fall dient eine gleiche Stickerei als Bündchen um die Hand. Nr. 32 des Bazar bringt die Abbildung und nähere Beschreibung eines solchen, der Länge nach aus Puffen zusammengesetzten Ärmels.

Wir bemerken hier noch, daß dieses Muster sich ebenfalls zu einer Guipürestickerei eignet.

Es werden dann zuerst die den Grund bildenden Stäbchen mit Guipüreschnur gezogen, und stets da, wo sie sich kreuzen, durch einen Punkt an den Stoff angeßt, wodurch der Guipüregrund, auch wenn der Stoff nachher um die Punkte hinweggeschnitten ist, etwas Festigkeit und Steife erhält.

Wer die größere Mühe nicht scheut, kann den Guipüregrund durchgängig mit feinem Languettenstich in den Stoff selbst arbeiten.

Die Rosetten werden nach der vorigen Angabe gestickt und müssen dabei die Guipürestäbe oder Stäbchen, wo sie an der Stickerei auslaufen, mitgefäht werden. In den Blättern der größeren Rosetten kann der Stoff ebenfalls ausgeschnitten werden, doch ist in dieser Beziehung nach Belieben zu verfahren.

In dieser Ausführung ist die Stickerei ganz besonders zur Verzierung eines Knabenkittels von dunklem Stoff mit eiförmigen Ausschnitt geeignet und wird um den Ausschnitt, so wie vorn herunter, die Dessnung entlang auf, den Kittel gesetzt.

Eine übereinstimmende Stickerei für die weißen Unterärmel und Beinkleider ist dann jedenfalls Bedingung des guten Geschmacks.

Rückentissen.

Material: feines hochrothes Tuch oder Sammet; schwarze geklöppelte Spitze; Perlen in Kreide, Milchweiß, Krystall, Stahl, Gold und weiße Wachperlen.

Wir haben unsere Leserinnen bereits mit dieser Arbeit bekannt gemacht und zwar in Nr. 10 des Bazar, Seite 80, bei Gelegenheit der Beschreibung eines Flacottellers, welche einen deutlichen Begriff von der Eigenthümlichkeit der Stickerei, von der Anwendung und Zusammenstellung des Materials giebt.

Die heut mitgetheilte ähnliche Arbeit eines Rückentissens zeichnet sich durch besonders reiche Perlenverzierung aus, welche Verzierung, wie die Abbildung zeigt, nicht allein auf dem dichten Muster der geklöppelten Spitze, sondern auch über denselben unmittelbar auf dem Grundstoff des Kissens angebracht ist.

Indem wir uns auf jene, in Nr. 10 des Bazar gegebene Beschreibung dieser Arbeit beziehen, wiederholen wir, daß die Art der Perlenverzierung der aufgenähten Spitze theils Sache des eigenen Geschmacks und der Phantasie ist, theils von dem Muster der Spitze selbst abhängt; unsere Angabe für diese Verzierung kann sich daher nur auf eine kurze Erläuterung der



Rückenkissen.

Abbildung beschränken, welche zwar das Arrangement der Spitze unverkennbar zeigt und auf derselben die Perlen deutlich hervortreten läßt, die Verschiedenheit der Perlen jedoch nicht in ihrem ganzen Effect wiedergeben kann.

Zu ganz willkürlicher Benutzung auf anderen Spitzen möge daher die Bemerkung dienen, daß die großen runden Perlen, weiße Wachperlen, mit einem Ring kleiner Goldperlen eingefast sind, und sich vermöge dieser Einfassung zwischen der aus Krystallperlen gebildeten geschlungenen Kette, so wie zwischen den aus schrägen Krystallperlen-Stichen bestehenden Festsatz, sehr ausdrucksvoll markiren. — Zur übrigen Verzierung der Spitze sind Kreide-, milchweiße, Krystall- und Stahlperlen verwendet.

Ebenfalls aus Spitze gebildet ist das äußere Muster des Mittelstückes, zu welchem hier, wie die Abbildung zeigt, der abgeschrittene Rand einer gleichen Spitze benutzt und in der bezeichneten Weise in Form einer Rosette aufgenäht ist. Die Perlenverzierung ist hier dieselbe, als bei der, die Bordüre bildenden breiten Spitze.

Ueber die Perlenplattstickerei haben wir unseren Lesern zwar schon mehrfache Erklärung gegeben, nehmen jedoch hier Gelegenheit zu abermaliger Besprechung derselben, indem wir uns damit genau auf das vorliegende Muster der Ecken und des mittleren Sternes beziehen.

Die massiv erscheinenden Formen des Musters, welche plattstichartig mit kleinen Perlen bedeckt sind, werden entweder nach der Zeichnung in Papier ausgeschnitten und als Unterlage der Stickerei auf die betreffenden Stellen des Grundstoffes geheftet, oder man zieht statt dessen das Muster mit starker Baumwolle vor, füllt damit auch den inneren Raum der Contour in dicht gedrängten Stichen, so daß sich eine feste, etwas erhabene Form bildet, und führt darauf die Stickerei aus. — Nach der Länge der Stiche richtet sich die Zahl der nach der Schattirung aufzuziehenden Perlen.

Das Zadenmuster der Palmen ist in einer Schattirung weißer Perlen: Kreide, Milchweiß, Krystall mit Quersfichen zu arbeiten. Der innere schwarze Rand, welcher sich der Schattirung anschließt und zu der gebogenen Linie außerhalb der Palme verlängert, ist besonders, aus einer Reihe schwarzer Perlen gebildet, deren man stets 3 und 3 zu einem Stiche aufreht; die Stiche läßt man dicht aneinander schließen, damit keine Lücke in der Perlenreihe entsteht.

Die längliche Figur innerhalb der Palme ist in Krystall, Stahl und Schwarz schattirt und mit Quersfich gestickt; eben so die unter den Palmen befindliche kleine Arabesken-Figur.

Die von den Palmen ausgehenden Zweige werden in möglichst gefälliger Form aus schwarzen Perlen und Krystallperlen gearbeitet und auf die vorhin beschriebene Weise aus einzelnen aneinander schließenden Perlenstichen, zu jedem 3 bis 4 Perlen aufreichend, gebildet.

Die durch ihre Größe sich markirenden Wachperlen sind überall, wo sie sich auf diesem Muster wiederholen, mit Goldperlen eingefast.

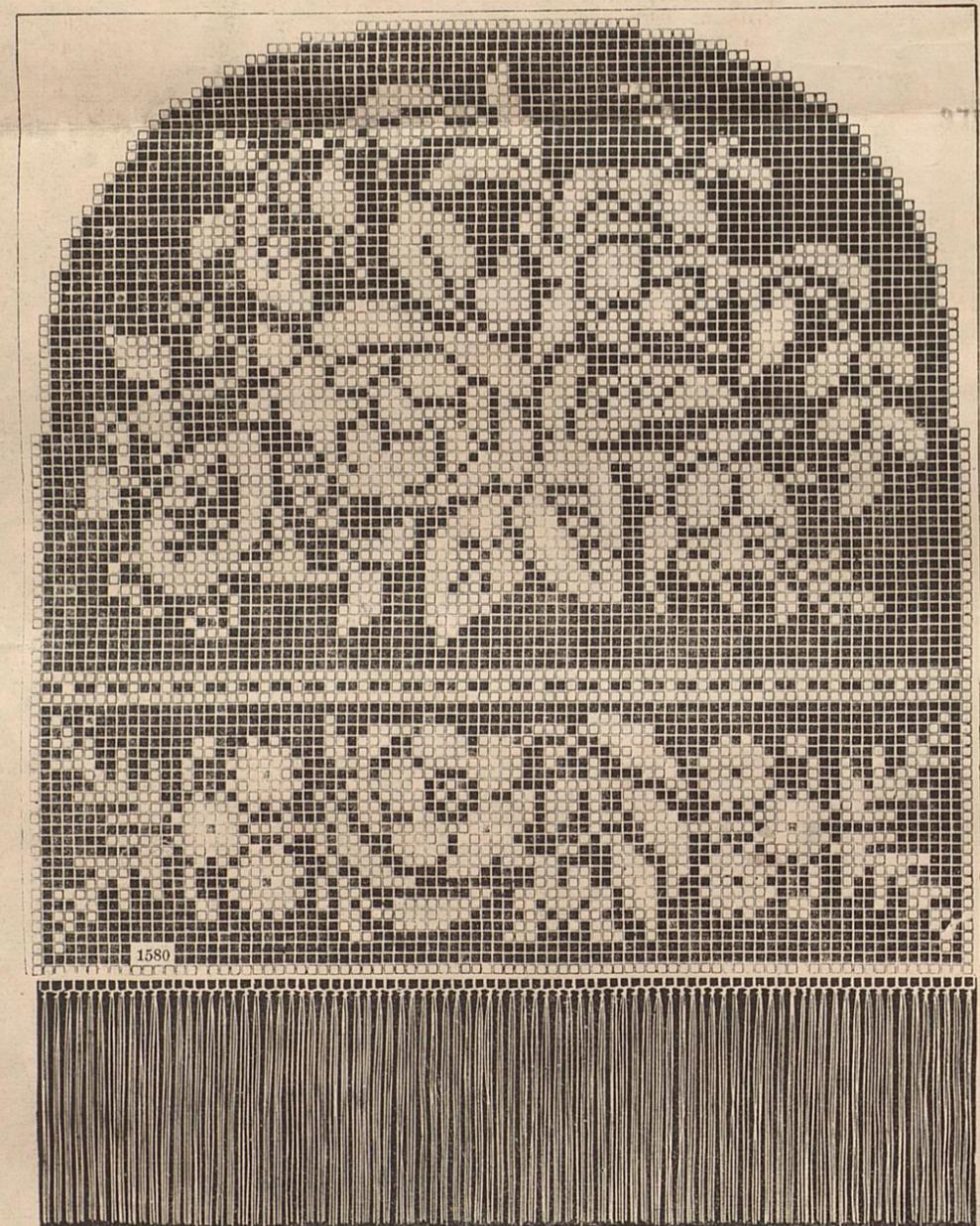
Der mittlere Stern des Kissens ist übereinstimmend mit den Palmen schattirt, d. h.: das Äußere der Sternzaden, bis zu dem schwarzen Rand des inneren Sternes, ist in weißer Schattirung mit schrägen Stichen über eine Unterlage von Papier oder Baumwolle gestickt; der innere Stern ist ohne Unterlage gearbeitet; zuerst der Rand durch eine Reihe schwarzer Perlen gebildet und dann das Uebrige mit Stahlperlen gefüllt. Den Mittelpunkt bildet eine mit Goldperlen umfasste Wachperle.

Ueber die Fortsetzung des Musters wird keine der Lesern in Zweifel sein, da die Abbildung nach allen Richtungen hin die Wiederholung desselben andeutet.

Wir glauben durch die Mittheilung und detaillirte Beschreibung dieses Musters unseren Lesern nicht allein ähnliche Ausführungen möglich gemacht, sondern sie auch zu neuen Ideen veranlassen zu haben. [2462]



Damen - Pantoffel.
(Tapisserie - Arbeit.)



Stuhl - Ueberzug.
(Häkel - Arbeit.)

Damen - Pantoffel
(Tapisserie - Arbeit)

und

Defsin
zu Häkel - oder Filet - Arbeit.

Zur Ausführung des ersteren Musters muß selbstverständlich der Cannevas in solcher Stärke gewählt werden, daß die Stiche die für den anzufertigenden Pantoffel nöthige Größe erhält. Das Defsin wird in einer, von der Grundfarbe heller oder dunkler abstechenden Farbe gearbeitet, und wäre z. B. ein dunkelfirschbrauner Grund mit nelkenrothem Defsin als geschmackvoll zu empfehlen; die einfache Zusammenstellung zweier Farben, wie es bei diesem Muster der Fall ist, läßt jedoch die mannigfache Ausföhrung zu. Im Fall eine größere Eleganz gewünscht wird, kann das Defsin auch in Seide (Silofelle) gearbeitet werden.

Um den Raum zu benutzen, ist die kleine, oben bezeichnete Klein-Figur zu Häkel- oder Filet-Arbeit dem Muster des Pantoffels beigelegt. [2472]

Stuhl - Ueberzug.

(Häkel - Arbeit.)

Material: weiße Baumwolle, oder grauer Zwirn.

Die Zweckmäßigkeit der gehäkeltten Stuhlbeden hat sie fast überall, wo einfache Zierlichkeit und das Princip des Conservirens herrscht, zur Unentbehrlichkeit gemacht. Wir glauben daher, daß zu diesem Zweck geeignete Muster stets willkommen seien, wenigstens in unserer Zeitung nicht vermist werden dürfen.

Dieses Muster ist für den Sitz eines halbrunden Lehnstuhls berechnet, über dessen vordere Kante die Vorte mit der Franze herabhängt.

Die Ausführung geschieht in dem bekannten viereckigen Häkelfich (d. h. in der Weise, daß bei dem Grunde stets 1 Stäbchenmasche, dann 2 Kettenmaschen gehäkelt werden und im Verlauf der Arbeit die Stäbchen auf einander treffen; das dichte Muster wird nur aus Stäbchenmaschen gebildet). Bei der Wahl des angegebenen Materials ist dessen Stärke nach der erforderlichen Größe des Ueberzugs zu bestimmen.

Durch Fortsetzung des Häkelgrundes an den abgerundeten Ecken zu einer geraden Linie, ist das Muster auch für einen viereckigen Stuhl brauchbar zu machen; und muß in diesem Fall selbstverständlich der dicke Rand des Musters mit dieser Form übereinstimmend gearbeitet werden.

Zum Einknüpfen der Franzen, deren Länge die eines Fingers beträgt, ist am vordern Rand der Vorte eine durchbrochene Stäbchen-Tour zu häkeln.

Der Ueberzug wird beim Gebrauch nur aufgehoben oder angestekt, um im Fall der Wäsche leicht wieder abgenommen werden zu können. [2463]

Lichtmanschette.

Material: böhmische Perlen in Grün und Krystall, starke weiße Guipureschnur zum Aufreihen der Perlen.

Die hierzu gehörige originalgroße Abbildung, welche die Lichtmanschette in der ihr gebührenden Anwendung, auf einem Leuchter, zeigt, giebt eine so deutliche Anschauung von der Anfertigung derselben, daß uns nur Wenig zur Erklärung übrig bleibt.

Man fertigt zuerst drei Perlenringe, von denen der kleinere, wie die Abbildung zeigt, die Kerze umschließt, die beiden größeren Ringe den äußeren höheren Rand der Manschette bilden. Zu dem kleinen Ringe werden 18 Perlen in dem regelmäßigen Wechsel einer weißen und einer grünen Perle aufgereiht und sämtliche Perlen nochmals mit demselben Faden durchzogen. Die beiden Faden-Enden knüpft man fest zusammen, zieht sie, ehe man sie abschneidet, in entgegengesetzter Richtung durch einige der Perlen und verbirgt den Knoten ebenfalls in eine der Perlen.

Die beiden größern Ringe werden auf dieselbe Weise, jeder aus 36 Perlen gefertigt.

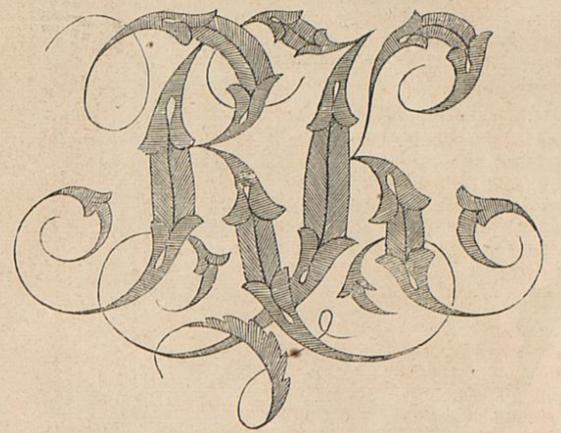
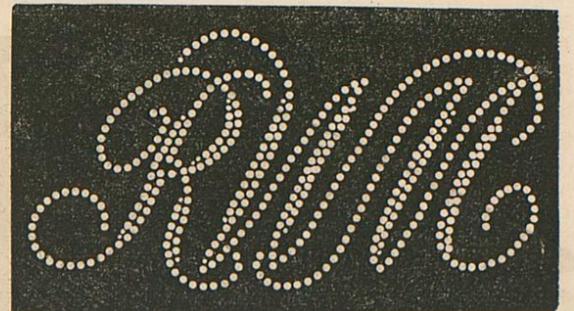
Die Ringe verbindet man durch Krystallperlenstäbe, und zwar zunächst den kleinen Ring mit einem der größern Ringe durch 18 Stäbe (jeder Stab 2 Perlen hoch). Diese Stäbe schlingt man abwechselnd an den kleinen und an den großen Ringe, indem man beim kleinen Ringe stets 1 Perle faßt, 1 Perle übergeht, beim großen Ringe 2 Perlen faßt,

Die Buchstaben R W M.

Selbstverständlich sind diese Buchstaben auch einzeln, oder als R M, W M, R W zu benutzen, und ist die Wahl der Buchstaben, sowie die Art ihrer Vereinigung eine so glückliche, daß sich durch unbedeutende, leicht vorzunehmende Veränderungen andere Buchstaben daraus formen lassen — eine zugleich unterhaltende Aufgabe für geschickte Hände.

In Taschentüchern werden die Buchstaben weiß oder bunt in französischer Stickerei ausgeführt, und müssen alsdann die kleinen Punkte recht rund, in regelmäßig geringer Entfernung von einander gearbeitet werden.

In anderer Weise sind die Buchstaben mit kleinen Perlen (anstatt der Punkte) auszuführen, und da, wo man bei einer Wundstickerei einen Namenszug anzubringen wünscht, anwendbar. [2354]



Die Buchstaben RK, in französischer Stickerei zu sticken.

Margarethen-Kragen.

(Französische Stickerei.)

Material: feiner Mull und feiner Tüll.

(Abbildung Seite 238.)

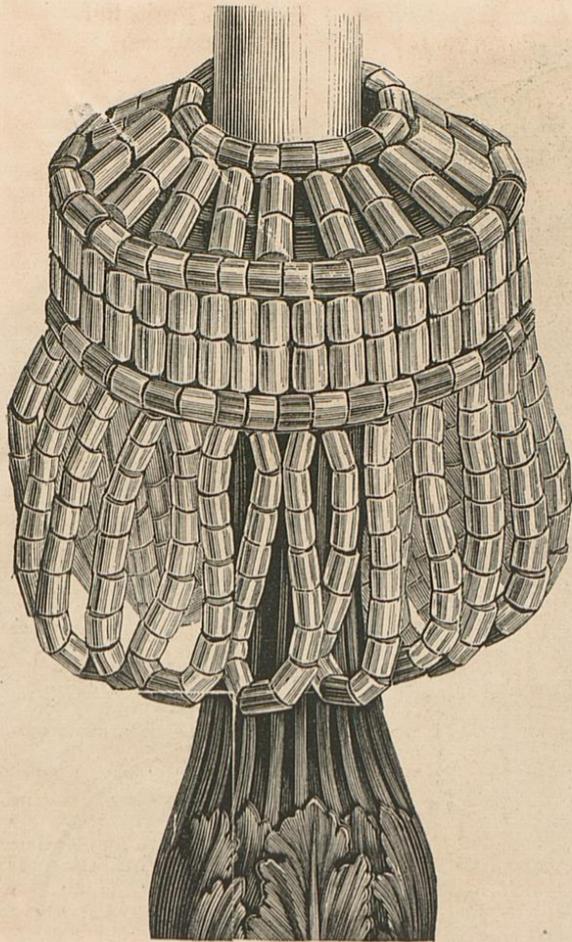
Wie das Muster deutlich erkennen läßt, liegt die äußere Stickerei des Kragens auf Tüllgrund, der Plein des inneren Kragens auf Mullgrund; doch ist bei der Ausführung der Stickerei auf Tüll eine Unterlage von Mull nötig, und dieser letztgenannte Stoff daher in der Größe des ganzen Kragens zu schneiden.

Beim Aufheften beider Stoffe auf das Muster muß der Tüll oben liegen und bis über die inneren Festsitz des Kragens reichen.

Man arbeitet zuerst die äußere Stickerei auf doppelter Stofflage, in der Weise, wie sie das Muster darstellt, also: die großen Rosetten, mit einem besonders gestickten Schattenbindloch in der Mitte, mit getrennt stehenden Andern in den runden Blättern und mit einer ganz feinen Stielsch-Einsassung, an welche sich die äußeren gezackten Blättchen möglichst dünn anschließen müssen. — Die Ausführung der äußeren Langnette und der kleinen Blümchen bedarf keiner Erklärung. Der Bindloch-Plein kann, wenn eine Erleichterung der Arbeit gewünscht, als Punkte gestickt werden.

Die äußere Reihe Punkte der inneren Festsitz, so wie die Leistersch-verzierung wird ebenfalls auf der doppelten Stofflage gearbeitet; nach Beendigung des Leistersch aber wird dicht am inneren Rande desselben der Tüll hinweggeschnitten, und die übrige Stickerei auf dem einfachen Mull ausgeführt.

In der äußeren Bordüre, wo das Muster den Tüllgrund angeht, wird auf der linken Seite, überall dicht um die Stickerei, der Mull hinweggeschnitten. [24174]



Lichtmanschette.

2 Perlen übergeht. Hierauf wird der 3. Ring durch 36 Perlenstäbe mit dem 2. großen Ringe verbunden. Man faßt dabei oben wie unten regelmäßig 1 Perle und übergeht 1 Perle; eben so beim Anschlingen der Franze an den unteren Ring. Zu jeder Franzenschleife werden 17 Perlen aufgereiht, deren mittelste eine grüne ist. Die von uns angegebenen Farben können natürlich nach Belieben anders gewählt werden. [2469]

Taschentuch-Bordüre.

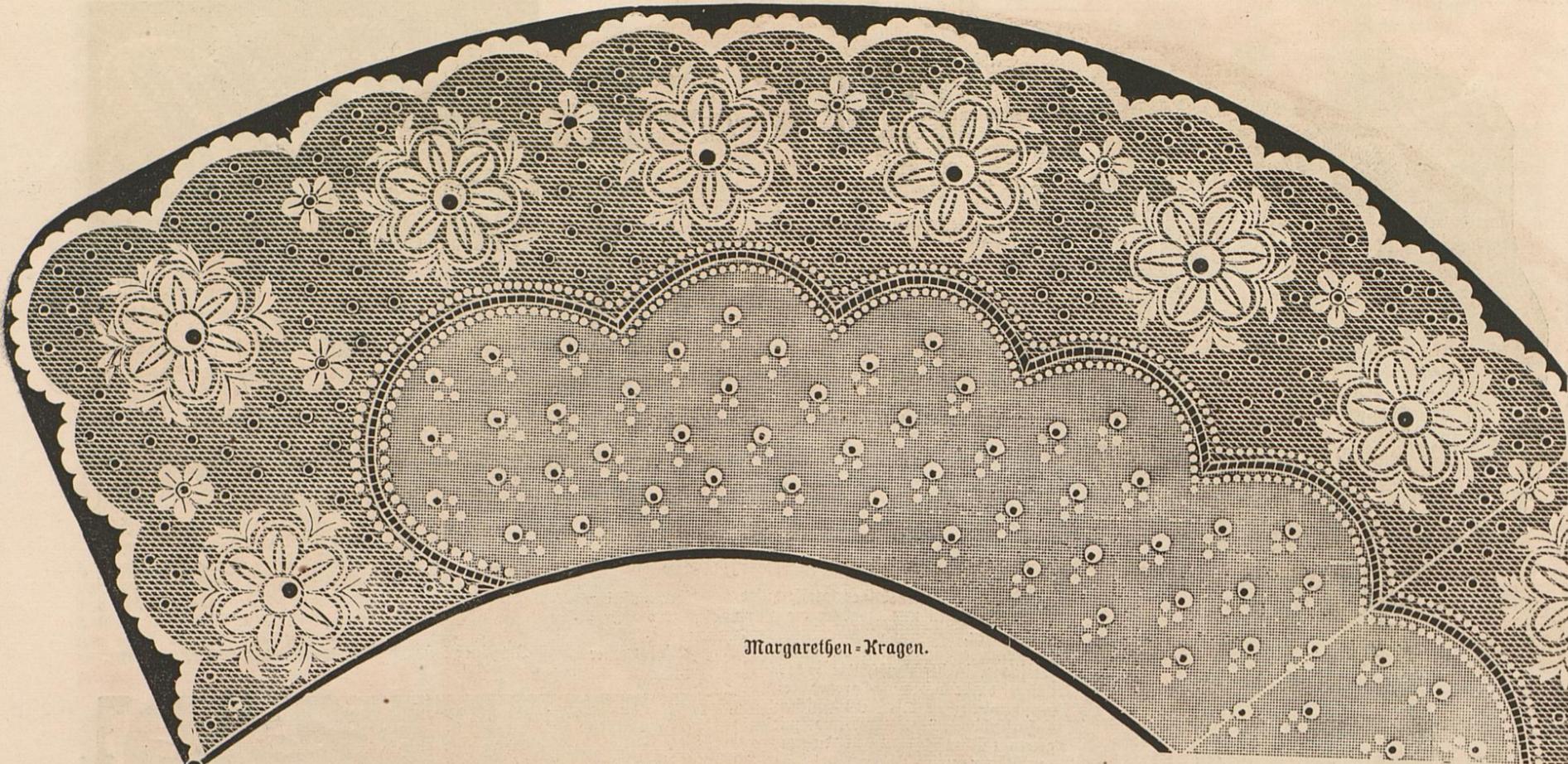
(Französische Stickerei.)

Dieses Muster, in seiner Ausführung die fertige Stickerei darstellend, läßt uns nur zur Erläuterung übrig, daß die Andern der Blüthen und Blätter durch getheilte Stickerei gebildet, die punktierten Partien der großen, gezackten Blätter mit einer Stielschcontour umgeben und mit Steppstichen ausgefüllt werden.

Die äußere Bordüre ist von dem inneren Eckbessin durch eine Hohnaht (Leistersch) getrennt, für deren Ausführung wir mehrfache Anleitung gegeben haben, unter Andern in Nr. 22 des Bazar, S. 171, in der Beschreibung des „Kragen-Deffin.“ [2450]



Der vierte Theil eines Taschentuches.



Margarethen-Kragen.

Die Mode.

Es ist einige Jahre her, da erschienen zuerst jene kleinen Hüte, nach der Stirn zu etwas eingebogen, nach den Seiten zu ausgeschweift, um den absteigenden Scheiteln Raum zu geben, welche in diesen, mit Blende und Blumen geschmückten Nischen sich sehr vortheilhaft ausnahmen. — Die Arme, welche damals den Muth hatte, mit einem solchen Hute zuerst ans Tageslicht zu treten, sie hatte wahrlich einen schweren Stand. Verächtliche, spöttische, mitleidige Blicke verfolgten sie, ja, sie mußte sich sogar gefallen lassen, daß eine Dame ihr zustrüßte (ob aus guter Meinung, ob aus Ironie, lassen wir dahingestellt sein): „Madame, Sie haben sich oben Ihren Hut zerdrückt.“

„D, nein,“ gab die Angeordnete zur Antwort, „es ist eine neue Mode, à la Maria Stuart, die ich zum erstenmal versuche.“

„So — Ei — das ist wirklich sehr brollig.“

Damals hatten diese Hüte keinen großen Erfolg, sei es, daß sie schlecht getragen, oder nicht angemessen garnirt wurden — kurz, sie wurden bei Seite geschoben und vergessen, bis jetzt, wo sie, von den Damen der Pariser haute volée acceptirt, wahrhaft Furore machen.

Wir sahen einen Hut dieser Gattung von Reisstroh, mit langem Gras und braunen Früchten garnirt. Das Gras war vorn fast am Rand der Poffe befestigt und fiel von dort nach zwei Seiten sich theilend, über den Kopf des Hutes und über das Va-velet hinab, während die braunen Früchte, mit Blondenröche umschlungen, im Innern des Schirmes und auch an den Seiten desselben, im Verein mit Gras, als Touffes placirt waren.

Nicht minder anmuthig trat diese Form an einem genähten, italienischen Strohhut hervor, dessen Kopf von pensée Tasset mit den pensée Bindebändern harmonirte. Eine lange Feder, à la Maria Stuart gelegt, bildete den einzigen reizenden Schmuck dieses Hutes.

Ueberhaupt sieht man wieder an vielen der elegantesten Hüte und anderen Partikeln, daß Ueberladung keinesweges zur reinen Toilette gehört, daß es im Gegentheil eine Einfachheit giebt, welche der geschicktesten Pracht vorzuziehen ist und sogar mehr als diese imponirt, weil sie Geschmack und Mäßigkeit zu ihren Bundesgenossen hat.

Die Jahreszeit bringt es mit sich, daß die leichten Umhüllungen von Spitzen oder Tüll vorzugsweise getragen werden. Basquinen von Tüll haben für den Augenblick die aus dichten Stoffen verdrängt. Dem Luxus ist bei dieser reizenden Pracht ein weites Feld eröffnet, denn wer kennt nicht wenigstens vom Hörensagen die theuren Preise schwarzseidener breiter Spitzen, welche manche Basquine als doppelte Volants schmücken? In Ermangelung einer Basquine von Spitzen ist jedoch eine von fein gemustertem schwarzen Tüll, namentlich für junge Mädchen, ein geeigneter Ersatz; sie heben eine frische Toilette in anmuthigster Weise, besonders wenn sie, wie die Mode dies vor-

schreibt, am unteren Rande des Schoofes und der Aermel mit einem breiten Sammetband (1 Zoll breit) oder mehreren Reihen schmälern Sammetbandes garnirt ist.

Die schwarzen Spitzenmantillen werden ebenfalls viel getragen; als eleganteste Umhüllung gelten jedoch gegenwärtig die Spitzentücher, sowohl die großen viereckigen (sogenannten chales), als auch die halben, welche die Franzosen mit dem Namen pointes bezeichnen. Zu Reisekleidern werden häufig große Pelerinen vom Stoff des Kleides getragen.

In Berücksichtigung dessen, was zu Landparthien und Badereisen als zweckmäßig zu erachten, hat der Spizenfabrikant J. G. u. S. in Paris sehr haltbare Spitzen (Lamaspißen) in den verschiedenen Farben arbeiten lassen, welche zur Garnirung seidener Tücher und Mantillen statt der feidenen Spitzen verwandt werden. Wüßten wäre die Regeneration der so lange verschollenen Wollenspißen geschehen!

Der Sammet, wie schon oben beiläufig bemerkt, bewahrt

hens würde diesem einen Anstrich von Pedanterie verleihen, welche jeden urtheilsfähigen Blick abstoßen müßte.

Nichts ist widerlicher oder unschöner als Pedanterie des Wesens und der Kleidung bei einem Kinde.

[2171]

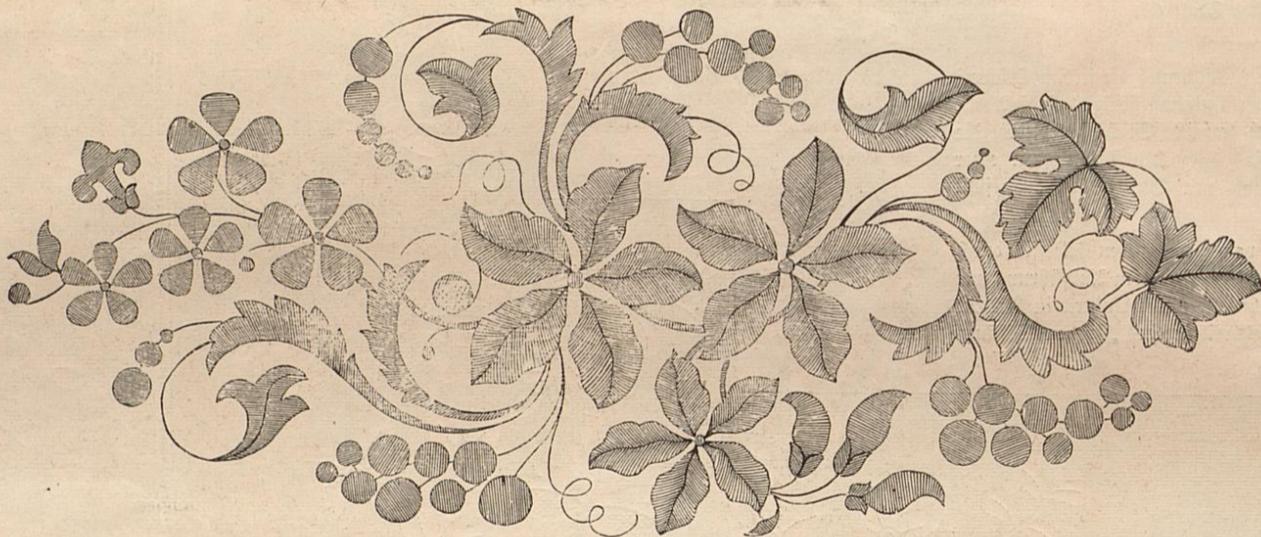
Veronika v. G.

Plattstickerei = Dessin

zum Boden eines länglichen Körbchens.

Material: als Grundstoff Moiré oder Sammet; zur Stickerei offene Seide oder Perlen und Goldfäden.

Die leichteste Ausführung dieses Dessins wäre mit Seide in einer vom Grundstoff heller oder dunkler abstechenden Farbe, und können wir dabei auf das Muster selbst verweisen, welches die Richtung der Stiche bei sämtlichen Figuren durch dichte Linten angiebt. Zu einer schattirten Ausführung des Dessins würden wir verschiedenes Perlenmaterial rathe und zwar für die Blumen eine weiße Schattirung, für die Arabeskenblätter eine Schattirung von Silber, Stahl und Schwarz, für die Beeren Goldperlen. Die Ranken und feineren Stiele können mit Goldfäden gestickt werden. Rother oder blauer Sammet, auch rosa Moiré als Grundstoff würde den Effect der Stickerei am vortheilhaftesten hervorheben. Die Art der Stickerei ist in heutiger Nummer in der Beschreibung des Küstentiffens näher erklärt.



Plattstickerei = Dessin.

uneingeschränkt seine bevorzugte Stellung als distinguirte Verzierung ersten Ranges; man besetzt damit die Volants der Kleider, bildet daraus Pyramidengarnituren an Röcken, schmückt damit die Mantillen, die Hüte u. s. w.; an Toilettenartikeln vor weikem Tüll verwendet man am häufigsten farbiges Tassetband in größerer oder geringerer Breite, je nachdem die Art des Aufputzes es erfordert.

Zu ländlichen Wälden oder solchen Tanzvergünstigungen, welche die Badeorte ihren jugendlichen Besucherinnen bieten, kleiden sich diese in Mousseline, Gaze, Tüll oder Organdi. Die Tüllkleider, zumal die mit doppelten Volants, sind reizend für diesen Zweck, besonders wenn die Wogen des blendenden Stoffes durch graziose Ranken von Blättern und Blumen im Zaum gehalten werden.

Für die kleinen Mädchen gilt, wie unsere Abbildungen das mehrfach gezeigt haben, fast Alles das, was von der Toilette der Damen gesagt worden. Die Art der Ausschmückung der Kleider ist dieselbe.

Mantillen stehen kleinen Mädchen schlecht; Tücher sind für sie geradezu eine Unmöglichkeit, ein Barbarismus, der die hübscheste Toilette unbarmherzig zerstören würde, auch wenn das Tuch vom feinsten Spitzengewebe wäre.

Basquinen, weiße Jäckchen, Pelerinen sind geeignete Trachten für die kleinen Damen und stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit einem runden Strohhut, welcher der die Kinder einzig kleidende ist. Ein Damen-Phantasie-Hut (und wäre es der leichteste) auf dem Kopf eines kleinen Mäd-

Piccolomini-Kragen.

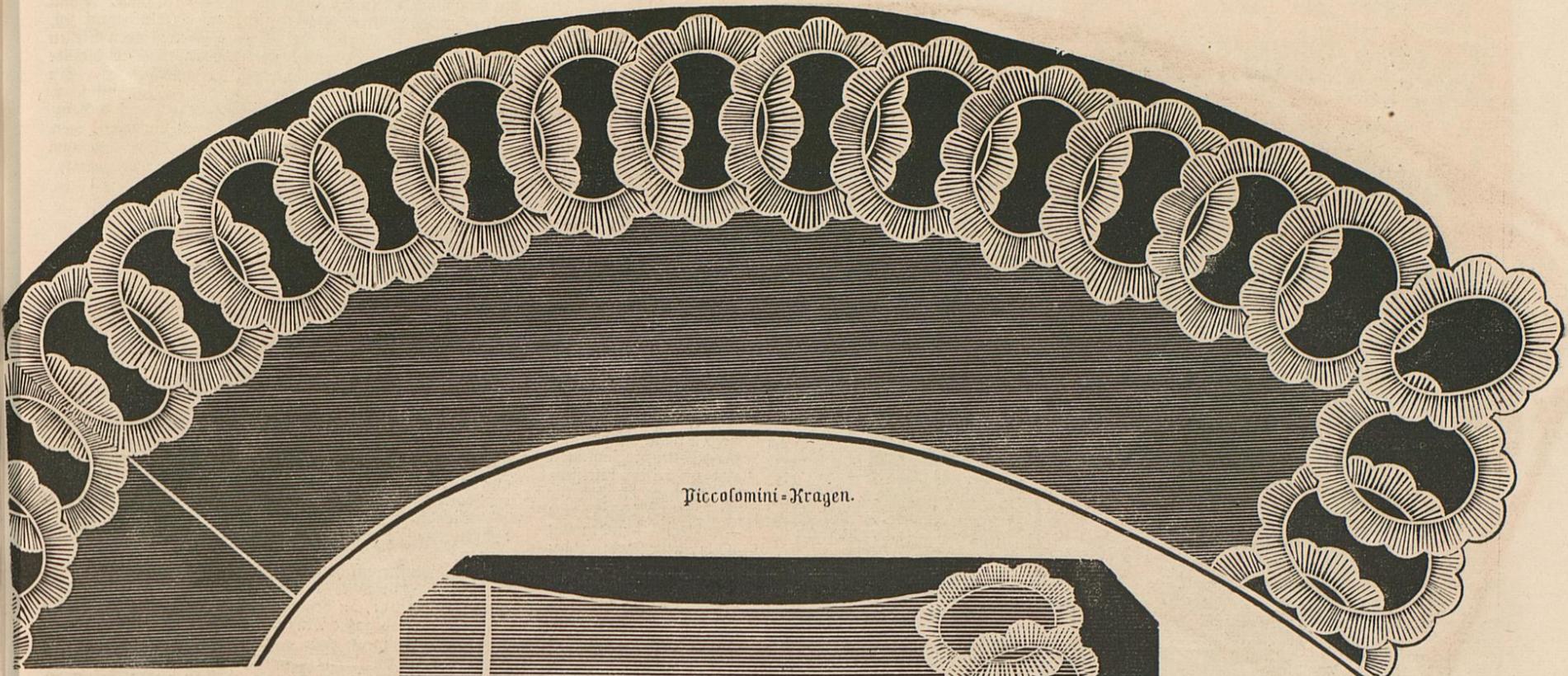
Material: feiner, feingemustertes Piqué. (Abbildung Seite 239.)

Die Angabe des Stoffes schon bezeichnet diese Arbeit als eine sehr einfache und als einen der Haus- oder Negligétoilette zugehörigen Schmuck; wir haben schon in einem der letzten Modenberichte erwähnt, daß für diesen Zweck Kragen und Manschetten von Piqué, oder glattem doppeltem Stoff jetzt mit besonderer Vorliebe getragen werden. — Die einfache Stickerei, die man daran verwendet, bildet auf glattem Zeug gewöhnlich nur ein aus Punkten bestehendes piquéähnliches Muster, auf Piqué, ein mehr oder weniger einfaches Languetten-Dessin.

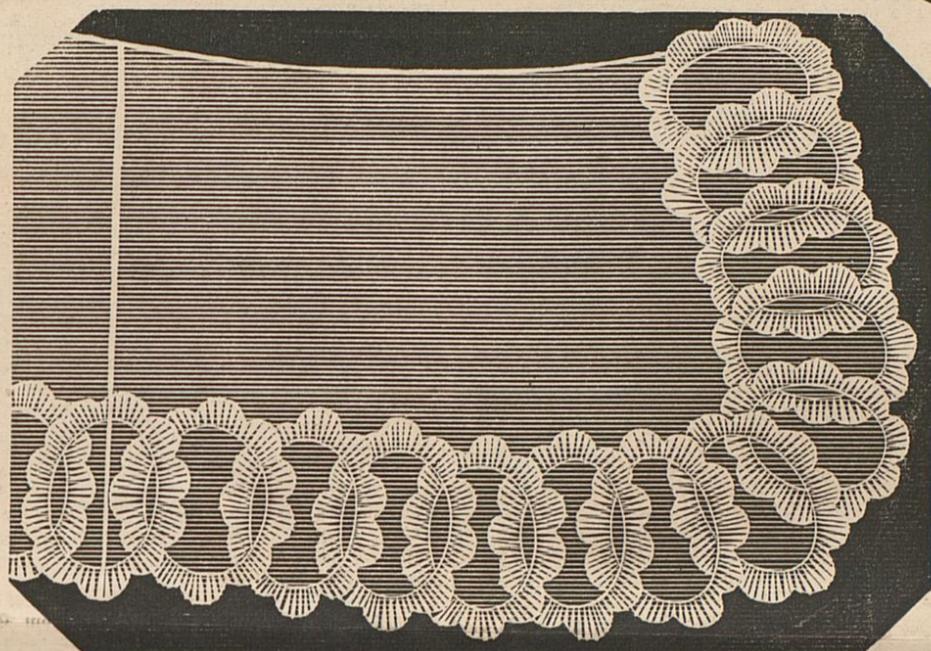
Bei dem hier gegebenen Kragen ist der Languettenstich zu einem besonders ausdrucksvollen Muster benutzt, welches der einfachen Arbeit eine Art von Eleganz verleiht.

Die in einander greifenden Ringe werden mit starker Baumwolle dicht unterlegt, mit etwas feinerer Languettirt. Das Innere der Ringe — auf dem Muster durch schwarzen Grund bezeichnet — wird herausgeschnitten; doch auch wenn dies nicht geschieht, bildet das Languettenmuster eine geschmackvolle Stickerei.

[2444]



Piccolomini-Kragen.



Manschette, zum Piccolomini-Kragen.

Manschette, passend zum Piccolomini-Kragen.

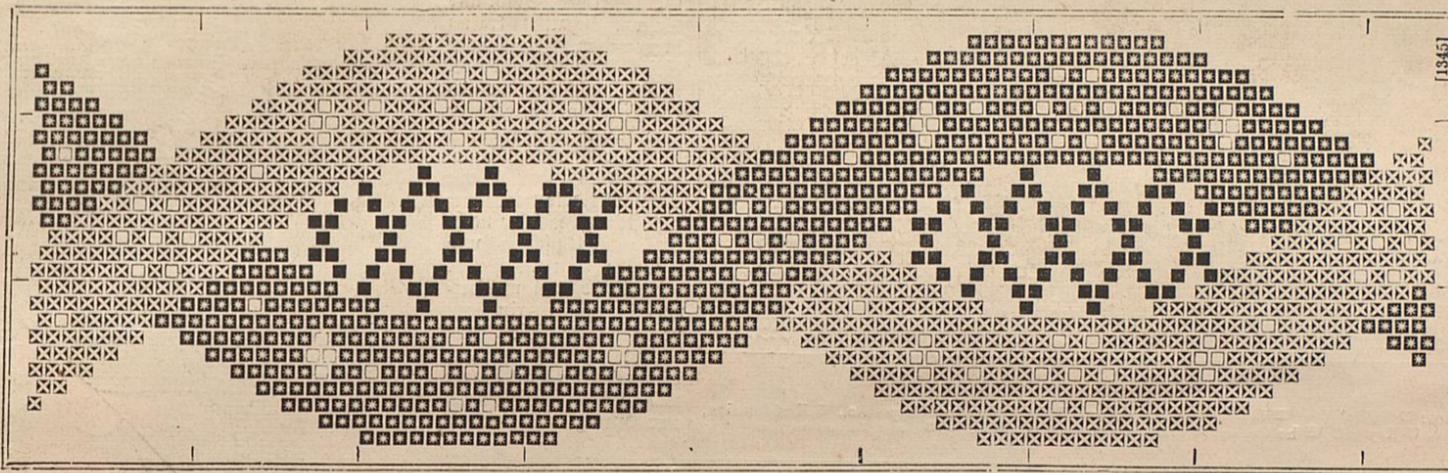
Dieses Dessin, welches mit der, das Muster durchschneidenden weißen Linie die Hälfte der Manschette bildet, giebt zugleich eine Ansicht von der, zuletzt bei der Beschreibung des Kragens erwähnten Ausführung des Musters; nämlich: den Stoff innerhalb der languettförmigen Ringe nicht auszuschneiden.

Wie sich nun der Geschmack zu Diesem oder Jenem entscheidet, die Manschette wird jedenfalls übereinstimmend mit dem Krage, auf denselben Stoff gearbeitet, und als Aufschlag an einen Ärmel von dichten, aber glattem Stoff gesetzt.

zu erreichen, indem man die Perlen bei Beendigung der folgenden Reihe noch einmal mit dem Faden durchzieht.

Man nimmt nun beim Weiterarbeiten an beiden Seiten zu, bis dahin, wo sich die Bänder trennen; von da wird jedes Band einzeln gearbeitet, bis wieder zum Vereinigungspunkt.

Beim Schneiden der einzelnen Bänder wird anfangs auf einer Seite ab-, auf der andern Seite zugenommen, dann, wie das Muster zeigt, ganz glatt gearbeitet und zuletzt in entgegengesetzter Weise ab- und zugenommen. — Das Abnehmen geschieht, indem man am Ende der betreffenden Reihe die zuletzt aufgenommene Perle nicht wie gewöhnlich an die letzte Perle der vorigen Reihe, sondern unterhalb derselben an den



Glockenzug.

Erklärung der Zeichen: ☒ milchweisse, ■ blaue, □ gelbe, ■ schwarze Perlen.

Glockenzug.

(Mosaik-Arbeit.)

Material: böhmische Perlen in den auf dem Muster angegebenen Farben; weißer feiner Bindfaden oder Guitpüschschnur.

Dieses Muster bildet zwei verschiedenfarbige Perlenbänder, an unserem Model weiß und blau mit einem Plein von gelben Perlen, an deren Stelle auch Kupferperlen genommen werden können. — Diese Bänder erscheinen in der Weise um einander gewunden, daß sie sich in bestimmten Entfernungen kreuzen; der dadurch gebildete Zwischenraum der Bänder ist stets mit einem neartigen Geflecht von schwarzen Perlen gefüllt.

Man beginnt die Arbeit des Schnürens da, wo sich die Bänder überkreuzen und demzufolge das Muster auf beiden Seiten einen Einschnitt bildet.

Zum sicheren Verständnis und als wiederholte Erklärung der Mosaik-Arbeit nennen wir die Perlen, welche zur ersten

Reihe verflocht liegender Perlen und zu den nächstfolgenden Reihen aufzunehmen sind:

1. Reihe. 4 blaue Perlen, 1 gelbe Perle (dies ist die mittlere Perle des gelben Sternes), 4 blaue Perlen, 1 weiße Perle. — Zur 2. Reihe werden 5 blaue Perlen einzeln aufgenommen und angeschlungen, und zwar fortlaufend stets in die 2. Perle der vorigen Reihe — die erste dieser 5 blauen Perlen muß demzufolge unmittelbar unter die weiße Perle zu liegen kommen. — Bei der 3. Reihe schlingt man auf dieselbe Weise folgende Perlen an: 1 blaue, 1 gelbe, 1 blaue, 1 gelbe, 1 blaue Perle. — Bei der 4. Reihe schlingt man 5 blaue Perlen an.

Von hier beginnt das Zunehmen und muß man dabei stets zu Anfang der Reihe so viel Perlen anschnüren, als zum Anlegen der neuen Reihe gerade übereinander liegender Perlen nöthig ist. Man hat hierbei zu bemerken, daß die am Rande angeschlungenen Perlen fest sitzen und genau die auf dem Muster angegebene Lage haben. Es ist dies am sichersten

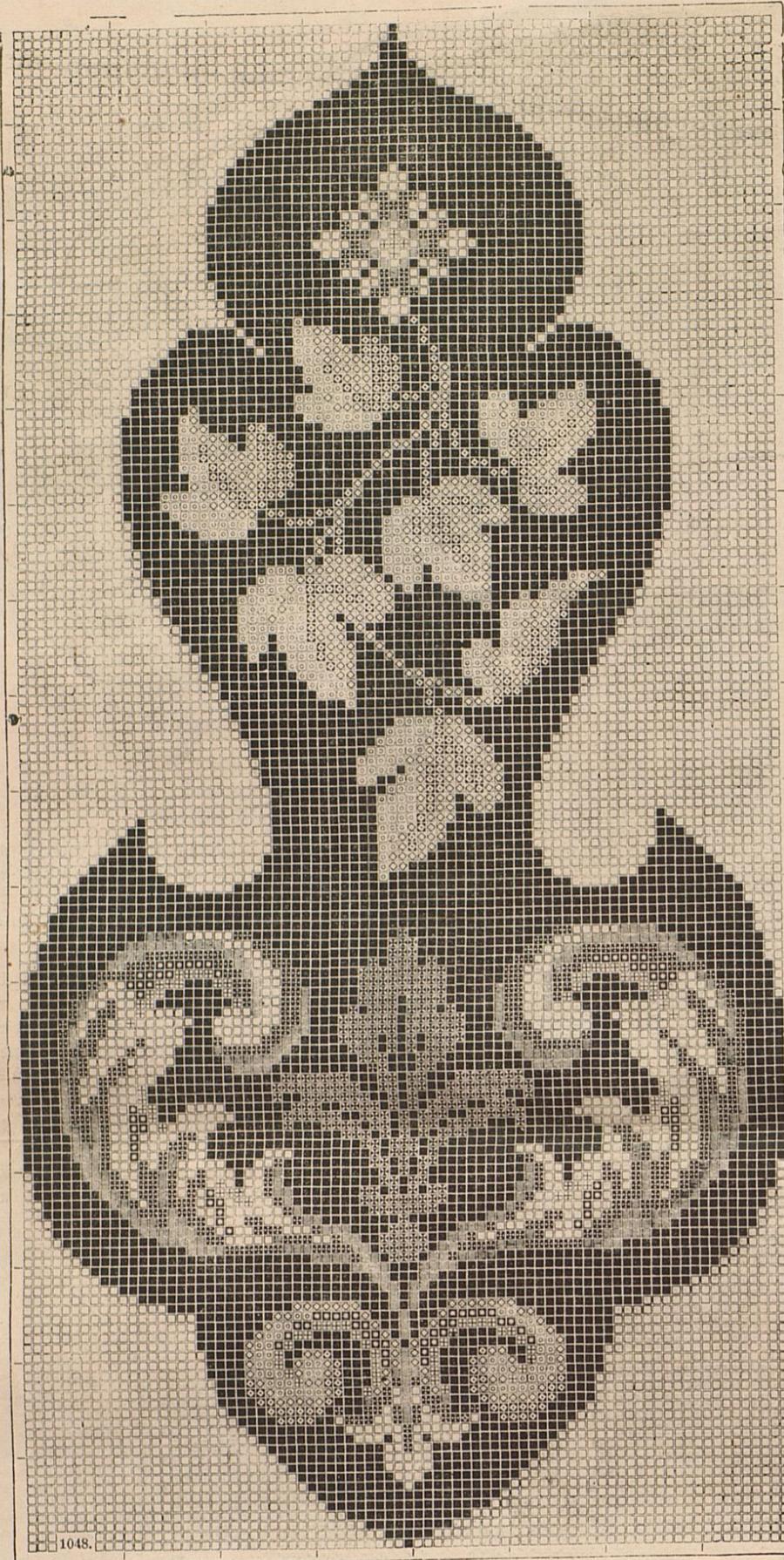
Faden, worauf sie gereiht ist, schlingt; dann zieht man wieder zurück durch die zuletzt aufgenommene Perle.

Das mittlere Perlengeflecht wird, wie schon erwähnt, aus schwarzen Perlen gearbeitet und nach Angabe des Musters an den inneren Rand der Perlenbänder geschnürt, wobei man nicht den Schnürfaden der Bänder umschlingt, sondern die Perlen selbst durchsticht.

Die sehr einfache Mosaik-Arbeit wird nach dieser Anweisung und mit Hilfe der Abbildung leicht zu vollenden sein.

Zur Anfertigung eines passenden Griffes ist in Nr. 16 des Bazar, Seite 127 bei Gelegenheit der Beschreibung eines Glockenzuges eine Anweisung zu finden.

Wird der Glockenzug wirklich zu dem Zweck benutzt, eine Glocke zu ziehen, was nicht immer der Fall ist, so muß der Länge nach auf der Rückseite eine starke, passend umwickelte Schnur an dem Glockenzug befestigt werden, weil sonst, durch das öftere Ziehen, das Perlengeflecht reißen würde. [2466]



Uhrhalter

(in Perlen zu arbeiten).

Material: feiner Canevas und Perlen, in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Dieser Uhrhalter ist in Originalgröße gezeichnet und muß also das Material dazu dem angegebenen Verhältnis entsprechend gewählt werden.

In Bezug auf die Farben bemerken wir, daß die Epheublätter allerdings, wie dies das Muster bestimmt, sehr hell gehalten werden müssen, daß aber durch ein oder zwei dunklere Blätter der Eindruck des Ganzen durchaus nicht gestört, vielmehr gehoben werden kann. Anstatt mit Kreideperlen, beginnt man alsdann bei den betreffenden Blättern die Schattirung mit der nächsten Farbe — milchweiß — und nimmt als dunkelste Farbe ein beliebiges, von den Krystallperlen gehörig absteigendes Grau, oder Stahlperlen. Wo sich in den Arabeskenblättern des unteren Musters dieselbe Schattirung wiederholt, kann man zur Abwechslung Krystall, Silber und Stahl zur Schattirung zusammenstellen. Nimmt man als Grundfarbe Himmelblau, was bei den Perlenarbeiten stets von schöner Wirkung ist, so müßte natürlich das auf dem Muster blau angegebene Blatt, welches sich von dem dunkleren Grunde damastartig hervorhebt, in anderer Farbe ausgeführt werden. Wir empfehlen dazu entweder: milchweiße Perlen, oder: cerise-rote Seide. Im letzteren Fall würden wir vorschlagen, die Arabeskenblätter zu beiden Seiten in grüngrauer bis zu Krystall übergehender Schattirung zu arbeiten und an Stelle der dunkelrothen Farbe Schwarz und Stahl zu nehmen — die Epheublätter würden in Gold, Silber, Stahl und Schwarz schattirt kräftig hervortreten. Will man diesen Uhrhalter nicht bei einem Buchbinder vollenden lassen, so schneidet man eine dünne Pappe genau nach der Form der Stickerei und läßt um diese einen Rand leeren Canevas stehen, welcher nachher zum Umschlag und Festnähen um die Pappe benutzt und dazu mit kleinen Einschnitten ringsum versehen wird. Die Pappe bezieht man vorher auf beiden Seiten mit einem weißen Stoff, welcher auch nur durch Einschnitte an

den Einschlagrändern der Form angefügt werden kann. Dann steckt man die Stickerei genau passend mit Nadeln darauf fest, näht erst die vortragenden Spitzen an die betreffenden Stellen der Pappe, biegt den überstehenden Canevasrand um dieselbe und näht ihn auf der Rückseite mit Seitenstichen fest. Ein dunkler (blauer) Wollenstoff wird auf dieser Seite mit überwendlichen Stichen der Stickerei entgegengekehrt, und das Ganze zuletzt mit einer seidenen Schnur oder Chenille umgeben, woraus man zugleich an der Spitze des Uhrhalters eine Dose zum Anhängen desselben bildet. [2447]

Desfin

(Languettenstich und Application.)

zur Verzierung der Kindermäntelchen oder Knabenkittel.

Material: Sammet — Filofelle (Halbseide).

Zur Verzierung weißer Piquemäntel.

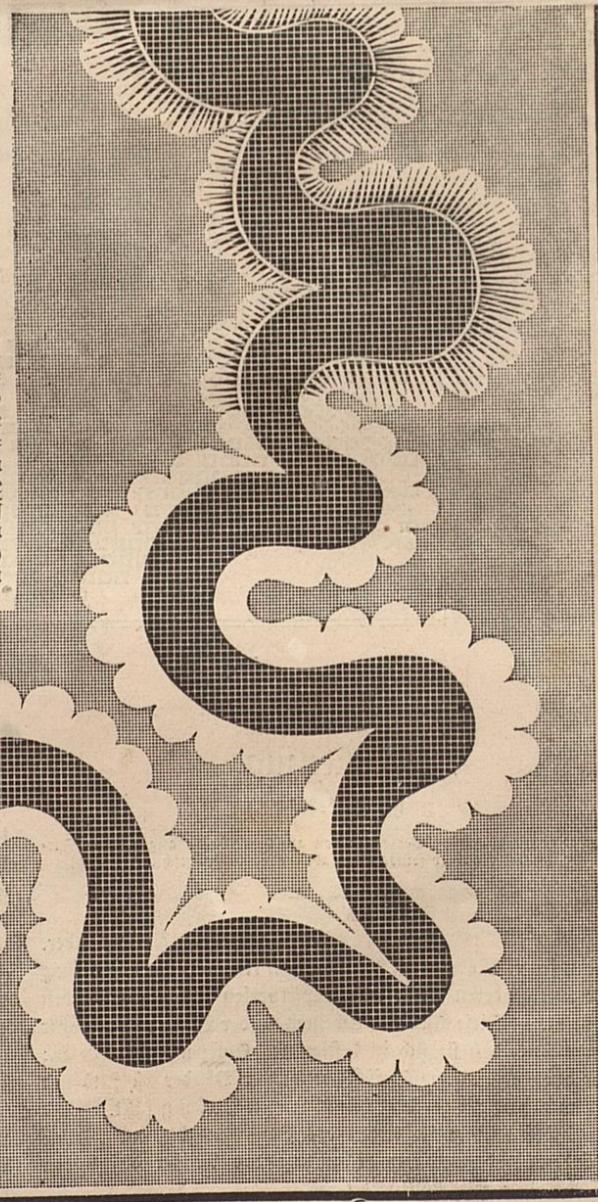
Material: weiße Baumwolle.

Die Bezeichnung dieses Dessins, als Applications- Arbeit, bezieht sich nur auf die erstgenannte Verwendung desselben: die Verzierung eines Knabenkittels oder Kindermäntelchens, welche an beiden, nicht als äußere Einfassung, sondern einer aufzunähenden Borte gleich, über den Saum des Randes angebracht wird. Die Farben für das Material können nur nach der Farbe des Grundstoffes, von diesem geschmackvoll absteigend, gewählt werden.

Das Muster besteht aus zwei sich entgegenstehenden Languetten, mittelst welcher der dazwischenliegende, zu applicirende Stoff: Sammet, an den Grundstoff gefast wird. — Man zeichnet dazu das ganze Muster auf die betreffende Stelle des Kittels oder Mantels; eben so die innerhalb der Languette sich bildende Form des Musters auf den Sammet, welchen man alsdann in der Weise ausschneidet, daß zu beiden Seiten der aufgezeichneten Form ein Strohalm breit übersteht. Hierauf bestet man diese ausgeschneidene Figur, mit der Zeichnung genau übereinstimmend auf den Grundstoff, zieht alle Linien des Musters vor — bei den zwei innern Linien so viel als möglich beide Stoffe durchstehend — und führt dann die Languetten mit der angegebenen Halbseide (Filofelle) aus.

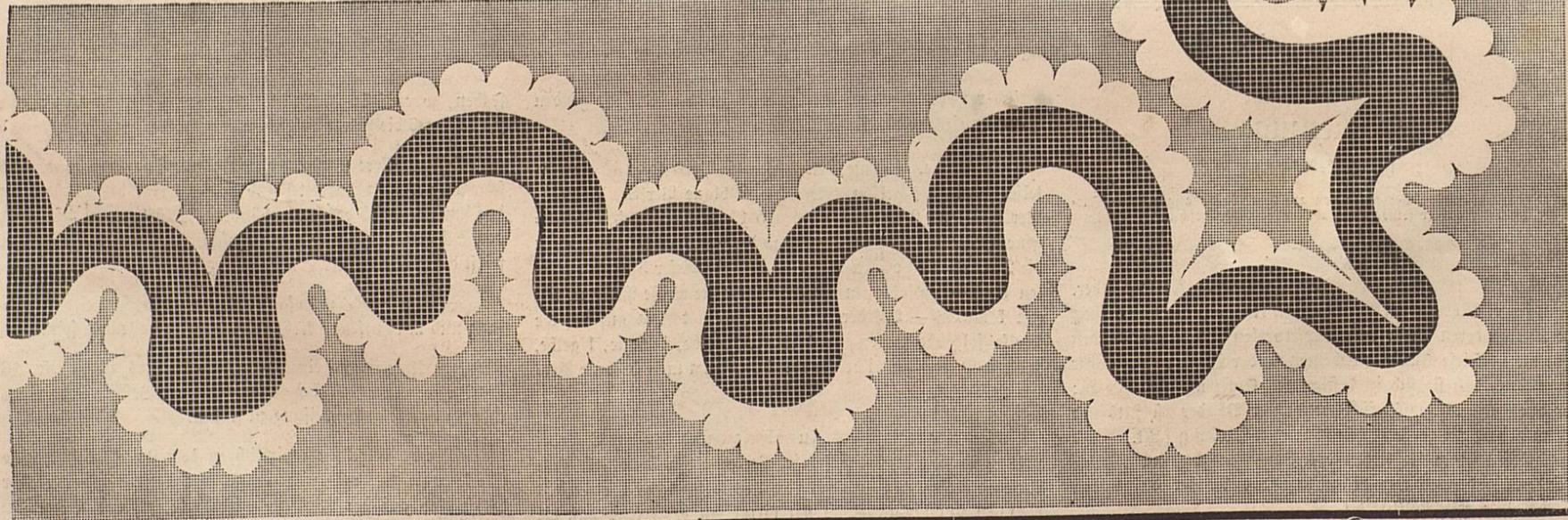
Wollte man zum Appliciren einen anderen Stoff, z. B. Tibet oder Cashmir nehmen, so würden wir rathen, denselben unausgeschnitten aufzulegen und entweder erst nach dem Languetten, oder wenigstens nach dem Vorziehen der Languetten, auszuschneiden; um das Ausfasern des zu applicirenden Stoffes zu verhüten, ist dies Verfahren nöthig.

In Betreff der Verwendung des Musters zu Piquemänteln, ist dasselbe nur als einfaches Languetten-Desfin zu betrachten und nach bekannter Art mit weißer Baumwolle auszuführen. — Der Raum zwischen beiden Languetten kann mit einer Reihe hoch zu stichender runder Punkte verziert, und der äußere Rand des Mäntelchens mit einer weißen Franze besetzt werden. [2461]



Uhrhalter.

Erklärung der Zeichen: □ Goldperlen, ■ hellbrunze Glasperlen, ■ dunkelbrunze Glasperlen, □ Kreideweiss, □ Milchweiss, □ Krystall, ■ hellrothe, □ dunkelrothe Perlen, ■ hell-, ■ dunkelblaue Perlen.



Desfin zu Languettenstich und Application.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 31.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. August 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Edith Cameron.

(Schluß.)

Figur 1. Robe mit doppeltem Rock, jeder Rock garnirt mit zwei Streifen von schottischem Taffet. Glattes Leibchen mit Schneppe, garnirt durch einen ähnlichen Taffetstreifen. Weite offene Aermel mit derselben Garnitur. Hut mit schottischen Schrägstreifen, deren Enden kurz auf das Bavolet herabfallen. Im Innern des Hutschirmes langes Gras und Spitzen; Kragen und Unterärmel von Spitzen.

Figur 2. Robe mit einfachem Rock, à bandes garnirt durch ein getrenntes gitterförmiges Muster von schwarzem Sammet. Das glatte Leibchen, der Schoos und die Aufschläge an den weiten Missetierärmeln zeigen dieselbe Garnitur. Hut von Crepp mit Blumen, Blonde und langem Gras garnirt. Kragen und Unterärmel von gesticktem Füll.

In dem engen, schlecht gelüfteten Zimmer, wohin Marietta geführt ward, die Eigenthümerin des Geschäftes zu erwarten, hatte sie manchen prüfenden, manchen geringschätzenden Blick zu ertragen.

Einige dreißig Mädchen waren hier in verschiedener Weise

mit Nähen und Sticken beschäftigt, während Andere, mit höhern Ränge und größerer Verantwortlichkeit begabt, in das wunderbare Geheimniß der weiblichen Handarbeit, einen Damenhut, vertieft waren.

Durch welchen Zauber wird es möglich, diese reizenden Verschlingungen von Seide, Spitzen und Blumen hervorzu- bringen? Das ist und bleibt für den Uneingeweihten ein Räthsel.

Sin und wieder hörte man halblautes Lachen und Scherzen, vielleicht über die schüchternen Fremde, dort verlang das

leise geflüsterte Wort neben der hellen Stimme einiger wenigen Ueberrückigen, welche ein im Baudeville oder Odeon gehörtes Couplet sangen. Andere, mit bleichen Wangen, mit trübem Augen, mit magern, fast durchsichtigen Fingern, schienen das Geräusch umher nicht zu beachten, sondern setzten ohne aufzusehen, ihre Arbeit fort; ein lebender Beweis, wie schnell die Räder der Lebensuhr sich abnutzen, wenn jede Stunde dem Broderwerb gewidmet ist.

Ja, es ist wohl schön und ehrenwerth, daß wir Friedens- und Liebesboten zu den Sklaven senden, die in Ketten schmachten, aber laßt uns auf der Hut sein, daß in unserm freien Lande kein ethischer Arbeiter sich finde, der dem Sklaven seine Kette beneiden muß!

Ihr, die das Schicksal auf die sonnigen Pfade dieser Welt geführt, die Ihr von den Gefahren und Leiden der Armuth nur aus Romanen Kenntniß erlangt, habt Ihr jemals Eure gestickte Robe mit dem reizenden Gewinde zarter Blumen betrachtet, die in Farbenpracht und Anmuth ihrer natürlichen Schwestern zu spotten scheinen, habt Ihr jemals in den Augenblicken triumphirender Schönheit und geschmeichelter Eitelkeit Derer gedacht, welche Euch zum Theil durch die Arbeit ihrer fleißigen Hände diesen Triumph bereiteten? O, könnten die glänzenden Kleider in die wohlwollenden Herzen, welche sie oft bedecken, die Geschichte der Leiden flüstern, welche sie mit angefehen! — Dann würdet Ihr — zweifelt nicht — zu den Armen eilen, welche unter des Tages Last und Hitze schmachten, Ihr würdet ein Wort des Trostes zu ihnen sprechen, ihnen die Hand ermutigend entgegenrecken und den



Pariser Moden.

Auf Wunsch folgt hier die genauere Beschreibung des Hutes der Dame rechts vom Modenbilde in Nr. 29, Figur 1.

Die Passe ist von Reisstroh, in der Mitte mit einem auf Schnuren gezogenen Streifen von goldgelbem Taffet; das über den abfallenden Kopf des Hutes nach den unteren Ecken des Schirmes gehende Bandeau ist ebenfalls von goldgelbem auf Schnuren gereihten Taffet, das Bavolet von Reisstroh, mit goldgelbem Taffet eingefast.

An einer Seite des Hutes ist ein goldgelber Paradiesvogel angebracht, dessen Gefieder nach unten eine etwas dunklere Färbung annimmt.

Am Rande der Passe (des Schirmes) entlang geht eine breite, weiße, ausgegakte Blonde. Im Innern des Schirmes Touffon von Goldknöpfchen; über der Stirn ein schmales Bandeau von Reisstroh mit goldgelbem Taffet eingefast, an den Wangen Klüchen von weißer Blonde. Bindebänder von goldgelbem Taffet mit weißem Rande.

Becher der Hoffnung reichen, diesen Labetrunk der dürrstenden Seele, welcher sie beseligt ins Meer der Ewigkeit sinken läßt.

Schweigend ertrug Marietta die spöttischen und neugierigen Blicke der Mädchen. Ihre Erscheinung trug nicht so ganz den Stempel ihres Gewerbes, woraus die Arbeiterinnen hätten schließen können, daß sie eine der Ihrigen sei, und doch befüchteten sie in ihr eine Rivale zu sehen, welche ihnen möglicherweise den geringen Lohn der Arbeit schmälern konnte. Jedenfalls war sie eine Fremde, also Grund genug, um mit Argwohn betrachtet zu werden.

Ein Mädchen, bleicher und stiller als alle Andern, zog Marietta's Aufmerksamkeit an; eine Thräne war auf die Silberfäden ihrer Stickerei gefallen und hatte den Glanz derselben verbunkelt.

"Was giebt's denn zu heulen?" sagte eine der Vorsteherinnen, deren volles gesundes Gesicht deutlich bewies, wie wenig sie mit Thränen zu thun habe.

"Meine Mutter ist krank, sehr krank, und Madame will mir den Lohn für meine Extra-Arbeit bis Sonnabend nicht vorausgeben, womit ich meiner Mutter eine Erquickung und Pflege verschaffen könnte."

"So gehen Sie nach Hause zu Ihrer Mutter, statt hier zu sitzen und den theuren Stoff zu verderben," erwiderte die Frau mit feinder Stimme, den Mantel mit der Silberstickerei aus den Händen des Mädchens nehmend.

Dieses blickte sie stehend, mit gefalteten Händen an.

"Mutter!" sprach die Arme so leise, daß der Laut nur von einem, an den Ton des Kammers gewöhnten Ohr, und von Dem vernommen werden konnte, der das Gebet der Armen hört.

Die Vorsteherin ging hinaus. Marietta näherte sich dem bleichen Mädchen und drückte ihr leise den letzten Frank, den sie für die Bedürfnisse dieser Woche noch besaß, in die Hand. Das Mädchen blickte durch ihre Thränen mit Dank und Staunen zu Marietta auf.

"Sagen Sie mir Ihren Namen," fuhr diese fort, "und wo Ihre Mutter wohnt. Auf dem Heimwege will ich nach ihr sehen und ihr beistehen, so viel ich kann."

"Gott segne Sie," rief das Mädchen fast begeistert aus. "Ich heiße Pauline, fragen Sie nach Wittwe Pérot, Straße l'Hôpital, Nr. 17, 5 Treppen hoch."

Sie ward hier durch den Eintritt einer Dame unterbrochen, welche nach der Stille, welche ihre Erscheinung hervorrief, und nach dem erhöhten Fleiß der Mädchen zu urtheilen, keine Andere als ihre Arbeitgeberin war; sie hieß Marietta ihr folgen und führte sie in ein kleines elegantes Gemach, nicht weit von dem Arbeitszimmer entfernt.

Mad. Duval war eine große, stark gebaute Frau, mit dem Ausbruch befehlshaberischer Autorität in den harten Zügen. Von einer Arbeiterin zur Arbeitgeberin emporgestiegen, kannte sie alle Schliche und Ausflüchte, welche die Jugend einem so strengen Regiment als dem ihren gegenüber erfindet, und begegnete allen mit der Schlawheit, welche nur die Sklaverei lehrt. Wie viele andere Herrscherinnen der Mode, war ihr Reich unumschränkt, und sie gebot nach Gefallen über Zeit und Gesundheit, ja — über das Leben ihrer leidenden Unterthanen.

"Was begehren Sie, junge Frau?" fragte Mad. Duval, das zaghafte Mädchen mit ihrem rachsigen Blick mustern.

"Arbeit!" erwiderte diese mit bescheidener Stimme. "Ich bin eine Blumenarbeiterin, würden Sie die Gewogenheit haben, mich zu beschäftigen?"

"Um — Blumen werden in diesem Jahr nicht viel getragen und sind sehr billig — doch lassen Sie mich sehen, was Sie da mitgebracht."

Marietta nahm aus dem Carton, in welchem sie die Blumen hergetragen, einen Kranz italienischer Felsblumen, so natürlich, als wären sie am Ufer ihres geliebten Arno gepflückt — und einen Kranz rother Passionsblumen.

Sogar die eigenmüthige Kaufmannsfrau konnte es nicht hindern, daß beim Anblick der herrlichen Blumen in ihren glanzlosen Augen ein der Bewunderung ähnlicher Ausdruck sichtbar ward, doch sie unterdrückte ihn, ehe er auf die Lippen trat.

"Was fordern Sie für diese?" fragte sie, die Blumen in die Hand nehmend und dieselben näher betrachtend.

"Geben Sie nach Ihrem Gutachten, Madame."

"Wie kommen Sie dazu, so sonderbare Blumen zu wählen?" fuhr Madame Duval mit einem Blick auf die italienischen Felsblumen fort.

In Florenz erhielt ich Aufträge, viele unserer Pflanzen und Blumen von den Bergen nachzubilden für Naturkundige, die sie versandten nach Deutschland, England und auch an gewisse Botaniker," erwiderte das Mädchen, nicht ohne einen leichten Anflug beleidigten Stolzes über die, wenn auch nur entfernt geringschätzige Meinerung gegen ihr Vaterland vom Munde der Puzhändlerin. "Hier ist nicht der Ort für solche Blumen und ich möchte daher gern für ein Puzgeschäft arbeiten, wenn ich eine Anstellung fände."

"Wie kommt es, daß Sie sich an mich wandten?"

"Sie sind die einzige Modistin in Paris, Madame, von der mir gesagt ward, sie könnten meine Dienste brauchen."

Diese der Sprecherin unbewusste Schmeichelei stimmte Madame Duval günstiger für sie, als ihr Verdienst es im Stande gewesen wäre. Mit einem höflichen Ausdruck (denn Niemand konnte das leichte Verzeihen der Lippe ein Lächeln nennen) bot sie sogar dem milden Mädchen einen Stuhl an.

"Ich will Ihnen 10 Frank für die Blumen geben" (ungefähr ein Viertel ihres Werthes, aber doch mehr, als die feilschende Puzhändlerin zuerst Willens war zu geben).

"Ich habe dreimal so viel für die Felsblumen allein erhalten."

"Das kann sein — aber solche Phantasieblumen werden nicht sehr gesucht; dieser Kranz wird vielleicht in's Haar oder auf eine Capote zu gebrauchen sein," dabei wandte sie die gefälligen Ranken in ihrer knöchigen Hand. "Ich kann nicht mehr geben."

Die arme Marietta war ohne Geld, ihr blieb keine Wahl, sie nahm das Geld und erhob sich, um fortzugehen.

"Wenn ich Sie engagire," sprach Madame Duval, "so werden Sie, denke ich, hier in meiner Wohnung arbeiten, sonst können Sie mich betrügen und täuschen wie die Andern."

"Madame!"

"Ihre Besoldung soll reichlich sein, aber ich denke, Sie werden mir dafür auch fleißig arbeiten. Täglich 15 Sous und Essen."

Es war sehr wenig, und doch war dies das kleinste Uebel. Vor der dumpfen Luft des Arbeitszimmers empfand ihr Körper und ihre Seele gleichen Schauer — die Gesellschaft ihres Bruders mußte sie entbehren, und er bedurfte doch so sehr ihrer Stimme, ihres Lächelns — sogar ihr täglicher Gang nach dem Madeleine-Markt fiel ihr ein, wo sie die Blumen zur Vorlage ihrer Arbeit gekauft. Wie oft hatte der Anblick der trauten lieblichen Blumen ihr Herz beruhigt, sie hatten ihr Trostesworte zugeflüstert, nach denen die Priester oft vergebens suchten, und ihr thränenvolles Auge hatte von den Blumen sich zu Dem erhoben, der sie so herrlich kleidet, und des Menschen nicht vergessen will. Gern und lange hatte stets sich ihre Seele vertieft in das sonnige Land der Verheißung, wie die Biene sich in den Blütenfeld verfenkt, aus welchem sie die süße Nahrung für den Winter saugt.

Das arme Mädchen nahm das kargliche Anerbieten an, in der Hoffnung, in ihren Ruhestunden noch eine Summe erarbeiten zu können, welche, wenn ihres Bruders ehrgeizige Pläne scheiterten, ihnen zur Rückkehr in ihr geliebtes Vaterland verhelfen sollte.

Als der Vertrag mit der Puzhändlerin geschlossen, entfernte sich Marietta, schritt durch manches dunkle, enge Gäßchen der Straße de l'Hôpital zu und fand die ihr von dem jungen Mädchen bezeichnete Nummer. Die Wittwe Pérot war in der That krank, sehr krank; Mangel und Kummer sind schlechte Hüter der Gesundheit. Wie süß klang dem Ohr der Leidenden das Wort der Theilnahme; willkommen zwar war auch die gültige Hand, welche das Rissen glättete, und das unerwartete Mahl bereite, aber süßer noch klang hier die Stimme der Fremden, welche Trost und Hoffnung aussprach. Sie ward zum Balsam, bereitete aus stillen Thränen und verborgenen Kämpfen, welchen Marietta nun, wie den Lebenssaft ihrer lieben Blumen, einer Seele brachte, die gleich ihr das Dasein auf Erden krank und müde g macht.

Das Leben der Menschen besteht nicht immer aus großen Thaten, sondern weit häufiger aus kleinen Pflichten. Jeder Tag hat seine ihm zugewiesene Arbeit, seine Veschwerden, seine Bedürfnisse. Pilger, nimm Deine Last auf Dich, aber verzichte nicht den Stab. Schaue in Dich. Prüfe dort Deinen Besitz, die Gaben, die der Allweise Dir zum Gebrauch verliehen. Prüfe auch Deinen äußern Menschen, dessen Schwächen diese Gaben nicht zu ihrer möglichen Vollendung kommen lassen und dann frage, welches die Dir auf Erden zugewiesene Mission sein möge, und ob Du sie erfüllst. — Da findest Du denn oft Schwäche statt Kraft, Finsterniß statt des Lichtes, und gestehst mißmüthig, Deine Sendung nicht erfüllt, Deine Kräfte überschätzt zu haben. Zudem Du aber Deine Kräfte überschätzt, hast Du sie gar nicht gewürst, und statt Dich selbst genau zu erforschen, hast Du nie versucht, Dich selbst kennen zu lernen. Entmüthigt und getäuscht, legst Du die Hände in den Schooß und willst nicht einmal den Geist zum Fluge mehr aufrichten. Weil Du kein großes, die Welt in Erstaunen setzendes Werk thun kannst, thust Du gar Nichts, und doch verzeiht kein Tag, der an uns nicht seine Forderung hätte.

Sollte es Dir auch versagt sein, Andern Hilfe zu leisten, so giebt es doch ein gebuldiges Aussharen, ein ruhiges Wandeln auf mühseligem Pfade, welches Einfluß auf Andere hat, wenn auch nicht sichtbar für Dich, und welches in Deiner Seele den "vollkommenen Frieden" schafft, den die Welt nicht trüben kann, weil er seinen Ursprung hat in der vollkommenen Uebereinstimmung mit Gott!

5.

Engelstimmen.

Wenn mit dem Leben zu vertraut bist,
Wirst du begreifen, daß es Ehorheit ist,
In dem gewagten Spiel des Lebens hegt
Nach Macht und Kunst und stolzem Sinn zu streben.
Du wirst an Ruhmes statt uns Schmach gegeben,
Und unsre Seele ist des Kaufes Preis.

Ebith saß in ihrem Ankleidezimmer, umgeben von Juwelen und den kostbaren, zum Fest bestimmten Kleibern; kostbar in der That, denn sie waren mit der Ruhe ihres Gewissens, mit ihrer Selbstachtung erkauft. Auf ihren Knien lag ein offener Brief, eine Erwidrerung auf ihre dringende Bitte an General Lindsay, ihr noch einen Theil ihres Jahrgeldes vorauszugeben. Die verneinende Antwort war zu klar und streng ausgesprochen, um mißverstanden zu werden, und von Schmerz und Täuschung niedergedrückt, blickte das unglückliche Mädchen ratlos vor sich hin.

Am demselben Abend hatte der junge Bildhauer eine bescheidene, aber dringende Bitte an sie ergehen lassen, ihm den Rest des Geldes zukommen zu lassen, und Ebith hatte die Begablung ihrer Schuld für die nächsten Tage zugesagt. Ebith's Gefühl hatte gegen ihre moralischen Verpflichtungen sich schon abgestumpft, und der innere, so oft zum Schweigen verwiesene Wahner stand bereits auf dem Punkte, seine heilsamen Vorwürfe aufzugeben: "Was ist es weiter — er wartet etwas länger," sagte endlich Ebith, "höchstens 2 Monat länger, und dann kann ich ihn für das Warten ja etwas mehr geben. Ich habe es mir bedacht" — eine Stimme in ihrem Innern flüsterte hier: "zu spät!"

In diesem Augenblick erschalle der schmetternd fröhliche Gesang des Vogels im Käfig, dazwischen plätscherte leise die Fontaine im Vorzimmer, und drang wie der Ton lieblicher Eisenmusik an ihr Ohr. Ebith begrub ihr Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich. Ach, nicht die beruhigenden Thränen, welche Gott sendet, das gebeugte Herz von Verzweiflung zu retten; nicht die Thränen des Mitleids, nicht die der überströmenden Liebe sind es, welche das Werk langer Jahre vollbringen, und ihre tiefen traurigen Spuren auf dem Antlitz und im Herzen zurücklassen, sondern die bitteren Thränen der Selbstanlage. Sie werden in der Stille geweint, doch Gott zählt sie und Engel sammeln sie, um sie einst in die Wagchale zu legen gegen die Zahl der Sünden, welche diese Thränen, ach, nicht hinwegwaschen konnten.

Das leise Murmeln des Wassers in der Stille des Nachmittags, der Gesang der Drossel im schattigen Gebüsch des Gartens zu Richmond, die sanften zärtlichen Vorwürfe des Mutterherzens, das nicht mehr schlug — das Alles trat jetzt vor ihre Seele, und gleichzeitig die Erinnerung der letzten 6 Jahre, in welchen der schwache Faden unausgeführter "guter Vorsätze"

ihr Leben mit einem dichten Gewebe umspannen, aus dessen labyrinthischen Schlingen sich loszuwinden ihr unmöglich schien. "Es ist Eugeniens Schuld!" sprach die verderbenbringende Stimme in Ebith's Herzen.

Ach, Ebith, das war derselbe falsche Entschuldigungsgrund von ehemals; der Fehler lag in Dir, und wartete nur der Stimme des Versuchers, um zu wachsen, zu erstarken und unheilvolle Frucht zu tragen.

Jedoch das Andenken der Vergangenheit und die Furcht vor der ungewissen Zukunft gleichzeitig in ihrem Innern zu beherbergen, war mehr, als Ebith ertragen konnte. Statt kräftig, mit festem Willen den selbstverschuldeten Leiden, so weit es möglich, entgegenzuwirken, wandte sie sich einem Rathgeber zu, der am wenigsten geeignet war, sie auf den Weg der Pfllicht zurückzuführen: der Eitelkeit.

Sie gab den Schmeicheln dieser falschen Freundin wiederum williges Gehör und verschob ihre Selbstprüfung wie immer auf gelegnere Zeit.

Die Toilette war nun beendet, und nie war die königliche Geliebte des tapfern Richard Löwenherz in holderer Gestalt erschienen. Mancher Laut der Bewunderung drang zu dem Ohr der schönen Britin, als sie in ihrem königlichen Schmuck durch die Säle schritt, doch wenig geißt noch in den Klüften der großen Welt, die auch brechenden Herzen die Maske der Heiterkeit und des Witzes vorzunehmen gebietet, lagerten Wolken auf ihrer Stirn und ihre Stimme hatte keine Antwort für die Freude rings umher. Keine bewegte sich anmüthiger im Tanze, aber zerstreut und gleichgültig empfing sie die Huldigungen, die ihr entgegengebracht wurden; mancher ihrer Bewunderer, welcher ihrer Schönheit gebuldigt, findend, daß ihr Geist wenig dem Liebreiz ihres Aeußeren entsprache, verließ sie, sich eine anziehendere Tänzerin zu suchen. Und Er, für den (so suchte sie sich glauben zu machen), für den sie ihr Rechtgefühl geopfert, Er sah in ihren traurigen Zügen Nichts als ähliche Laune — Er war der Begleiter ihrer Rivalin, der schönen Madame de Chatain. — Ebith sah es und ein tieferer Schatten des Mißbehagens glitt über ihr liebliches Gesicht.

Als Ebith's Blick das einfache Costüm der gefeierten Französin musterte, mußte sie gestehen, daß die grazilose spanische Mantilla noch nie eine Gestalt zauberischer umhüllt; die einfache rothe Rose, welche aus den dunklen Locken der reizenden Frau hervorluchs, schmückte ihr kindlich schönes Gesicht mindestens eben so sehr, als die kostbare Krone Ebith's Haupt. Bleich und verlegt verlangte die Gefrante bald nach ihrem Wagen und kehrte in ihr Zimmer zurück, das sie vor wenig Stunden verlassen. Zu den Vorbürken, welche damals ihren voreiligen Triumph vergifteten, gefellte sich nun noch die Pein beleidigter Eitelkeit. Ein böser Geist hatte andre böse Geister herbeigerufen, von dem schönen Tempel Besitz zu nehmen. Das milde Gesicht ihrer Kammerfrau allein hätte sie schon zurückhalten sollen, ihr mit Scheltworten zu begegnen, als sie beim Abnehmen des Kopfschmucks mit unsicherer Hand die Locken mit dem Ebith jetzt verhassten Geschmeide etwas ungeschickt verwirrte. Sie entließ das Mädchen schnell und blieb allein mit ihrem gefolterten Herzen, mit ihrem strafenden Gewissen.

Der Winter war an die Stelle des Herbstes getreten; neue Ausgaben hatten Ebith's Kasse erschöpft, so daß Hippolit abermals nur eine kleine Abzugsumme erhalten, und der Marmor noch unbezahlt war, an welchem der junge Künstler, mit Hoffnung im Herzen, und mit der Begeisterung des schaffenden Genies, arbeitete.

Eugenie von Bellincour, welche fand, daß seine Mahnungen während in andre, "nützlichere" Ausgaben fielen und "unmüthigen" Streit verursachten, verbot endlich, ihn vorzulassen; und nuthlos und hoffnungsberaubt, entsank dem sonst so beharrlichen Hippolit fast der Meißel; kaum gehorchte er noch seinen Händen.

Unermüdlich war Marietta; außer dem täglichen Broderwerk opferte sie noch manche Stunde nächtlicher Ruhe der Arbeit, trauernd allein über die wiederholte Täuschung ihres Bruders. Sie versuchte ihm Hoffnung einzusprechen, wo sie selbst keine sah, und verbarg ihm ihren Kummer, um seinen nicht zu vermehren.

Am traurigsten war ihr das Aufgeben ihrer friedlichen Einsamkeit, der beschwerliche Weg durch die geräuschvollen Straßen bei Anbruch der Nacht nach dem langen Aufenthalt in der Sphäre dumpfer Luft und albernen Geschwäzes, welches ihrem Herzen weh that, und es nur um so tiefer seine Verlassensheit fühlen ließ.

Den zwei kleinen Marmorblöden, welche Hippolit auf Credit empfangen, hatte seine Künstlermacht Leben gegeben. Jeanne d'Arc — immer Jeanne d'Arc — weiter vorgeückt auf dem Wege zum Märtyrertum.

Die Tochter des Volkes, geheilt von dem Wahn irdischer Größe, deren wahren Werth sie kennen gelernt, bittend um die Freiheit ihres Heimath-Dröckens — so hatte der Künstler sie dargestellt, und dann, in ihren letzten Augenblicken, als die dem Vaterland geleisteten Dienste ihr durch den Spott der Menge und durch den Tod gelohnt wurden.

Auffassung und Ausführung der Bilder waren edel und wohl werth, die Hoffnung des Ruhmes, welche für ihren Schöpfer daran sich knüpfte, zu verwirklichen. Die Hoffnung auf Ruhm hatte ihn begeistert, und doch stand an seinem armseligen Heerde ein Wesen, welches das Urbild der herrlichsten Kunstschöpfungen hätte sein können und sollen. Marietta, das sanfte, nie murrende Weib, deren Schmerz Niemand beachtete, deren gedulbig aussharrende Liebe kaum bemerkt ward. Zufrieden, in strengster Pflichterfüllung ihren Beruf zu sehen und zu erfüllen, widerstand sie den mannigfachen Verführungen, welche an ihrem Wege lauerten, den Blick höheren Verheißungen zuwendend. Sie begnügte sich zu harren, zu hoffen, zu beten zu Ihm, in dem "kein Wandel ist" und der "aller Waisen Vater" sein will.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1839 saß Marietta allein in ihrem Dachstübchen. Nach und nach waren alle Geräthe daraus verschwunden, sie hatten verkauft werden müssen, um das Nothdürftigste an Brod und Feuerung herbeizuschaffen. Ein Lager von kaum bedecktem Stroh und ein abgenutztes Bettuch bezeichniete ihre Ruhestätte. Sie arbeitete still, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die welken Blumen werfend, deren Gestalten ihre schlanken Finger nachzubilden bemüht waren beim

Nacht und Morgendämmerung.

Das Leben gleitet wie ein Strom daher
Sinab ins unermessliche Todesmeer,
So tief, so groß —
und alle Erdenpracht und stolzen Schein
Schnit' nimmermehr die schwarze Welle ein
In ihren Schooß.

O, hätten stets wir unsre Pflicht gethan,
Wie fühlten wir uns besser, reiser dann
zu höherm Sein!
Der Glaube heilt allein der Seele Schmerz
und führt das in den Himmel erstarre Herz
Zum Himmel ein!

Im Hotel Bellincour ward ein Fest gefeiert — wie verlaun-
tete, das letzte vor der Vermählung Edith's mit dem Marquis
d'Aulaire. Nicht die Laune eines Abends hatte der jungen Eng-
länderin die Neigung dieses Mannes erwerben können, der,
als er noch nicht ihr erklärter Liebhaber war, ihr schon mit
einem Interesse folgte, welches nach und nach zu tieferer Nei-
gung reifte.

Um das Herz des ersten Felix d'Aulaire zu gewinnen, be-
durfte es weder des eiteln Triumphs prächtiger Kleider, noch
der leeren Bewunderung der Menge. Ist sogar hatte er Edith's
Verschwendung mit Betrübnis bemerkt, da er wohl wußte, wie
das Herz sich gegen den wahren Mangel Anderer verhärtet, wenn
wir jedes unserer eingebildeten Bedürfnisse sogleich befriedigen.

Gehter löbte der Klang der Musik durch die goldstrahlen-
den Säle, und im hellen Kerzenlichte erschien manches schöne
Antlitz noch schöner. Das Wohnzimmer war drapiert mit Mouffe-
line und geschmückt mit Orangebäumen und Werken bildender
Kunst. Auf einem Piedestal von Marmor stand die Statue
der Jeanne d'Arc, welche der Lichtechein des nahen rothseidenen
Vorhangs mit zauberhaftem Lichte übergoß. Wenige
Schritte davon entfernt, saß Edith Cameron, in den Augen
uneingeweihter so schön als je, denn der nagende Wurm ist
nicht immer an der äußern Hülle bemerkbar. Ungeduldig er-
regt sah sie die Gäste eintreten, finstere Schatten lagerten sich
auf ihre Stirn, als jede Annäherung ihr eine Täuschung brachte,
denn der Gast, den sie erwartete, kam nicht.

Vielleicht hatte sie noch nie so anmuthig ausgesehen, als
heut. Ein Kranz dunkler Passionsblumen schlang sich durch
ihr liches Haar, während das Gewand von Silbergaze mit
reicher Stickerei recht eigentlich für ihre zarte Gestalt geschaffen
schien.

„Wie kann er mich so vernachlässigen!“ sagte sie, halb
laut, zu Eugenien; „er wüßte bereuen — ich warte nicht länger.“
„Sie haben ihn ja doch erobert, Edith; aber, seien Sie
nicht so empfindlich — Felix hat seinen eignen Willen, dem
gegenüber würde ich keine Caprice wagen.“ erwiderte Euge-
nie. „Ueberdies, schöne Dame, wenn Sie so fortfahren, in
den neuesten Toiletten zu glänzen — und dabei deutete sie auf
das neue, kostbar gefickte Kleid Edith's — werden Sie den
reichen Gemahl schon brauchen, um Ihre Schulden zu bezahlen!“

So ist es stets im Leben; die uns zuerst hinweggeleitet vom
geraden Wege unserer besseren Ueberzeugung, sind stets die er-
sten, uns unsre Schwachheit und Sünde fühlen zu lassen.

Edith ging in den Ballsaal zurück, und suchte ihre ge-
täuschte Hoffnung und Eugeniens verwundenden Scherz zu
vergessen.

Die Gäste hatten sich bereits zurückgezogen, als durch die
Menge der noch harrenden Diener ein Cabinet sich Bahn machte,
vor der Thür hielt, ein junger, vornehm aussehender Mann
die Treppe hinaufstieg, und den verlassenen Ballsaal betrat.
Edith erkannte seinenritt und ihr Herz schlug heftig; aber sie
blieb unbeweglich und schien so eifrig mit ihrem Armband beschäf-
tigt, daß sie seinen Eintritt nicht bemerkte. Erst bei dem Aus-
ruf der Fr. v. Bellincour, welche die heutigen Verluste am
Spieltisch überzählte, erhob sie den Blick von ihrer vorgebliehen
Beschäftigung.

„Felix, Sie sehen ja aus wie ein Gespenst, was fehlt
Ihnen?“ fragte die Dame, von dem flimmernden Inhalt ihrer
halbgefüllten Brse aufblühend. „Edith hat mit allen verzwei-
felten Cavaliereu coquetirt, und manche Condolenz über ihre
bevorstehende Heirat mit Ihnen entgegengenommen.“

Ein Ausdruck von Verachtung glitt über Felix d'Aulaire's
Züge; er deutete auf die Goldstücke in der Dame Hand. „Um
diese armseligen Münzen ist schon manches edle Herz gebrochen,
manche Seele verloren.“ sagte er langsam und presste die Lip-
pen aufeinander.

„Ach, armer Schelm, ich verstehe Sie.“ fiel Fr. v. Bellin-
cour ihm fast ins Wort, denn er hatte eine sympathisch mit-
klingende Saite in ihrer Brust berührt. „Sie sind diese Nacht
nicht der Begünstigte der blinden Götin gewesen? — Ich
glaube, Sie verabschiedeten das Spiel. — Nun, lassen Sie sich
das nicht fihren, versuchen Sie es wieder. Es ist übrigens
ganz natürlich, daß sie mit Ihnen zünet, mit Ihnen, dem aus-
gezeichneten Mann von Paris und Bräutigam der „englischen
Schönheit?“ Wir erwarten Sie den ganzen Abend. — Kom-
men Sie her, Edith, und sagen Sie dem Plattergeiß, daß Wort-
brüchigkeit eine schlechte Gewähr ist für künftiges Glück.“

Bei dem Namen „Edith“ stutzte er, doch, unbekannt an
seine Trösterin sich wendend, fuhr er fort: „Sie mißverstehen
mich, Madame — wenn ich die Pflicht der Artigkeit versäumte,
so bedauere ich es.“

Edith's augenblickliches Gefühl war, zu erfahren, woher
das bleiche Gesicht, woher die unverkennbaren Spuren tiefer
Erregung, woher dieses Gefühl der Trennung, die sie emp-
fand, ohne sie sich erklären zu können, die wie ein unübersteig-
licher Felsen sich zwischen ihm und ihr zu erheben schien — ihre
Hand war schon dem Geliebten entgegengestreckt — da bege-
nete sie Eugeniens spöttischem Blick, wandte sich und setzte sich
auf die Ottomane, von der Eugenie sich so eben erhoben. Aber
d'Aulaire benutzte nicht den freien Platz neben ihr, er näherte
sich Edith nicht, sondern redete Fr. v. Bellincour mit traurig
erster Stimme an.

„Vor fünf Stunden machte ich mich auf den Weg hierher,
denn es gab auf Erden für mich keinen theureren Ort. Da ward
mein Cabinet durch ein solches Gedränge aufgehalten, daß es
unmöglich schien, weiter zu fahren. Ich gab die Zügel mein-
em Groom und stieg ab, um, nachdem ich die Ursache des
Auflaufs erforscht, zu Fuß hierher zu eilen. Diese Ursache
war — der Leichnam eines jungen Mannes, den vier Män-
ner auf den Schultern trugen. Er war am Ufer der Seine
gefunden worden, und sollte nun nach der Morgue gebracht
werden; eine Angehörige, die ihn schon seit gestern gesucht,

hatte ihn auf der Straße erkannt, und war, da sie den Ge-
suchten so erblickte, von Schmerz überwältigt, ohnmächtig zu
Boden gesunken. Die Menschen wußten nicht wohin mit der
Ohnmächtigen, als eine Wittve, aus der Morgue zurückkeh-
rend, das Mädchen als eine Blumenarbeiterin erkannte, welche
in einem Modemagazin beschäftigt gewesen sei. Die Ohnmäch-
tige war eine Italienerin — und sonderbar genug, erst gestern
hatte ich ihre Adresse erhalten, durch Fremde; und hoffte,
Miß Cameron für die Geschichte des Mädchens zu interessiren
— daß sie deren Namen schon längst kannte, wußte ich nicht.“
„Oh Felix, höre mich an,“ bat Edith.

„Glauben Sie mir fortzufahren. Ich brachte das arme
Mädchen mit ihrer Gefährtin in einen Mietzwagen, gab dem
Kutscher die Adresse und folgte ihnen nach dem Quartier St.
Denis.“

„Gestern in der Werkstatt eines Silberhändlers fühlte ich
mich von der außerordentlichen Schönheit einer unvollendeten
Marmorstatuette angezogen, ich fragte nach dem Künstler, der
sie geschaffen, denn sie rief mir ein Antlitz ins Gedächtnis, an
dem ich nicht, ohne es zu bemerken, vorübergehen kann. So
erfuhr ich einen Theil der Geschichte des jungen Bildhauers,
das Uebrige hörte ich von den Lippen des unglücklichen Mäd-
chens selbst.“

„Edith, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück. — Ich hörte die
Geschichte, während mein Auge auf der zerstörten Schönheit des
Jünglingsantlitzes ruhte; und als ich mich wegwandte von dem
stillen Zeugen Ihrer Sünde, Edith, da fühlte ich, daß er auch
vor mir aufsteigen müsse in einer Heimath, wohin solche Erin-
nerungen mitzunehmen nicht gut ist; daß Tage kommen müs-
sten, wo ich vor der Mörderin zurückschauend würde, die ich aus
Herz drückte. Diese hilflose Fremde, das verlassene Mädchen,
war die Schwester dessen, den ich suchte — und fand — als
zerstörtes Leichnam — die Schwester des einst so begabten und
leidenschaftlichen Hippolit Ruspini.“

Ein langer, lauter Schrei ertönte durch das kleine Vor-
zimmer, welches die Scene dieses Gesprächs gewesen, und
Edith, die unglückliche Edith, sank mit diesem Schrei an der
Ottomane nieder, von welcher sie aufgestanden. Felix hob sie
vom Boden auf, legte sie sanft auf das Sopha, strich ihre wei-
chen Locken zurück und schaute sie an mit einem Ausdruck von
Kummer, welcher keiner Worte bedurfte. Dann empfahl er sie
der Sorgfalt der Fr. v. Bellincour und entfernte sich.

„Es war vorbei! Die Welt, wie sie stets zu ihm pflegt,
suchte nach Gründen für den plötzlichen Bruch dieser Verlobung,
und alle, wie das gewöhnlich ist, waren gleich weit entfernt
von der Wahrheit.“

Wir wollen nicht lange verweilen bei Edith's Erwachen
aus ihrem todähnlichen Schwindel. Das Morgenlicht stahl
sich durch die seidene Draperie, und fiel auf welke Kränze und
halbverlöschte Kerzen, die traurige Lehre der Vergänglichkeit
des Irdischen predigten. Das einförmige Plätschern der Fon-
taine im Marmorbassin flüsterte fort und ford in suchbarer
Deutlichkeit Worte und Töne, als wären die Thaten nicht nur
dem Buch des Himmels, sondern auch den vergänglichsten Dingen
dieser Welt eingedrückt. Die jungen Zweige der Passions-
blume am Bassin (Blüthen hatte sie nicht mehr) glänzten von
Thau; ihre schöne Blüthe lag welk auf der leblosen Brust des
stillen Verehrers ihrer Schönheit, und der künstliche Kranz
dieser verhängnißvollen Blume war durch ihr Haar geschlun-
gen, und brannte wie ein feuriges Band auf ihrer Stirn.

Was war ihr jetzt die Schönheit, was die Anbetung der
ganzen Welt, was die Liebe des Geliebten? Eine stumme
Anklage stand in ihrem Herzen geschrieben, die kein Grübeln
der Vernunft, keine menschliche Klugheit zu verlöschen im
Stande war: „Wo ist Dein Bruder?“

Tage, Wochen vergingen, in denen Edith's Besinnung
wohlthätig verschleiert war und nur zuweilen aus Erinnerungen
ihrer frühesten Jugend und den Gesprüchen ihrer Mutter ha-
stete. Wie lange sie in dem verbunkelten Zimmer gelegen,
wußte sie nicht; sie hatte den Maßstab für die Zeit verloren.
Sie erwarnte endlich mit halbem Bewußtsein; das Licht drang
durch die halbhohe Thür und aus dem Nebengewäch klang das
unermüdbare Plätschern der Fontaine.

„Mutter, Mutter,“ rief das kranke Mädchen, „hörch, wie
die Welle im Kobr singt — sie singt fort und fort: die Erde ist
schön! — aber das ist ja ein Spott auf unsere Thränen. Hier
ist nur Sünde und Tod!“

Und die Fontaine schien zu antworten: „Kind, nimm
Deinen Stab, richte Dein Auge nach dem Morgenstern, er
wird Dich in das Land führen, wo Sünde und Tod Dich nimmer
ereilen. Harre aus in Geduld!“

„Mutter, Mutter, sieh, wie der Wasserstrahl im Sonnen-
schein tanzt; er wiederholt nur einen Namen und die Worte,
die meinem Herzen Muße sind. Aber der Name ist jetzt ver-
schlossen in mir, geht nicht mehr über die Lippen, das Herz, an
dem ich ruhe, hat mich verlassen, und ich bin müde, möchte
fort.“

Und die Fontaine flüsterte: „Kind, es giebt nur einen
Namen hienieden, der stets sich klingt, nur eine Liebe, die
nie erkaltet. Richte Dein Auge auf den Morgenstern und
wandre!“

„Mutter, Mutter, horch, wie die schwarzen Wogen rollen.
Sie haben den Sand von meinen sinkenden Füßen gewaschen
und ein kaltes, todt's Antlitz steht mich vorwurfsvoll an.“

Und die Fontaine sang noch immer: „Stelle Deinen Fuß
auf den Felsen, so werden die Wogen Dir nichts anhaben.
Höre nicht auf den heulenden Wind, sondern auf die Stimme,
die von Frieden spricht. Richte Dein Auge auf den Morgen-
stern und arbeite!“

„Mutter, Mutter, die Welt ist ein ermüdender Aufenthalt,
und wer wird mich lieben, da Du nicht mehr hier bist? Ich
sehne mich fort von hier!“

„Die Herzen der Betrübten werden Dich lieben,
die Füße der Schwachen werden Dir folgen, sünden-
beladene Seelen werden Dich segnen. Harre, hoffe
und wirke! Richte Dein Auge auf den Morgenstern und
schreite rüstig vorwärts!“

Als bei einem Hoffeste in St. James die glänzende Ver-
sammlung vor den Augen der Zuschauer Revue passirte, hörte
ich, wie eine Dame ihre Gefährtin in französischer Sprache auf
den Marquis d'Aulaire und seine Braut aufmerksam machte.

letzten Strahl der Sonne, welche jetzt hinter den hohen Häu-
fern verschwand. Dämmerlicht herrschte im Stübchen, doch
rastete Marietta nicht eher, bis die zunehmende Dunkelheit
jede Arbeit unmöglich machte. Sie trat ans Fenster, lehnte
die Stirn an die Fensterscheiben — ihre Schläfe klopften
wie im Fieber und langsam floß Thräne um Thräne unter den
müden Augenlidern hervor. Die letzten rothen Strahlen der
untergehenden Sonne waren verschwunden, und durch das
Dunkel des Himmels blickten einzelne Sterne auf die Erde
hinab. Da hörten Marietta's Thränen auf zu fließen, es
war ihr, als schaue der Vater droben voll barmherziger Liebe
sie, die Einsame, an, und Muth, Ruhe und Kraft kam zurück
in ihre Seele, gegen deren wahren, frommen Glauben schon die
Verzweiflung die drohende Hand erhoben.

Es war ein rührender Contrast — dieses Mädchen — ge-
gen das, welches wir kaum ein Jahr früher in dem Dachstüb-
chen gesehen haben, mit leuchtenden Augen, elastischen Bewe-
gungen, bei seiner Arbeit ein Liebchen trällernd. Damals hatte
sie mit freudigem Muth den Kampf mit der Welt begonnen.

Wie war sie jetzt so verändert; das dunkle, früher so wohl
geordnete, glänzende gescheitete Haar hing lose an den Schlä-
fen herab; die erhikten in der kalten Abendluft zu fühlen hatte
sie es hastig zurückgestrichen und ihre eingefallenen Wangen
schienen geisterhaft bleich auf dem dunklen Hintergrund des
reichen, wallenden Haars. Nachwachen und geträufelte
Hoffnung, das schlimmste aller Leiden, hatten Marietta's
Jugendblüthe zerfüßt; doch obgleich müde an Leib und Seele,
war sie nicht befelegt und — kämpfte weiter.

Pflichtlich fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter — und
der junge Bildhauer stand vor ihr. Er zündete sogleich die
kleine Lampe an, beleuchtete mit ihrem matten Schein der
Schwester Gesicht, wie um den Ausdruck desselben genauer be-
trachten zu können.

„Du bist krank, Marietta!“
„Es ist Nichts,“ antwortete sie, zu lächeln versuchend;
„der Kopf ist mir schwer, ich bin müde vom Wachen.“ (Daß
sie seit 24 Stunden Nichts gegessen, sagte sie nicht.) „Ruhe wird
mir gut sein!“

„Ruhe!“ sagte der Jüngling traurig, indem er mit der
magern, zitternden Hand das Haar von ihrer bleichen Stirn
zurück strich. „Die werden wir bald haben! Warum habe ich
Dich mit hierhergebracht, um ein Opfer meines wahnstümigen
Ehrgeizes zu werden? Vergieb mir, Du, meine geduldige,
treue Freundin im Unglück. Ich hoffe, die Erfolge meiner
Kunst sollten Alles gut machen, was Du für mich gelitten. Ja,
sogar, als das hartherzige Weib Dir Deinen fargen Lohn ent-
zog, weil Du daneben noch etwas für mich zu erwerben such-
test, dachte ich: „Mag es sein, es ist ja nur für kurze Zeit, bald
werde ich ihre Liebe reichlich vergüten können.“

Aber die'ser letzte Schlag war zu hart. Mein letztes Werk,
woran ich mit Herz und Hand und Seele gearbeitet, weggenom-
men von dem rohen, unbarmherzigen Mann, noch ehe ich es
zur vollkommenen Vollendung bringen konnte! Mein letztes,
mein schönstes Werk! ... O, daß in schöner Hülle so grauame
Herzen wohnen können! Einer von den Juwelen, welche an
Miß Cameron's Hals oder Arm glänzen, hätte uns vor Man-
gel und vor — Verbrechen bewahrt!“

„D, Hippolit, sprich nicht von Verbrechen — müßtest Du
denn Armuth so nennen!“

„Nun ja, ist es nicht so . . . ? Sieh mich einmal an,
Marietta, wie sonst — küsse mich, Schwester!“ Er sah ihr
voll ins Gesicht und erschraf über die krankhafte Blässe des-
selben.

Ihre Thränen begannen aufs Neue zu fließen, als sie den
Ausdruck der Angst in Hippolit's Zügen bemerkte. Monate
waren vergangen, in denen er, mit seinen Plänen und Träu-
men beschäftigt, nicht bemerkt hatte, welche Verwüstungen das
Glenb in dem Wesen des sanften klaglosen Mädchens angerich-
tet. Wieder und wieder presste er seine Lippen auf ihre Stirn,
machte sich dann ans ihnen ihn umfangenden Armen gewaltsam
los und stürzte auf die Straße hinaus.

Der Mond war über die dunklen Häusermassen emporge-
stiegen, als Hippolit — zum zweiten Mal — heut — im Hotel
Bellincour seine dringende Bitte anbrachte — und zum zweiten
Mal — abgewiesen ward. Lichterglanz schimmerte durch
die verhängelten Fenster, der Klang der Musik und frohes Lachen
drang in sein Ohr.

„Ich suche Euch Allen!“ rief der Italiener, seine Hand
drohend gegen das Haus erhebend. „Ich suche Euch Allen,
Ihr Reichen und Fühllosen, die ihr vom Herzblut der Armen
lebt, die für Euren Luxus arbeiten. Das wilde Thier des
Waldes ist barmherziger, es tödtet doch nur das Leben, aber
Ihr mordet Alles, was gut und schön, was edel und heilig in
uns“, damit wir nicht stolz, ungebeugten Hauptes vor Euch
stehen sollen. Und Dir — Weib mit dem kalten und grausamen
Herzen — und doch so schön —“ sagte er mit sanfterer Stimme
hinzü — „so wunderbar schön, kannst Du den Fluch eines ge-
brochenen Herzens fühlen? Fluch! — o nein! Ich kann Dir
nicht fluchen — es ist ja nicht Sünde, so schön zu sein — aber
— Dein gebrochenes Wort kostet uns das Leben! — O,
Verzweiflung! ... Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und
sank auf die Treppenschufen des Hauses nieder, schwach von
Mangel und Aufregung.“

„Was wollen Sie hier?“ fragte die rauhe Stimme eines
Dieners, welcher seine Hand auf die Schulter des jungen Künst-
lers legte.

„Verhungern!“ war die kurze Antwort.
Doch, von der Hand des Fragers sich losmachend, stand er
auf und ging ohne Säumen den Weg nach dem Pont d'Isle.
Die dunklen Wellen der Seine stuheten zu seinen Füßen, und
schienen ihm ihr kühles Bett darzubieten, worin er Vergessen
aller Leiden und das Ende seines Kummers finden sollte. Kein
Stern glänzte mehr am nachtschwarzen Himmel, kein Laut war
zu hören als der Ton verworrender Luft in der nahen Schenke.
Er betrat die Brücke, beugte sich über den Strom — das Bild
seiner frommen Schwester schien aus den Wellen emporzusteigen
und ihn hinwegzulenken zu wollen von seinem sündhaften
Vorhaben — zum zweiten Male überschritt er die Brücke, stand
still an der Barriere — die Hand im Busen stand er sinnend
da, ach, kein sanftes Schwesterbild stand ihm jetzt zur Seite,
ihn vom letzten wahnstümigen Schritt zurückzuhalten. — Einige
laute, hastige Schritte ballten durch die stille Nachtluft — der
Fall eines Körpers im Wasser — dann — Alles still!

Eifrig folgte ich den Bezeichnungen der Dame und sah das wohlbekannte Antlitz des Marquis, doch bleich und gealtert von Sorgen. Ich betrachtete diese Frau, sie hatte ein ernstes, offenes Gesicht, sanfte liebevolle Augen — aber sie war nicht schön; es war nicht Edith Cameron.

Nur wenig bleibt noch zu erzählen. Marietta genas unter sorgfamer Pflege Paulinens und ihrer Mutter, und ging dann zurück nach ihrem geliebten Italien. Alles, was Reichtum und Einfluß zu ihrer Unabhängigkeit thun konnte, geschah von Seiten eines unbekanntes Fremdes. Und als die Wittve Pérot endlich nach langer Krankheit starb, vergalt die Italienerin die ihr in Erbschaft erwiesene Liebe und nahm Pauline zu sich nach dem schönen Toscana. In Florenz auf dem Schilde eines freundlichen Ladens liest man die Worte: Ruspini & Pérot, Artistes en fleurs.

Edith erkrankte vom Krankenbett als ein gänzlich verändertes Wesen; die festgewurzelte Krankheit ihrer Seele konnte nur durch ein verzweifelt Mittel ausgerottet werden; wohl war das Schwert in ihr Herz gedrungen, aber neues Leben ging darin auf.

In der kleinen Besetzung zu Richmond, welche durch General Lindsay's Tod ihr eigen geworden, lebte sie lange Jahre hindurch. Tochter eines Soldaten, und durch das Vermächtniß eines Soldaten reich geworden, fühlte sie sich verpflichtet, diesen Reichtum zum Besten der Nothleidenden zu verwalten. Bei den Wittwen und Waisen der Soldaten war sie wohl bekannt.

Unter den edlen Frauen Englands, welche das Vaterland verlassen, um auf dem fernem Kriegsschauplatz verwundete Krieger zu pflegen, war eine, deren stille Selbstverleugung und unermüdete Geduld ihr von ihren Landsleuten sowohl als von den Verblüdeten manchen segnenden Dank sterbender Lippen eintrug. Mit dem dicht anliegenden Häubchen bedeckt, sah man das ernste, milde Haupt sich über die Kranken neigen, und ihr graues Sergekleid bewillkommnete die Fieberkranken in den Lazarethen von Balacava und Scutari stets mit Freudenthränen.

Dort ist ein Grab, in dessen Stein Datum und Name roh gemeißelt zu sehen sind — und das genügt. Das Andenken derer, welche die Freude des Wohlthuns kennen lernten und Segen spendend über die Erde gehen, bedarf keines prächtigen Denkmals. Ihr Name steht geschrieben in den liebenden Herzen derer, welche, sie schmerzlich entbehrend, zurückbleiben; und so lebt auch der Name fort: Edith Cameron. [2416]

Der Verlust des Haares ist ein beklagenswerther und rechtfertigt vollkommen jegliche Mühe, welche angewandt wird, ihn zu vermeiden oder zu ersetzen, sobald diese Mühe nicht auf Anwendung von Quacksalbereien hinausgeht, welche im besten Falle weder schaden noch nützen.

Das Haar zu pflegen, es sorgfältig zu behandeln, ist jedenfalls das geeignetste Mittel, es lange zu erhalten, nur muß bei der Pflege auf die Natur des Haares Rücksicht genommen

Deles kann man dieser Pomme den Duft, welchen man vorzugsweise liebt, geben.

Den Haaren vortheilhafter als Pomme ist jedenfalls der Gebrauch frischen Deles, namentlich des Macassar- oder Mandel-Deles, da es weniger das Haar übersättigt, und ihm Glanz verleiht, während die Pomme es nur fett erscheinen läßt.

Reinlichkeit ist bei der Pflege der Haare, wie bei der des ganzen Körpers, Hauptbedingung, und sorgfältiges Kämmen und Bürsten zur Erhaltung und Schönheit desselben nothwendig. Dennoch kann auch hier des Guten zu viel gethan werden.

Das rechte Maß der Sorgfalt ist, die Haare Morgens nach dem Aufstehen und Abends vor dem Schlafengehen, zuerst mit einem weiten, dann mit einem engen Staubkamm durchzukämmen, und sie darauf mit einer nicht zu scharfen Bürste noch völlig zu reinigen und zu glätten.

Hestiges Ausdrücken des Kammes ist dem Haarwuchs nicht vortheilhaft, weil es die Kopfhaut überreizt. Höchst schädlich ist das straffe Binden der Haare, eine Thorheit, welcher die Mode früherer Zeit mehr Vorhub leistete, als die heutige, welche den Frauen gestattet, das Haar ungebunden zu tragen. Wer sich jedoch vom Binden des Haares nicht lossagen mag, bediene sich dazu schwarzer oder braunseidener Plattschmür, welche durch ihre Elasticität besonders dazu geeignet ist.

Die sehr kleidende Tracht der Locken veranlaßt hier und da wohl noch eine Dame zum Brennen des Haares, allgemein ist es nicht mehr — zum Vortheil manches schönen Kopfes, welcher durch das Brennen der Haare um den natürlichen Glanz und die schöne Farbe derselben gebracht würde.

Fast allgemein herrscht der Glaube, daß häufiges Verscheiden der Haare den Haarwuchs befördere. Die ersten Versuche scheinen immer diesen Glauben zu bestätigen, doch die Erfahrung hat bewiesen, daß gerade der anfangs durch oftmaliges Verscheiden der Haare forcirte Haarwuchs die Kraft der Kopfhaut erschöpft und frühzeitig graues Haar und kahle Stellen veranlaßt. Um so wichtiger für die Gesundheit der Haare ist es, von Zeit zu Zeit die Spitzen derselben zu verscheiden, weil in diesen ein kleines, uns freilich unsichtbares Insekt, die Haar- motte, ihr verheerendes Werk beginnt, die Haare unten spaltet, ihr ferneres Wachsthum hindert und endlich ihr Absterben und Ausfallen verursacht. Das Abschneiden der Haarspitzen geschieht stets alle vier Wochen einmal und zwar bei zunehmendem Monde.

Nach schweren nervösen, oder Kopf-krankheiten pflegen die Haare gewöhnlich auszugehen.

Aus Furcht, auf diese Weise alles Haar zu verlieren, greifen Manche zu dem Mittel, den Kopf ganz glatt scheeren zu lassen, doch nicht immer hat dieses Mittel den gewünschten Erfolg. Häufig wächst in diesem Fall das Haar nicht mehr wieder; dieser Unannehmlichkeit auszuweichen, ist es rathsam, durch größte Reinlichkeit, namentlich fleißiges, sanftes Bürsten das noch gebliebene Haar zu kräftigen, und die Kopfhaut wieder in Thätigkeit zu versetzen, welche sich durch erneuten Haarwuchs kundgibt.

Unschöne Haarfarbe, oder das Ergrauen des Haares zu verbergen, erfand die Eitelkeit unserer Vorfahren den Puder; einzelne Versuche, ihn heut wieder in sein altes, längst verlorenes Recht einzusetzen, sind, dem bessern Geschmack unserer Zeit sei es gedankt, erfolglos geblieben; dagegen werden um so häufiger jetzt Färbemittel gebraucht, um die Wirkungen der Jahre oder die Ungunst der Natur zu verdecken. Es wäre Pedanterie, das Färben des Haares in allen Fällen tabeln zu wollen, doch da die meisten Färbemittel auf irgend eine Weise schädlich wirken, so enthalten wir uns jeglicher Angabe derselben.

Aus rothem Haar braunes zu machen, genügt es, jeden Abend vor dem Schlafengehen das Haar mit reinem Wallnußöl einzureiben. Dieses natürliche und ganz unschädliche Mittel überhebt des im besten Fall mühsamen und lästigen Gebrauchs künstlicher Färbemittel, deren glücklicher Erfolg stets von vielen Bedingungen und Zufälligkeiten abhängt.

Einen durch Krankheit oder Alter kahl gewordenen Kopf durch eine Tour zu bedecken, ist, bei der heutigen Vollkommenheit dieser Haartouren, sowohl aus Gründen der Aesthetik als der Gesundheit, vollkommen zu rechtfertigen, nur muß das künstliche Haar mit Vorsicht und Klugheit gewählt werden. Vorzüglich möchte man alte Personen, Herren wie Damen, warnen, eine bunte Perrücke zu tragen; dieser Mißgriff verjüngt keinesweges, sondern läßt das mit weißen Haaren ehr-



Victoria, Kronprinzessin von England.

Victoria, Kronprinzessin von England.

Wir wollen nicht unterlassen, unseren Leserinnen das wohlgetroffene Portrait der fürstlichen Jungfrau vorzulegen, welche, als die jetzt officiell erklärte Braut, als künftige Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, gleichsam schon Mitglieb unseres Königreiches geworden, und als solches unser Interesse in erhöhtem Maße beansprucht.

Die im Januar k. Z. angelegte Vermählungsfeier wird uns Gelegenheit geben, durch ausführliche Beschreibungen, von Illustrationen begleitet, unsere Leserinnen zu Theilnehmerinnen der damit verbundenen Festlichkeiten zu machen.

Eben so werden wir, sobald der Troussau der Prinzessin in London aufgestellt ist, so weit der Raum unseres Blattes gestattet, darüber Berichte erteilen. [2482]

Das Haar.

Wie weit wir auch in die Geschichte gebildeter Völker, sowohl der Neuzeit, als des Alterthums, zurückgehen, stets werden wir zu bemerkenswerthen Gelegenheiten haben, daß das Haar als ein wesentlicher Theil menschlicher, namentlich weiblicher Schönheit betrachtet, als solcher häufig mit größter Sorgfalt gepflegt wurde, und nicht mit Unrecht! Ist das Haar doch der schönste, natürliche Rahmen für das Menschenantlitz, mag es nun in schwarzen, braunen, oder goldblonden Locken ein jugendliches Gesicht umgeben, oder, vom Hauch der Jahre gebleicht, ein Greisenantlitz verschönern.

werden, welche keinesweges durchgängig gleich ist. Manches Haar, von Natur trocken, bedarf zum Wachsthum und zur Erhaltung der Einreibung mit öligen Substanzen, anderes hingegen erscheint auch ohne diese Nachhilfe vollkommen glatt und glänzend; es ist daher nothwendig, will man die rechte Behandlungsweise des Haares finden, die Eigenthümlichkeit desselben zu beobachten, wie es überhaupt zur Erhaltung der Gesundheit im Ganzen nothwendig ist, unsern Körper, mit andern Worten die physische Natur unsers Ich mit ihren individuellen Forderungen zu studiren, welche möglicherweise ganz abweichend von denen sein können, welche das Wohlsein Anderer bedingen.

Bei Kindern häufig Pomme oder Haaröl anzuwenden, ist in keinem Fall rathsam, weil es dem Wachsen der Haare hinderlich ist, und demselben die vielleicht schöne natürliche Farbe nimmt.

Sollen Pommeden oder Dele nützlich wirken, so müssen sie vor Allem frisch sein, was bei den in Parfümeriehandlungen gekauften nicht immer der Fall ist. Um hierin sicher zu gehen, ist es besser, dem Gebrauch solcher Pommeden gänzlich zu entsagen, und sich entweder frisch ausgepressten Mandelöles zu bedienen, oder eine Pomme aus frischem Hindsmark oder aus frischem Schweinefett selbst zu bereiten.

Obgleich die letztgenannten Pommeden sehr bekannt und verbreitet sind, wollen wir doch an dieser Stelle nicht verschleßen, die Art ihrer Bereitung zu wiederholen, für den Fall, daß sie einigen unserer Leserinnen unbekannt geblieben sein sollte.

Frisches Hindsmark oder ungesalzene Schweinefett wird in einem irdenen Gefäß über das Feuer gestellt; wenn es zerflüssigt, gießt man etwas Mandelöl hinzu, rührt es wohl durcheinander, thut es dann in ein anderes Gefäß und läßt es erkalten. Durch Hinzufügen einiger Tropfen wohlriechenden

Original-Musik des Bazar.

L' Amaranthe.

G. Werny.

Tempo di valse.

würdige Alter eitel und kokett, und in Folge dessen entweder lächerlich, oder widerwärtig erscheinen.

Häufiges Transpiriren des Kopfes macht das Haar leicht grau, eben so, häufiges Waschen und Baden des Kopfes, daher ist bei See- und Sturzabändern das Tragen einer Kappe von Wachstaffet zu empfehlen.

Ist das Haar durch Transpiration oder den Einfluß des Wassers dürr und bleich geworden, so muß man nie versäumen, ihm durch Anwendung von Del die verlorne Schmiegsamkeit und Farbe wieder zu geben.

Den Haaren eben so wenig nützlich ist der gänzliche Mangel an Transpiration, welcher Schuppen erzeugt, die Kopfhaut durch Verstopfung der Poren spröde macht, den Kopf selbst beschwert und sogar für die Augen läbliche Folgen hat. In solchen Fällen ist zu rathen, durch künstliche und eigentlich doch sehr einfache Mittel Transpiration zu erzeugen, indem man in der Nacht über eine Haube von Leinwand eine von Wachstaffet setzt und darüber den Kopf mit einem Tuche verbindet. Dieses Mittel jedoch öfter als einmal im Monat anzuwenden, ist nicht rathsam.

Schließlich mögen hier noch einige, den Haarwuchs befördernde Mittel eine Stelle finden: Aechtes Macassaröl;

wirkliches Bärenfett; frisches ungesalzenes Schweinefett mit Himbeeren; im März gesammelte, zerdrückte und mit Rindsmark gekochte Pappelnospen, und Schweizer Kräuteröl.

Nicht immer sind es körperliche Krankheiten, welche das Haar bleichen, oder uns ganz dieses Schmuckes berauben. Leiden der Seele, Schreck, dauernder Gram, angestrengtes Denken sind es eben so häufig, welche ihre zerstörende Hand legen an dieses Attribut der Jugend und Kraft, das Haar. Im Ganzen sieht man jetzt wenig Greise und Matronen mit vollem Silberhaar, und doch ist es ein so schöner Anblick, der schon der Seltenheit wegen zuweilen den blühender Jugend aufwiegt.

Einer noch jugendlichen Frau, deren Haar frühzeitig ergraut, kann man wohl vergeben, wenn sie zu einem Färbemittel ihre Zuflucht nimmt, doch einer Greisin mit Silberhaar — nimmer!

Es liegt eine hohe Poesie in der Erscheinung eines mit Ehren ergrauten Menschen, schöner als die Legende vom Haar Simson's des Starken, und lehrreicher als die liebliche Mythe vom Haar der ägyptischen Königin Berenice, welche es auf dem Altar der Aphrodite opferte, und das die Götter zu den Sternen erhoben, wo es als Sternbild glänzt. [12433]

Höchstes Glück.

Um die Frau mit ihrem oft harten, ungerechten Loos zu verböhnen, gab Gott in seiner Güte ihr ein Glück, so tief, so heilig, eine so reich blühende Rose, die sie für alle Dornen, die sie sonst verwunden, tausendfach entschädigt. Als eine Knospe, unbewußt schlummernd, als einen kleinen, lieblichen Engel legte er ihr das Kind an das Herz und mit ihm entsprang ihr eine Quelle reiner, beseligender Freuden, tiefer Sorgen, heißer Schmerzen. Aber je größer die Sorge, je tiefer der Schmerz, je inniger die Liebe. Mutterliebe, die wahre, echte ist ein Diamant, der eben am hellsten im Dunkel strahlt. — Wer vermöchte sie ganz zu fassen und auszudrücken diese Aufopferung, diesen Reichthum herzinniger Liebe, nie endender Milde und Vergebung vereint mit heilsamer Strenge! Mutterliebe, Mutterglück ist der reichste Segen, das wahrste, reinste, dem Göttlichen ähnlichste Gefühl, das uns Sterblichen beschieden ist.

Sophie Berena.

Lilien und Rosen.

Wer kennt nicht Heine's schönes Lied von der Wasserlilie:

Die schlanke Wasserlilie
Schaud träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichthem Liebesweh.

Diese Lilien, auf den dunklen Wassern schwimmend, haben alle etwas Träumerei-Märchenhaftes; und es scheint so natürlich, daß von ihnen die Sage geht: Sie brächten Unglück dem, der eine solche Blume mit nach Hause nimmt. Aber auch die schöne, starkduftende Gartenlilie hat etwas Eigenheimliches an sich; ihr Duft ist betäubend. Und mag es auch die Blume der Unschuld sein, mag es auch heißen: „Weiß und rein wie die Lilien des Jeldes“; es ist auch zugleich die Blume des Todes. Es ist, als ob in der Blume ein geheimnißvolles Weh verborgen liege; als wenn der Engel (und bekanntlich soll ja in jeder Blume ein Engel wohnen), der in dem Kelche der Lilie schwebt, ein Engel sei ausen, aber in dem Kelche der Lilie schwebt und stille Liebesweh gestorben. Gewiß! nicht allein der Duft der Lilie ist betäubend und bringt Krankheit oder wohl gar den Tod herbei, wenn man sie des Nachts im Zimmer behält; nein! aus dem Kelch schlüpft jener Engel — und setzt sich auf die Brust des Ruhenden, flüstert, singt und klagt — bis bange Träume des Schlafenden Brust beben machen, bis ein unendliches, namenloses Weh dieselbe durchzieht — und die Thränen aus dem Auge bringen. Der Tag verschleucht die Gedanken nicht, immer banger, immer weher klopf die Brust — bis die Wangen bleich wie Lilien werden, bis der Engel des Todes mit seinem Lilienstabe die Lebensflamme löschet.

Im Kloster Corvei fand jedesmal der Mönch, den der Tod sich zum Opfer erkoren, drei Tage vor seinem Scheiden eine Lilie auf seinem Betspulte liegen. Jeder kannte dort die Mahnung des Todes, wußte, was die Blume, von Geisterhänden hingelegt, zu bedeuten hatte — und bereitete sich auf sein Ende vor.

Der Bursch, der sein Lieb begraben, oder sonst auf andere Weise für immer verloren, der singt:

Statt Rosen auf dem Wanderhut,
Sind weiße Lilien für mich gut;

und schreitet traurig in die Ferne hinaus.

Die Wasserlilie aber, die auf ihren großen, dunklen Blättern geheimnißvoll durch den See ruhet:

Die senkt verschämt das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n;
Da sieht sie zu ihren Gefellen
Die armen blaffen Lilien'n.

Wie so ganz anders ist es doch mit der Rose!

Keine Blume ist mehr geliebt, gepflegt und bewundert worden, als sie. Zu allen Zeiten, bei allen Völkern hat dieselbe ihre eifrigsten Bewunderer gefunden, die Dichter haben sie besungen und Alt und Jung es nicht verschmäht, sich selbst oder ihre Umgebung mit Rosen zu schmücken.

Im Alterthum der Aurora geweiht, verkündet auch heut noch ihr Naben Freude; wo die Liebe sie spendet, ist's als ob die Morgenröthe des Glückes zu tagen beginne, als ob die Sonne himmlischer Wonne im Aufgehen begriffen sei. — Ohne Rosen ist die Liebe nicht denkbar; mag es nun die einfach wilde Heckenrose, oder die lieblich schöne, mit dichtigem Moos umhüllte sein. Ueberall ist sie, was die Lerche unter den Vögeln ist, — ein Votz, der von schöneren, zukünftigen Tagen spricht, der uns mahnt, die Sorgen zu bannen und der Freude zu leben. Nothe Rosen bedeuten Glück, während die weiße ein Sinnbild der Trauer, ein Schmuck des Todes ist.

Im Alterthum war die weiße Rose dem Gotte der Verschwiegenheit geweiht. Bei Gastmählern, Gesellschaften und heimlichen Zusammenkünften hing eine weiße Rose an der Decke des Gemachs. Was unter dieser Blüthe gesprochen wurde, es blieb geheim; kein Mund trug es weiter, das Wort ruhte wie in einem Grabe. — Legen auch wir vielleicht deshalb noch heut den Gestorbenen weiße Rosen auf die Brust? Zum Zeichen, daß auch hier so manches Geheimniß mit zu Grabe gegangen sei? Eine Mahnung, der Schwächen, der Fehler des Verstorbenen nicht mehr zu gedenken?

Als einst, nach hartem Noose,
Vor Liebe brach ein Herz,
Zum Erben die Rose
Stieg wohl aus Grab und Schmerz.

Als Maria, die Mutter des Herrn, die Linnen des Kindes gewaschen, da legte sie dieselben zum Trocknen aus auf eine Dornhecke. Englein kamen und hielten Wacht, bis die Sonne, die seit jener Zeit nie zögert des Samstags, und wäre es nur für einen Augenblick, zu scheinen, die Linnen getrocknet hatte. Maria hob dieselben von der Hecke — und siehe, wo die Linnen gelegen, fehlten den düsteren zwischen den Dornen hervor die schönsten Rosen. Auch in der Dornenkrone, die dem Heiland geflochten wurde, fehlten die Rosen nicht. Weßk, mit den Dornen zugleich, fielen sie zur Erde. Unbeachtet lag die Dornenkrone, bis der Herr am Osternmorgen aus dem Grabe stieg. Was ihm geheißen, sollte auch den welken Rosen werden; sie sollten zu neuem Blühen ersehen. Der Heiland hob sie auf, er hauchte sie an — die Rosen erblühten auf's Neue wieder — aber statt der rothen Rosen blühten weiße nun. Und wie lieblich schön ist die Sage von den Rosen zu Jericho! Zum ersten Mal erblühten dieselben an den Stellen, die Maria's Fuß auf ihrer Flucht nach Aegypten betrat. Schwarz, unscheinbar, wie verweilt, kann man sie Jahrhunderte lang in einem Schrein oder in einer Kapsel verborgen halten. In warmen Wein gestellt, erblühen sie auf's Neue wieder. Ist der Wein erkaltet, ist auch das Blühen dahin. Das ist die ächte Blume der Erinnerung. In der Erinnerung blüht das entschwundene Glück der Liebe noch ein Mal wieder; es haucht uns an, wie Himmelschau; die Erinnerung erkaltet, das letzte Abendroth der Liebe schwindet; die Blume des Glückes, die Königin der Blumen ist entblättert.

Die besten Dichter aller Nationen haben von Rosen gesungen; keiner aber lieblicher und schöner als unser deutscher Sängler Ernst Schulze in seiner bezauberten Rose.

Wohl ist es schön, wenn auf den duft'gen Höhen
Der Frühling treibt in Gras und zartem Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rothe Beere schaut:
Doch ist die Rose am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht wie eine junge Braut,
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß Alle jetzt auf sie nur seh'n und zeigen.

Wie viele Herzen wurden von dieser lieblichen Dichtung entzückt; wie viele werden dieselbe noch mit Begeisterung lesen! Das ist der Preisstein ächter Dichtung! Das wahrhaft Gute schwindet nie!

Jetzt werden, scheint es, die Rosen nicht mehr so geachtet und gepflegt, als dies ehebem der Fall gewesen; man liebt mehr die prahlenden Cactusblüthen, man feiert keine Rosenfeste mehr, schmückt nicht Kirche und Haus mit Rosen wie ehebem; aber dennoch ist die Rose nicht vergessen! Das bescheidene Monatsröschen findet sich häufig noch, ämsig gepflegt von zarten Händen, und die Moosrose, diese Krone der Rosen, ist auch heute noch der schönste Schmuck der Gärten. Im Orient freilich ist die Rose noch immer die Hauptblume, die Blume der Liebe und der Freude; abgesehen davon, daß ihre Blätter zur Erzeugung des köstlichen Rosenöls benutzt werden. In Ungarn verschmäh't ehebem die Damen der höheren Stände es nicht, mit Zweigen echter Rosen hinauszuhändigen, um die Stämme der wilden Heckenrose auf der Höhe zu oculiren. Ueberall in Europa, Asien, Afrika und Amerika findet sich die Rose; nur am Aequator gedeiht sie nicht, und in Australien hat man dieselbe bisher vergebens gesucht.

Die Lilie spricht: „Ich bringe
Nur Weh' und Schmerz der Brust;“
Die Rose lacht: „Ich singe
Von Liebe, Glück und Lust.“

Die Lilie, meine Schwester,
Die weiß nicht, wie man's macht,
Daß Herz und Mund und Auge
Vor inn'rer Freude lacht.

Ich habe mir erkoren
Zur Freundin die Nachtigall,
Die weiß mein Sehnen zu deuten,
Die singt es überall.“

Die Schwester schlüttelt das Köpfchen:
„Wie süß ist selbst der Schmerz,
Wenn Liebessehnen und Wehmuth
Durchschauert ganz das Herz.“

Ich säule mit den Blüthen,
Ich streue aus den Duft;
Bis man die Frühgestorbne
Hinab senkt in die Gruft.

Als eine gebrochne Lilie
Ruht sie im Grabe auch;
Ich trag' die Seele der Schwester
Zum Himmel im Blüthenhauch.“

So tönt's aus dem Lilienkelche;
Die Rose glüht überall.
Für wen singt im Gebüsch
Sehnend die Nachtigall?

[2374]

B.

Die feste der Chinesen.

Das bedeutendste öffentliche Fest in China ist das Neujahr. Beim Eintritt des Neumondes im Februar, wenn die Sonne den 15. Grad des Wassermanns erreicht (Jahresanfang bei den Chinesen), werden alle Verwaltungslocale auf 6 Tage geschlossen. Am letzten Abend des zu Ende gehenden Jahres wird bis Mitternacht gewacht, und zu dieser Stunde beginnt unbeschreiblicher Lärm von Raketen und Schwärmern; Freudenfeuer leuchten aller Orten, und die Luft ist durch zahllose Feuerwerke in dieser Nacht mit Salspeterdampf erfüllt. Von Mitternacht bis zum Morgen werden die heiligen Gebräuche der Kirche geübt, die Häuser zum Feste vorbereitet, alle Wohnungen gesäubert und geschmückt, und die Altäre der Hausgötter mit großen Schüsseln und Basen von Porzellan decorirt, welche den duftenden Kürbiss, die ungeheure Citrone (Hand des Boubha oder Jo genannt) und Narcissen enthalten. Am zu dieser Jahreszeit Narcissen zur Blüthe zu bringen, legen die Chinesen frühzeitig die Knollen dieser Blume in Töpfe, die mit reinem Kiesel und Wasser gefüllt sind.

Am frühen Morgen des ersten Neumondtages drängen Menschenmassen sich in die Tempel. Jeder hat seine besten Kleider angelegt, Bekannte und Freunde besuchen einander; Herrschaften erkennen an diesem Tage ihre Diener kaum wieder unter der prächtigen Kleidung. Auf allen Straßen und Plätzen sieht man sich krümmende Rücken, halbgebogene Kniee, und die affectirten Verbeugungen Derer, die solche respectvolle Höflichkeiten empfangen. Die den Chinesen eigenthümliche grenzenlose Artigkeit ist in allen diesen Bewegungen ausgeprägt. Die großen Glückwunschkarten, welche die Chinesen bei Gelegenheiten des neuen Jahres sich zuschicken, sind mit einem Holzschnitt geschmückt, der die drei für den Chinesen größten Glücksgüter bildlich darstellt: einen Erben, in Gestalt eines Kindes; Rangeshöhung, durch einen Mandarin bezeichnet, und langes Leben, dargestellt durch einen Greis, welcher einen Storch neben sich hat.

Während der drei ersten Tage des Jahres wird es als unheilbringend, wenn nicht als verbrecherisch betrachtet, andere als die durch die Tagesbedürfnisse bedingten Arbeiten zu verrichten; Manche lassen sogar zwanzig Tage hingehen, ehe sie ihre gewöhnlichen Geschäfte wieder beginnen.

In jedem Hause stehen Tassen mit Thee und Bethel bereit, und werden den Besuchenden angeboten.

Damit nichts die allgemeine Ruhe stören könnte, werden in den letzten Tagen des Jahres alle rückständigen Schulden bezahlt. In dieser Zeit eine Rechnung unbezahlt zu lassen, gilt für eine solche Schande, daß man Summen zu hohen Zinsen annimmt, um nur die bekannnten Gläubiger befriedigen zu können.

Die Neujahrsgeschenke der Chinesen bestehen in Näschen, seltenen Früchten, Bonbons, gutem Thee, zuweilen auch in selbigen Stoffen zur Kleidung. Bei der Uebersendung wird die Liste der Geschenke, auf rothem Papier geschrieben, hinzugesagt. Der Empfänger giebt dem Ueberbringer dieselbe Liste zurück, nachdem er die Worte darauf geschrieben: Mit Dank empfangen. Viele der gesendeten Gegenstände zurückzuschicken, ist eine unverzeihliche Beleidigung; doch wenn sie zu prächtig sind, fahmt man eine Auswahl treffen und die zurücksendenden, welche man nicht behalten zu können meint. In diesem Fall wird auf die Rückseite des Zettels geschrieben: „Perken nicht angenommen —“ „Thee nicht angenommen —“ u. s. w.

Im ersten Monde des neuen Jahres feiern die Chinesen das Lampenfest, und entwickeln bei dieser Gelegenheit viel Geschmack und Phantasie in der Erfindung eleganter und wunderlicher Lampen oder Laternen. Diese Laternen sind entweder von Seide, von Papier, von Horn oder von Glas, und zuweilen mit Figuren galoppirender Reiter geschmückt, welche sechsen oder sonstige Spiele treiben. Diese Figuren laufen oder scheinen vielmehr zu laufen, denn die Wärme der Lampe ist als bewegende Kraft benutzt, ein Rad zu drehen, auf das jene Gestalten gemalt sind. Das Ganze gewährt einen überraschend hübschen Anblick.

Ueberhaupt sind die Kunstwerke der Chinesen reich an beweglichen Figuren. Das hübscheste Stück in diesem Genre ist eine runde Schachtel, welche eine Menge in kleinen Raum zusammengedrückter Figuren enthält, die nach und nach herauskommend, auf eine Schnur gleiten und so lange in steter Bewegung daran hängen bleiben, bis das letzte der in der Schachtel oder Trommel enthaltenen Stücke erschöpfert hat. Auch Schiffe von Papier verfertigen die Chinesen anzufertigen, welche sehr gut auf dem Wasser schwimmen.

Das Fest des Ackerbaues wird nicht lange nach dem vorhergenannten gefeiert. Der Gouverneur jeder großen Stadt begiebt sich in Pong nach dem Thore, welches nach Morgen liegt, um den Frühling zu empfangen. Der Frühling wird in dieser Procession durch das kolossale Standbild eines Säufelns aus Thon repräsentirt. Blumengeschmückte Kinder, auf Säufeln getragen, stellen mythologische Figuren dar. Ein Trupp Musiker beschließt den Zug.

Zu seiner Eigenschaft als „Priester des Frühlings“ hält der Gouverneur, sobald der Zug vor dem Thore angekommen, eine blumenreiche Rede über den Nutzen des Ackerbaues, und schlägt dann dreimal mit seinem Stabe auf die Statue des Säufelns. Bei diesem Zeichen stürzt das Volk sich auf dieselbe, schlägt sie in Trümmer und bemächtigt sich gierig der kleinen Thonfiguren, welche in den Fugen des Kolosses enthalten sind.

Diese Ceremonie hat große Aehnlichkeit mit der, welche die alten Aegypter zu Ehren des Ackerbaues feierten und worin der Stier Apis die Hauptrolle spielte.

Der Kaiser von China, um den Ackerbau zu ehren, führt in feierlicher Ceremonie selbst den Pflug. Von den Prinzen von Gebürt und den ersten Ministern begleitet, begiebt er sich auf das dem Tempel der Erde umgebende geweihte Feld. Nach mehreren Opfern, welche in Aehren bestehen, die auf diesem Felde gereift, gräbt der Kaiser mit dem Pflug einige Furchen, und die Prinzen und Minister folgen seinem Beispiel. Alsdann werden sogleich die fünf Getreidearten gesät, worauf der Kaiser das eingekete Feld verläßt und es der Sorgfalt des mit der Ernte beauftragten Beamten anheimstellt; diese Ernte ist allein für die Opferungen bestimmt.

Die Kaiserin ernüthigt durch eine ähnliche Ceremonie zum Betriebe des Seidenbaues.

Zur Zeit des neunten Mondes begiebt sie sich, von ihren vornehmsten Palastdamen begleitet, zum Altar, welcher dem Erfinder der Seidenweberei errichtet ist, um dort zu opfern. Nach beendetem Opfer pflegt sie eine bestimmte Anzahl Maulbeerblätter zum Futter für die Seidenraupen der kaiserlichen Plantagen, führt andere, auf den Seidenbau bezügliche Manipulationen aus: das Sammeln, das Abwickeln der Cocons etc. und die Ceremonie ist zu Ende.

Außer diesen Festen giebt es nur noch wenige, deren wir mit einigen Worten Erwähnung thun wollen.

Am fünfsten Tage des fünften Mondes (welcher gewöhnlich in den Juni fällt) wird in Canton das Wasser- oder Nudelfest gefeiert. Lange schmale Schiffe, eigens für diesen Zweck gebaut, sind mit 40, 50, 60 — zuweilen mit 80 Matrosen ausgerüstet, die nach dem Takt die Ruder bewegen beim Klange einer Trommel, welche von einem Mann in der Mitte des Schiffes geschlagen wird.

Diese Schiffe, genannt Drachenschiffe, unternehmen einen Wettkampf der Schnelligkeit.

Am ersten Tage des siebenten Mondes (häufig im August) feiern die Chinesen das Fest zum Andenken an ihre Todten; es ist dies kein Familien-, sondern ein öffentliches Fest. Große Zelte werden erbaut, mit Laternen und Jackeln geschmückt und mit den Bildern der höllischen Götter ausgestattet, namentlich mit dem des Yen- Wang, dem Pluto der Chinesen. Die Boubha-Priester singen Lobentlieder, Opfer werden dargebracht und eine Menge bunter Papiere von verschiedenen Farben verbrannt. Durch zahlreiche Gemälde wird das künftige Leben, nach dem Glauben der Boudhisten, veranschaulicht, d. h. die Qualen der Verdammten und die verschiedenen Stufen der künftigen Seligkeit.

Auch in der Mythologie der Chinesen finden wir einen Orpheus, welcher in die Unterwelt hinabsteigt und wieder zurückkehrt; doch der chinesische ist glücklicher als der thracische, denn er bringt, wenn auch nicht seine Gattin, doch seine Mutter, welche er im Dufus gesucht, mit auf die Oberwelt.

Die Visitenkarten, welche die Chinesen an den Thüren ihrer Bekannten abgeben, bestehen in einem zusammengepackten Blatt Papier von rother Farbe mit Gold geschmückt; sie enthalten Namen und Titel des Besuchers, und sind häufig so lang, daß sie aufgerollt von einem Ende des Zimmers zum andern reichen. Hat der Besuchende Trauer, so ist die Karte weiß, und Namen, Titel und Verzierungen sind mit blauer Tinte ausgeführt.

[2298]

Franz Bacherl,

der vielgenannte Dichter und Schullehrer aus Pfaffenhofen, ist durch den literarischen Streit über die wahrhafte Autorität des Trauerspiels: „Der Fechter von Ravenna“ unsern Leserinnen aus den Zeitungen hinlänglich bekannt geworden, und ebenso werden sie von der Sängersahrt gelesen haben, auf welcher Herr Bacherl sich gegenwärtig befindet, um durch persönlichen Vortrag seiner Gedichte Deutschland mit seiner Muse bekannt zu machen.

Auch nach Berlin war Herr Bacherl gekommen, und trat gestern vor einem gedrängt vollen Hause als Vorleser seiner Poesien auf.

Der Dialekt des Dichters stellte sich indeß den redlichsten Anstrengungen des schärfsten Ohres hemmend entgegen, wie eine chinesische Mauer den Eintritt wehrend in das himmlische Reich dieser Muse, und ohne Zweifel war das Bedauern, wenig oder nichts von dem Vorgetragenen „verstanden“ zu haben, ein allgemeines.

Wir freuen uns in der Lage zu sein, nachfolgende Proben der vielbesprochenen Poesien geben zu können, und drucken dieselben streng nach dem uns vorliegenden Original-Manuscript des Herrn Bacherl und ohne weitere Randbemerkungen ab, die Kritik unsern freundlichen Leserinnen überlassend.

Berlin, 10. Juli 1857. Die Redaction.

Arion an Sibelle,

Nicht nimmer Deine Seele zagen,
Wo Blumen an den Gräbern steh'n!
Die Sehnsucht soll Dich höher tragen —
Mit Arion — auf Wiederseh'n!
Entfliehst einst der Lüne letzter Klang,
Und all' die Luft der hohen Merle;
Erwecket freudig noch zum Götterfang
Des Menschen Herz — die schönste Perle.

Aus der Schöpfung gold'nem Kranze,
Der um Deine Stirn gebannt,
Blitzt der Geist im Zauberlauge —
Wie ein edler Diamant.
Wo der Seele Thränenlauge —
Frisch benezt die Blumenflur,
Lacht die Welt in Deinem Auge,
In der schönsten Perle nur!

An der Quelle reinem Spiegel
Badet Herz und Leben sich;
Leuchtet durch kristall'nen Siegel
Gottes Bild gar wunderbar.
Von den Schätzen dieser Erde —
Muß das Auge, — hell und rein,
Selbst noch, wenn ich Engel werde,
Nur die schönste Perle sein!

Um der Schläfe Silberlocken —
Flammt des Menschen Diadem;
Strahlt die Gluth der Himmelsflocken
Durch das Reich der wilden Fehm.
Dann entglüh't der Jugend Rosen;
Bleibt das Auge ewig doch —
Unter allen Pretiosen —
Stets die schönste Perle noch!

Auf des Friedens zarter Krone —
Glänzt der Armuth treuer Stern;
Funfeln Liebe, Schmerz und Wonne —
Um die Größe ihres Herrn.
Wenn ich lebe oder sterbe,
Blickt das Auge sehnsuchtsvoll —
Nach der Freude höchstem Erbe,
Als die schönste Perle wohl!

Sibelle an Arion.

O! Wie könnt' ich weiter fragen —
Um des Menschen Paradies;
Wenn Gesang und Scherz mich tragen
Durch des Frühling's Blumenwies'; —
Wo die Frauen Kränze winden —
Um der Männer edle Brust;
Wo sich Herz und Geist verbinden —
Mit — der Liebe Götterlust.

In der Liebe wohnt das Leben,
In der Liebe pocht das Herz,
Flammt des Geistes Luftbestreben,
Schaut die Sehnsucht himmelwärts; —
Pranget jede Blumenkrone,
Und das Veilchen demuthsvoll.
Alles lebt in Lieb' und Wonne,
Daß es liebt und leben soll!

In der Liebe wohnt die Freude,
All' des Menschen froher Scherz;
Weint die Klage in dem Leide,
Fühlt die Sorge ihren Schmerz; —
Nieht das Auge durch die Ferne —
Und der letzte Scheidegruß.
Alles lebt in Liebe gerne;
Weil es liebt und leben muß!

In der Liebe wohnt der Friede, —
Scheint die Sonne ewig neu;
Lautet das Ohr dem Götterleide,
Werden Sklaven wieder frei;
Walt die Braut im Jugendkleide, —
Und im Rosenhauch' der Mann.
Alles lebt in Lieb' und Freude;
Wenn es liebt und leben kann.

In der Liebe wohnt die Treue,
Herzt die Mutter ihren Sohn;
Wacht die Lust in frommer Scheue,
Sucht die Erde ihren Lohn;
Hat dies ganze Weltgeriebe —
Und der Himmel sich verklebt.
Alles wohnt in seiner Liebe, —
Wo es Licht und Leben giebt!

Garten-Arbeiten.

August.

So lang auch die Sommertage sind, fehlt es dem Gartenfreunde doch nicht an Beschäftigung, sie auszufüllen, denn dieser Monat gehört zu denen, welche die meiste Thätigkeit fordern, wenn der Garten uns erfreuen und nützen soll. Namentlich darf man mit dem Gießen nicht karg sein. Es muß stets Morgens und Abends, nie in der Hitze des Tages geschehen, und vor Allen darf es nie unterbleiben, ausgenommen wenn starker Regen uns der Mühe überhebt. Alle Gemüße, alle Blumen, ja sogar die Bäume sehnen sich nach dieser Erfrischung; den fruchttragenden, z. B. den Pflirsichbäumen, ist sie sogar Bedürfnis, wenn die Früchte zur Reife gelangen und nicht aus Mangel an Nahrung abfallen sollen. Man gräbt um den Stamm dieser Bäume eine Vertiefung, füllt sie mit kurzem Dünger aus und gießt darauf das Wasser. Diese Decke hält die Feuchtigkeit sehr lange und verhindert, daß die Rinde dem Stamm schade. Bei langer Trockenheit ist es sehr gut auch die Blätter der Bäume mit einer Handpumpe zu begießen, wo solche vorhanden ist.

Den Bäumen am Spalier müssen die zu üppigen Triebe verschritten, die abgetriebenen Zweige angebunden und die überflüssigen Blätter genommen werden, welche dem Reifen der Früchte hinderlich sind.

Mit dem Ausbrechen der Weinranken wird fortgefahren, bezüglichen mit dem Deculiren der Fruchtbäume; namentlich ist das Deculiren der Pflirsche, Pflaumen und Aprikosen in diesem Monat stets vom besten Erfolg.

Neue Erdbeerbeete müssen jetzt angelegt werden, und das Gemüse verlangt neue Aussaat. Namentlich können die Kürbisse und die Kohlrarten, welche den Winter über im Freien bleiben, gesät werden. Die Zwiebel- und Rüben-Ernde wird fortgesetzt, das Einammeln des Samens fleißig betrieben, der Wintersalat, namentlich Endiviasalat wird verpflanzt, auch Blumen, besonders Zwiebelgewächse bedürfen jetzt der Verpflanzung, z. B. die Zeilosen und Kaiserkrone und andere Gewächse dieser Art, welche man durch Auseinandernehmen der Zwiebeln vermehrt. Von den Nelken können Ableger gemacht und die einmal blühenden Rosen oculirt werden.

Tausendköpfn, Balsaminen und Chinesernelken, welche im Herbst uns durch ihre Blüten erfreuen sollen, müssen gepflanzt, auch die großblumigen Stiefmütterchen können gesät werden. Im September pflanzt man sie dann auseinander, damit sie kräftiger werden, und bringt sie erst im nächsten Frühjahr an die für sie bestimmte Stelle.

Die Georginen stehen in voller Blüthe; den Flor schön und kräftig zu erhalten, ist es nöthig, die unter den Blättern erscheinenden Seitentriebe abzubrechen, welche der Blüthe zu viel Saft entziehen. Die Georginen sind einer Krankheit unterworfen, welche die Franzosen grise nennen. Sobald sich die Symptome derselben zeigen, muß man die Pflanze, um sie zu retten, mit Schwefelblüthe bedecken.

Ueberhaupt müssen wir uns angelegen sein lassen die Feinde der uns erfreuenden Blumen so weit als möglich zu vertilgen; dem von Blattläusen heimgesuchten Rosenstrauch ist Tabakdampf sehr heilsam, und genügt, ihn von der vergiftenden Nähe der lästigen Feinde zu befreien; ja sogar die Ameisen, welche manchen Sträucher so großen Schaden thun, können unschädlich gemacht werden, wenn man den Fuß des Strauches oder der Pflanze mit Fischthran begießt, welcher eine den Ameisen unzugängliche Mauer bildet und die Pflanzen wie ein Festungswall umgiebt.

Soll der Garten uns ferner Freude bereiten, so dürfen wir nicht versäumen, die Wege sorgfältig von Gras und abgefallenen Blättern zu reinigen, alle welken Blumen, mit Ausnahme derer, die zu Samen bestimmt sind, abzuschneiden, und den Teppich des Rasens durch Abmähen, und sollte es nöthig sein, durch Gießen, frisch und grün zu erhalten. Ist es doch ein Teppich, auf dem das Auge des Menschen so gern und so weich ausruht und fast so erquickt zurückkehrt von seinem Anblick, wie von dem des blauen Himmelsgewölbes. [2481]

Maria Leczinska,

Königin von Frankreich.

Ihr Name gehört zu den verehrtesten unter denen der Frauen, welche das Schicksal zum Thron berufen, und Maria Leczinska würde verehrungswürdig sein auch ohne den Nimbus der Krone, welche für sie nicht selten zur Märtyrerkrone wurde.

Sie war die Tochter der Catharina Dopolinska und Stanislaus Leczinski's, Königs von Polen, späteren Herzogs von Vorraine, und erblickte in Posen am 23. Juni 1703 das Licht der Welt.

Von der Wiege an verfolgte sie das Unglück, und ihre Kindheit und Jugend ließ ihre künftige Erhebung nicht ahnen. Theilnehmerin der Triumphe und Unglücksfälle ihres Vaters, irte sie mit ihm Schutz suchend umher; endlich fanden sie ein Asyl in Frankreich, im Elsaß, in einer Comthurei nahe bei Weißenburg.

An einem Festtage, als die Prinzessin im Schloßgarten spazieren ging, trat eine alte Bettlerin zu ihr, und bat um ein Almosen. Von Mitleid bewegt, gab Maria ihr letztes Goldstück der Alten, welche im Erguß der Dankbarkeit ihr weisagte, sie werde einst Königin von Frankreich sein. Damals klang diese Prophezeiung sehr unwahrscheinlich — und doch ist es wahr, daß 6 Monate darauf der Cardinal von Rohan sich bei Stanislaus einführen ließ und die Hand seiner Tochter für Seine Majestät König Ludwig XV. von Frankreich begehrte.

Die Vermählung fand am 5. September 1725 zu Fontainebleau statt.

Ein glänzendes Loos, welches wunderbarer Weise die junge Fürstin nicht blendete. Im Gegentheil; in frommer

Demuth, mit Sanftmuth und freundlichem Wohlthun ging sie ihren Weg und erleuchtete ihn durch die Ausübung jeder christlichen Tugend. Man könnte Bände füllen mit Tugenden ihrer Großmuth allein.

Sie gewann die Zuneigung, noch mehr aber die Achtung ihres Gemahls. — Es wäre zum Heil Frankreichs gewesen, hätte Ludwig XV. zuweilen das Beispiel seiner Gemahlin befolgt.

Sie hatte aus ihrer Ehe zehn Kinder, acht Prinzessinnen und zwei Prinzen; einer der letzteren ward der Vater Ludwig's XVI., Ludwig's XVIII. und Karl's X.

Es giebt einen Beweis von der Herzensgüte der Königin, daß, als der Dauphin sich mit Josephine von Sachsen vermählte, Tochter des Fürsten, welcher ihren Vater vom Throne gestoßen, sie die junge Gattin ihres Sohnes keinen Groll empfinden ließ, sondern sie als geliebte Tochter aufnahm.

Die Königin war eine eben so gute Mutter, als sie aufopfernde Tochter gewesen. Während der zweijährigen Krankheit, an der sie starb, sagte sie zu den Ärzten: „Gebt mir meinen Vater und meine Kinder wieder, so werde ich gesund.“

Sie starb am 24. Juni 1768, beweint sogar — von ihrem Gemahl.

Maria Leczinska besaß einen fein gebildeten Geist und war eine Beschützerin der Wissenschaften. Im Gespräch entlossen ihren Lippen oft sinnreiche Bemerkungen, lichte Gedanken, welche sie niemals niederschrieb, die aber dennoch gesammelt worden sind. Ihre Bescheidenheit würde es schwerlich gut heißen, daß wir hier eine Auswahl derselben der Deffentlichkeit übergeben.

Wer sich auf seinen Rang eitel zeigt, beweist, daß er unter seinem Rang steht.

Der Kunstliebhaber, welcher sich durch theure Gemälde ruiniert, die er in seinem Cabinet aufhängt, ruiniert sich wenigstens seinen eigenen Augen zu Liebe; die Frau aber, die sich durch kostbaren Schmuck zu Grunde richtet, ruiniert sich für die Augen Anderer.

Die Zufriedenheit ist selten im Gefolge des äußeren Glücks — der Tugend aber folgt sie nach auch ins Unglück.

Wer sich scheut, in sein Gewissen hinabzusteigen, fürchtet den aufrichtigsten seiner Freunde zu besuchen.

Um Rang und Reichthum sich groß dünken, heißt das Piedestal mit dem Bilde des Helden verwechseln.

Das Einzige, was für den Zwang des Thrones entschädigen kann, ist die Wonne Gutes zu thun.

Wer sich in der Gesellschaft des eigenen Herzens nicht langweilen will, muß es verstehen, Gott als Dritten dazuzurufen.

Wer um Gotteswillen giebt, wird nie über Undankbarkeit klagen.

In dem Beispiel vom verlorenen Sohn finden wir die Geschichte aller leichtsinnigen und lasterhaften Menschen wieder. Sie verlieren stets an wahren Glück, was sie an eingebildeter Freiheit zu gewinnen glauben.

Von allen Gattungen der Verschwendung ist die tadelnswertheste: Zeitverschwendung.

Ein Buch hat nur dann das Recht mich zu beschäftigen, wenn es zum Herzen spricht, oder mich Gutes lehrt.

Wir sollen über die Fehler Anderer nur nachdenken, um uns davor zu bewahren.

Um friedlich in der Gesellschaft zu leben, müssen wir die Augen öffnen für die Liebendwürdigkeiten unserer Umgebungen, und sie schließen für ihre Mängel und Lächerlichkeiten.

Hochmuth ist stets eine Lüge — und man lügt nur aus Schwäche.

In der Politik wie in der Moral ist der kürzeste Weg die Menschen glücklich zu machen, wenn man sich bemüht, sie tugendhaft zu machen.

Indem man duldet, daß das Volk die Gesetze Gottes verachte, genehmigt man im Voraus seine Verachtung der Staatsgesetze.

Eine gelehrte Frau weiß selten den Katechismus anwendig.

Menschen, welche uns am meisten empfohlen werden, sind fast immer am wenigsten empfehlenswerth.

Es giebt keine verächtlichere Frau, als die, welche Irreligiosität zur Schau trägt.

Wenn man schon zuweilen im Leben fühlt, daß ein Schleier einer Krone vorzuziehen sei, so fühlt man es noch mehr im Tode.

Moos zu färben.

Das Moos ist so beliebt als Material zu zierlichen Arbeiten verschiedener Art, nicht allein zu jenen allerliebsten Kränzen, welche durch den Schmuck bunter Immortellen belebt, bis tief in den Winter hinein ihre Frische bewahren, und sogar, zu Güt- landen ausgedehnt, als Schutzwehr gegen die Winterkälte un- sere Fenster umrahmen; es giebt außerdem noch so manche Ge- genstände in unserer näheren häuslichen Umgebung, denen das Moos zur anspruchlosen Zierde gereicht (wir führen beispiels- weise nur Blumentische, Blumentische, Blumentische an), das es uns angemessen scheint, das einfache Verfahren mitzutheilen, durch welches man die so rasch verfliegende natürliche Farbe des Mooses ersehen und ihm ein schönes, dauernd frisches Grün geben kann.

Man nimmt zum Färben das schönste Moos, das man finden kann, wäscht es rein ab und läßt es trocken. Nun gießt man in einen Kessel oder Topf eine der Menge des Mooses an- gemessene Quantität Wasser, Curcumin und Alaun (auf ein Pfund Curcumin eine Unze Alaun), läßt Alles zusammen 20 Minuten kochen, rührt die Farbe klar, welche ein schönes Gelb zeigt, das durch Hinzugießen flüssigen Blaus in Grün verwan- delt wird, mehr oder weniger dunkel, gelblich oder bläulich, je nachdem man dem Moos die Farbe zu geben wünscht. Während das Farbenwasser noch warm ist, thut man das Moos hinein, bedeckt den Kessel mit einem hölzernen Deckel, welchen man mit Gewichten beschwert, und läßt es zwei oder drei Stunden stehen. Ist das Moos dann schön dunkelgrün geworden, so nimmt man es heraus und läßt es trocken.

Doch auch einige Zweiglein braunen oder gelblichen Mooses inmitten des grünen bringen eine hübsche Wirkung hervor. Um die erstgenannte Farbe zu erhalten, macht man eine Abkochung von Brasilienholz, fügt statt des Alaun grünes Kupferwasser hinzu und behandelt die Farben übrigens ganz wie im vorherbeschriebenen Fall, nur mit dem Unterschiede, daß die letztgenannten eine Stunde statt 20 Minuten kochen müssen. Je nachdem man die Farbe des Mooses kräftig oder matt wünscht, läßt man es längere oder kürzere Zeit in dem Wasser liegen. Will man statt eines entschiedenen Braun Grünlich-braun, so mischt man beide Abkochungen. Curcumin, mit wenig Blau gemischt, giebt ein gelbliches Grün, die Farbe des verwelkten Mooses. [2458]



Marmelade von grünen Pflaumen (Reine Claude).

Man nimmt schöne reife Früchte, kernt sie aus und wiegt sie, thut darauf Zucker mit etwas Wasser in ein Casserol (drei- viertel Pfund Zucker auf ein Pfund Früchte), kocht den Zucker, läßt ihn kochen, legt die Pflaumen hinein und läßt Beides zu- sammen gehörig durchkochen. Mit einem hölzernen Löffel wird von Zeit zu Zeit gerührt, bis die Marmelade gut ist, wel- ches daraus zu ersehen, wenn Etwas davon herausgenommen und auf einen Teller gethan, sich zum Gelee gestaltet. Die fer- tige Marmelade wird in Töpfe gethan, mit einem in Brannt- wein getränkten Papier, über diesem noch mit einem weißen Papier bedeckt, zugebunden und an einem trocknen Orte auf- bewahrt.

Das Kochen mehligter Gemüse.

Die Schwierigkeit, mehligte Gemüse, z. B. Erbsen, Boh- nen u. s. w., weich und schmackhaft zu kochen, hat einen doppel- ten Grund; entweder ist es die große Hitze während des Som- mers, welche die Gemüse in der Zeit ihres Wachstums ausdortt und zähe macht, oder es ist die Beschaffenheit des Was- sers, worin sie gekocht werden; Wasser mit starkem Kalkgehalt ist besonders untauglich zum Kochen der Gemüse. Das Wasser für diesen Gebrauch tauglich zu machen, nimmt man etwas Holzasche, bindet dieselbe fest in ein leinenes Fledchen, so daß die eingebundene Asche ungefähr die Größe eines Hühnerauges hat, läßt sie mit kochen und nimmt sie nachher heraus. Dieses einfache Mittel hat außerdem, daß es das Weichkochen der Ge- müse veranlaßt, nach den Vortheil, sie wohlsmekender zu ma- chen und etwas Salz zu ersparen.

Orangen-Liqueur.

Die Schale von 4 frischen Orangen wird fein abgerieben und mit gestohemem Zucker vermischt in 3 Quart guten Brannt- wein geschüttet, welchem man noch den Saft der 4 Orangen beifügt. Man läßt das Ganze einige Tage in verschlossenem Gefäß stehen, filtrirt es dann und füllt es in Flaschen. Zucker wird nach Belieben hinzugegeben.

Wachholder-Liqueur.

Man kocht 4 Loth sehr reife Wachholderbeeren, nimmt 3 Quart guten Branntwein, 1 Loth Zimmet, etwas grünen Anis und etwas Coriander, 1 Pfund in Wasser aufgelösten Zucker, thut Alles zusammen und läßt es in einem Krüge 6 Wochen stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wird es filtrirt und auf Flaschen gefüllt.

Feines Waschblau.

Mit 5 Pfund feinstem Berlinerblau, welches auf einem Stein gerieben wird, mischt man 1/2 Pfund blauesäuerter Pott- asche und 5 Pfund Dextrin (Stärkegummi), formt daraus Pastillen und trocknet sie im Ofen. — Bei Bereitung kleinerer Quantitäten muß das richtige Verhältnis wohl beobachtet werden.

Käse à la Montmorenci.

Setze ein Quart Sahne mit zwei Unzen Zucker über das Feuer; nachdem es aufgeköcht, wird es abgenommen, daß es erkalte, und noch ein Theelöffel voll Drangenblüthenwasser hin- zugegeben. Darauf schlägt man die Sahne mit einem Weiden- besen, nimmt den sich verdickenden Schaum mit einem Schaum- löffel ab, thut denselben in ein mit einer feinen Serviette aus- gelegtes Körbchen und fährt damit so lange fort, bis keine Sahne mehr in dem Napfe ist. Nachdem alles Wässerige vom Schaum völlig abgetropft, wird er in einer Compotiere oder auf einer Assiette angerichtet.

Masse zum Poliren der Möbel.

Zwei Unzen weiches Wachs, 1 1/2 Unze Terpentinspiritus läßt man zusammen sich erhitzen bis zu völliger Auflösung. Ist die Mischung hinlänglich kalt geworden, d. h. ist sie weißlich und ein wenig dick, so fügt man noch eine Unze concentrirten Alkohols hinzu. Will man die doppelte Menge Alkohol neh- men, so wird die Masse dadurch nur besser, erfordert jedoch ein längeres Reiben, als mit dem Zusatz einer Unze Alkohol.

Mischung zur Auffrischung von Oelgemälden.

Ein Glas Branntwein, ein Eiweiß und drei Gram- verfirten Zuckerkant rührt oder quirlt man gut durcheinander und bestreicht, vermittelt eines feinen Schwammes, mit dieser Flüssigkeit das Gemälde, welches vorher mit einem andern Schwamme und frischem Wasser gereinigt worden ist.

Dieses Verfahren, welches ohne Nachtheil für die Bilder oftmals angewendet werden kann, hat außerdem noch das Gute, daß es das Absplittern der Farbe verhindert.

Wie reinigt man am sichersten Holzvergoldungen?

Einige Zwiebelschnitte tauche man in rectificirten Weingeist und puße damit durch leichtes Hin- und Herwischen den Flie- genschmutz, so wie sonst vorhandene Unreinigkeiten weg; ohne daß die Vergoldung angegriffen würde, läßt sich auf diese Weise die Unreinigkeit leicht entfernen.

Fleckseife.

Trockne, weiße Seife wird in Alkohol aufgelöst; man zer- reibt sie vollständig und vermischt sie in einem Mörser mit 6 Gelbeiern. Nun thut man ein wenig Terpentinspiritus hinzu, und wenn der Teig sich etwas gebärtet, noch eine Quantität Wallererde, um ihm größeres Consistenz zu geben.

Beim Gebrauch dieser Seife muß der besteckte Stoff vorerst mit warmem Wasser befeuchtet und dann mit der Seife gerieben werden; dies geschieht mit der Hand, mit einem Schwamm oder mit einer feinen Bürste. Diese Seife beseitigt alle Flecken, ausgenommen Tinten- und Rost-Flecken.

Honigseife.

Man nimmt 4 Unzen weiße Seife, eben so viel Honig, eine Unze Benzoe, eine halbe Unze Storax, reibt das Ganze in einem Mörser bis zu vollständiger Vereinigung, stellt ein Ge- fäß mit dieser Masse in heißes Wasser, damit sie zertheile, gießt sie durch ein Sieb, dann in Formen, läßt sie erkalten und schneidet die Seife in beliebig große oder kleine Stücke.

Charade.

Meine Ersten nennen Dir Fürsten in der Wildniß. Meine Zweit', in Mensch und Thier, Ist der Liebe Bildniß. Und das Ganze ist ein Held, Der als Christ gestritten, Der mit einem rothen Kreuz In den Kampf geritten. [2480]

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows for the Rösselsprung puzzle. Columns: darf, in's, lie., len, ver., isch, Täusch-, so. Rows: Die, ihr, den, ew', die, doch, uns, süße, Flug, be, les, lie., wol-, ent-, himm-, ung, vor-, se-, ge, sa-, Al-, war, Wir, gab, wa-, uns, zei-, was, nicht, Welt, lie., so, einst, gend, gen., ver-, unsre, Ob, dem, glei-, me, gen., der, tig, die, ler, chen., be, zu-, Mag, Stu-, und, blei-, muß, chen., Ad.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 29.

Der Feldherr der Carthager Hannibal verlor in einem Feldzuge gegen die Römer ein Auge.

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 29.

Räthsel. Wir sind's gewis in vielen Dingen, Im Tode sind wir's nimmermehr, Die sind's, die wir zu Grabe bringen, Und doch auch diese sind's nicht mehr. Drum weil wir leben, so sind wir's eben Von Geist und Angest: Und weil wir leben, so sind wir's eben Zur Zeit noch nicht. (Auflösung in Nr. 33.)



An Fr. C. U. in M. Die weiten, vorn bis oben hin aufgeschlitzten offenen Aermel, welche jetzt häufig an Vasquinen oder Kleidern von schwerem Stoff getragen werden, heißen Dalmatier-Aermel. — Wir rathen Ihnen jedoch, wenn Sie dieser Mode huldigen wollen, es ja nicht an mehr als eine m Kleide zu thun, denn Sie müssen ge- stehen, daß die Grazie dieser Aermel eine sehr zweifelbaste ist, na- mentlich von der Mücke herab. Die bei der gebräuchlichen Haltung der Arme schlaf herunterhängenden Aermel machen den Eindruck, als fehlten der damit bekleideten Person die Arme gänzlich; beruht dieser Eindruck auch auf Täuschung, so ist diese doch unangenehm genug, um vermieden zu werden. Jede andere Art offener Aermel sind diesen vorzuziehen.

Lady N. in Sch. We hope it will be possible to bring the pattern you ask for.

Fr. v. Sch. in W. Wir haben ja auch hier so vorzügliche Corset- fabriken. Wenn Sie jedoch eine Handlung in Paris genannt wissen wollen, so nennen wir Ihnen Mesdames Josselin. Manche elegante Pariserin trägt zu jedem Kleide ein besonderes Corset, daher können Sie die Größe der Auswahl ermesen. Corset Maria, v. Medicis, Corset Watteau, Corset Marie Antoinette, Corset amazone u. s. w. Die Wahl wird Ihnen schwer werden.

A. B. in B. Soll folgen.

C. R. in M. Sie haben uns eine, bis jetzt nicht zu lösende Frage vorgelegt, insofern, weil die fragliche Flüssigkeit fast nie mehr un- verfälst in den Handel kommt, und von den verschiedenen „Fabri- kanten“ auch verschiedene Substanzen verwendet werden. Auf diese letztere kommt es aber allein an. Wir haben verschiedene Versuche anstellen lassen (daher die Verzögerung unserer Antwort), und haben gefunden, daß die verschiedenen Fabrikate auf Atlas eine ganz ver- schiedene Wirkung äußern. Rechtes Fabrikat läßt fast gar keine Spu- ren jurück.

S. G. in L-a. Vielleicht.

Berichtigung.

Bei dem, zum Piccolomini-Kragen passenden Manschetten-Muster in Nr. 30 des Bazar, Seite 239, ist die weiße Linie, welche die Mitte der Manschette bezeichnen soll, zu gerade ausgefallen; die Bezeichnung der Mitte durch das untere Medaillon ist richtig, doch muß die Linie, der schrägen Lage dieses Medaillons nach, oben um 1/2 Zoll weiter rechts auslaufen. Durch die irrthümlicher Weise angegebene Mitte, würde die Manschette nicht die gehörige Rundung erhalten.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie von allen Post-Aemtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde. Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 33.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. September 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid von hellbraunem englischen Grenadine. Breite Streifen von dunkelbraunem Taffet im Verein mit drei schmalen Sammetbändern derselben Farbe bilden den Seitenbesatz des Rockes, welcher sich vorn an der Taille und an den griechischen Ärmeln wiederholt. Eine Reihe Glockenküpfel schließt vorn das Leibchen und geht als Vorte um den Rand des Schoofes und der Ärmel. Hut von grauem Stroh mit einem Band von Taffet derselben Farbe und geschmückt mit einer Guirlande von Johannisbeeren, aus Blättern und Früchten bestehend. Auf der Stirn, unter der Passie eine Schleife von johannisbeerfarbenem

(Grosseille) Band, deren Enden zu beiden Seiten herabfallen. Breite Fingerringel derselben Farbe, welche sich auch an den Verzierungen der weiten Ballon-Unterärmel wiederholt.

Figur 2. Gesellschaftstollette für ein junges Mädchen. Kleid von weißem Mouffeline oder Farlatan, mit drei festonnirten Volants und einem feinen, mit zwei ähnlich gefügten Volants garnirten Fichu, an welche ein mit lila Band durchzogener Puff sich schließt. Das auf dem Rücken sich kreuzende Fichu erhält dort den Schmuck einer Schleife von lila Band mit langen Enden. Lila Bandschleife vorn in der Mitte der Taille, eine gleiche Bandverzierung im Haar.

Figur 3. Gesellschaftstollette für die Dame des Hauses. Robe von schwarzglacirtem Taffet, mit glatter Schoofstaille. Offene Ärmel, am Oberarm mit einem Puff versehen, und mit reicher Seidenfranze verzert, deren breite Chenille-Vorte auf den Stoff selbst gezeit ist.

Dieselbe Franze bildet auch die Garnitur des Schoofes. Kragen und Unterärmel von Spitzen; Häubchen von Spitzen mit Rosen garnirt.

Figur 4. Brautanzug. Robe von weißem Moiré antique. Glattes Schnepfleinchen mit Spitzen reich garnirt, welche am Schluß der Taille als Schoof, in der Mitte derselben als Perthe, und um den Halsauschnitt als Kragen aufgesetzt sind. Die offenen Ärmel haben unter dem oberen Puff sowohl als um den Saum eine Garnitur derselben Spitzen. Schleier von Alusionstüll, Kranz von Drangenblüthe.

Die Einfachheit dieses Anzugs macht ihn ganz geeignet, auch zur ersten Communion getragen zu werden, wenn statt der Seide Mouffeline, statt der Spitzen languettirte Mouffelinefransen genommen werden, der Kranz im Haar wegbleibt und der Schleier entweder durch einen einfacheren ersetzt, oder, wo er nicht üblich, ebenfalls weggelassen wird.

[2.94]



Pariser Moden.

Nichenza von Zeeland.

Historische Erzählung

von Leo Goldammer.

1. Kapitel.

In's Land hinein weht der Westwind die Töne eines großen Horns und wirft sie in pfeifenden Schwingungen über die Dämme, Thale und Hügel, zum Theil aus hartgefronem Schnee, zum Theil aus aufgeschwemmtem Seesande, welche die Insel Walchern einfaßt; er wirft sie zugleich über das Eis der Schelde bis an die Waldungen, welche ihre flandriscchen und brabantischen Ufer bedecken; meilenweit wirft er die Töne wie Schreckruf und Hilfschrei. Schloß Weefingen am Meere ruft diese Hilfschreie ins Land hinein.

Auf einer mit Planen und Pfahlwerk gegen die brandende See eingefasteten Höhe erhebt sich das Schloß, kaum anderthalb Stockwerk hoch, kunstlos aus Blöcken und Balken gefügt. Seine Wälle sind Holz, seine Zinnen sind Holz, gegen Wasser und Wind sind sie fest, gegen das Feuer mit Rasen und Schiefer gedeckt und auf der Landseite ziehen sich Gräben und Stünepfe darun, jetzt freilich von Frost überbrückt.

Die See schäumt und rollt ihre Wogen um unabsehbarer Ferne an den Strand; der Himmel ist grau und speit leuchtendes Flockengewimmel aus seinem Schooß; Möven und Sturmvögel schießen hin und her über das Perlen- und Brillantengeläch der smaragdgrünen Wasser.

In der Plattform des Schloßdaches hebt sich eine schwere Klappe; ein Mann, dem der Wind schneeweiße Locken unter der Stahlhaube hervor über die breiten Schultern weht, steigt aus der geöffneten Tiefe und schreiet an die Brüstung des Daches; mit der linken Hand hält er seine Friesjacke über dem Harnisch zusammen, die rechte legt er als einen Schirm über die Augen, so durchsücht er den Himmel und die See.

„Sechsz schwarze Segel!“ murmelte er vor sich hin und nach einer Weile bestättigt er sich die Sechsz — dann blickt er hinunter in die Bucht, die sich nördlich vom Schlosse ins Land hineinzieht. Am Ende derselben liegen einige Boote theils auf dem Strande, theils im See, inmitten der letzteren ein größeres Schiff, bäumend vor seinem Anker wie ein im straffen Zügel gesporntes Ross.

Ist es der stattliche Bau dieses Schiffes, sind es die stehenden Masten und Segelstangen, die sein Auge dahinlentend? Er betrachtet es scharf und lange. Auf der ihm zugekehrten Seite zeigt es die Jahreszahl 1093; auf dieser Zahl weist sein Auge zum längsten; die hellen, flimmernden Zeichen verschwimmen vor seinem träumerisch werdenden Hinblick, sie beynen sich, schießen in die Höhe — es ist der Tod, den er sieht, das bleiche Geripp — rasch wendet er den Kopf und — lächelt über diese Bewegung.

Jung bleibst Du Furcht in den ältesten Herzen! Aber Du irrst mich nicht!

Darnach ruft er zum Thorwart hinüber, sein Horn solle schweigen, und müßte die in den Hof gehende Seite des Waldes. In Zwischenräumen immer von zwanzig zu zwanzig Fuß befindet sich da eine Thür zu den Schlafstätten der Bemannung des Schloßes; den davor stehenden, weitergebräunten Gestalten gebietet sein Wink, sich ins Schloß zu begeben, alsdann wendet er sich selber durch die Klappe in der Plattform ins Innere desselben zurück.

Eine kurze Leiter bringt ihn in einen kaum mannshohen Raum, den Boden des niedrigen Gebäudes. Zwischen Geringel und Boräthen mancher Art geht sein Weg bis ans Ende des Bodens, wo eine bretterverflagelüberbaute Treppe ins Erdgeschloß führt.

Der Saal, in den sein schwerer Schritt nun hinuntersteigt, dehnt sich fast über den ganzen Umfang des Schloßes aus; drei seiner Wände sind mit Fenstern nach dem Hofe versehen, blünne Hornscheiben vertreten die Stelle des Glases darin; in der mittleren Wand von diesen befindet sich die Thür mit einem Vorhäuschen nach dem Burghofe geschlößt; die hintere Wand scheidet den Saal von den Wohngemächern und enthält gemauerte Kamine, darin mächtige Holzblöcke flammen; vier in Quadrant gestellte Weiser stützen die Decke des Saals; Waffenstücke aller Art bedecken Wände und Pfeiler.

„Mannen, wir stehen in See! Der Normann ist vor der Küste!“ so rief der Greis den versammelten Kriegeren entgegen, in deren Mitte er jetzt trat. „Sechsz Segel sind's! Jedes derselben ist schwächer als unsre Sloop, die wir im vorigen Herbst zimmerten und den Schwan hießen bei ihrer Laufe. Das Wetter verhindert die Feinde, sich gegenseitig zu unterstützen; wir segeln die vereinzelten in den Grund; schafft unserm Schwan seine Ehre und den Feinden seinen Gefang! An Bord! An Bord!“

Lebhafter Zuruf folgte diesen Worten und ein rasselnder Strom eilten die Gewaffneten davon. Der Alte sah ihnen nach, wie sie zum Burghore hinausstürmten, dann wendete er seinen Blick und in der Mittelthür in der Hinterwand standen sein Weib und seine Tochter. Er breitete seine Arme nach ihnen aus; summt legten sich Beide an sein Herz.

„Hoffet den Sieg! Es ist des Schwans erster Ausflug, und neues Schiff bringt neues Glück. Für den Fall jedoch, daß das Wetter wider erwarten klar würde, daß ich diesen stinken Räubern erkläre, dann wisset Ihr, daß des Hornes Ruf den reitenden Boten an der Grenze unsrer Mark eure Noth kund gethan hat, daß sie auf dem Wege sind von Antwerpen die Hilfe zu holen. Gott behüte Euch!“

Also sprach er, küßte sein Weib und sah ihr ins thranende Auge; dann nahm er seiner Tochter Haupt zwischen seine Hände, spiegelte sich in ihren dunkelblauen Augen, strich ihr über den goldhellen Scheitel und legte sie in die Arme ihrer Mutter.

Einen Augenblick später war er auf dem Schwan bei den Seinen und mit gebauschten Flügeln schoß das Schiff in die See.

2. Kapitel.

Nacht war's geworden. Sternklarer Himmel blühte über dem Schlosse, Mondenschimmer verflücherte seine Zinnen und auf den Helmen der Wachen stand er wie Schliff an Brillanten.

Hinaus in die See lugte der Thorwart, gelehnt an der schlanken Partisane, und Nichts erlugte sein Blick auf den geebneten Wogen.

Graf Baluin von Zeeland ist noch nicht zurück mit dem Schwan.

In der Halle des Schloßes sitzt seine Gemahlin am Kamine; auf der Lehne ihres Sessels hat sich ihre Tochter gestülzt. Tiefes Schweigen herrscht um sie her. Nur das Holz knistert auf dem Roß und schwacht mit der Flamme, die es verzehrt.

Ein ganzer Tag war den beiden Frauen unter den Martern der Furcht, Ausbrüchen des Schmerzes, mühsamer Ergebung und darauf folgender Abtünpfung vergangen.

Endlich erhebt sich die Gräfin ein wenig und beginnt also:

„Du zählst jetzt achtzehn Sommer, meine Nichenza — so lange hatte ich meinen Vater nicht gehabt; danke Gott für die Gnade, die ihn Dir gelassen bis heut — Du wirst ihn lebendig nicht wiedersehen.“

„O Mutter, mir ahnt es!“ entgegnete die Tochter und veränderte ihre träumerische Haltung. „Während Du schweigend hier sahest,“ fuhr sie fort, „sind mir traurige Bilder durch die Seele gegangen, aber das Traurigste von allen, und dem ich mit Anstrengung wehrte, mir nahe zu treten — Du giebst ihm Farbe und Gestalt mit den trostlosesten Worten!“

„Es sind keine so trostlosen Worte, wie sie Deinem Schmerz und Deiner Jugend erscheinen, denn sie enthalten die Fülle aller Gnade in unserm Erlöser. Wir wissen, wir haben das Leben in unserm gottseligen Tadel! Siehe, Dein Vater ist durch ein langes Leben gegangen — jetzt ist er im rühmlichen Kampfe erlegen, des Himmels Thor schloß ihm der Tod auf, dort grüßt ihn mancher vorangegangene Freund, und den er gewehlag, dort harret er meiner und deiner. — Was liegt nun Trostloses in meinen Worten, in denen doch die Hoffnung unsers ewigen Vereins, des Wiedersehens Jubel durchklingt?“

Die Augen Nichenza's füllten sich mit Thränen, sie konnte sich ihrer nicht erwehren.

Die greise Gräfin fuhr fort:

„Weine nur, theures Kind! Du bist jetzt so eben erst auf die Schwelle des Lebens getreten, Du überfliegst es mit verlangendem Blick, Du siehst es voll Arbeit und Lohn, voll Pflichten und Freuden, die Dir aus ihrer Erfüllung erwachsen, da aber tritt Dir der Tod in den Weg und hängt eine Wolke über die sonnige Aussicht. Ja so ist es bei aller Jugend der Fall. Jeder ist da voll Eifers an seinen Werken, und gebent mit Bangen, daß ihn der Tod da herausreißt. Diese Furcht tritt uns vor jedem Grabe ans Herz, zieht uns die Thräne ins Auge. — Ich ward alt! Gleichwie ich heut, als das Wetter sich geklärt hat, auf der Zinne gestanden und mein Auge über die weite See schweifen ließ nach dem Gatten, nach meinem Liebsten auf Erden, und sein Segel nicht ersah, eh ein so spähet jetzt mein Auge vergebens nach einer Pflicht, deren Erfüllung mir noch obläge. — Mein Auge ward müde, meine Seele ward müde, ich habe auf Erden Nichts mehr zu schaffen.“

„O Mutter!“ schrie Nichenza hier auf, „auch auf Deinen Verlust bereitest Du mich vor. — Soll ich auf ein Mal aus aller Sonnenhülle des Glücks in die Nacht hinunter tauchen? — Und Deine Seele ward müde? Deine unsterbliche Seele? Sieh mich an!“

Die Gräfin blickte auf ihre Tochter. Dem Gedankenkreise, in den sie der als gewiß angenommene Tod ihres Gatten versetzt hatte, fühlte sie sich plötzlich entrückt; ihre Ergebung an das Leid, ihre Vollstut im Weh wichen ihr schein aus dem Herzen und die Sorge kehrte dahin zurück. Sie schloß Nichenza ans Herz und rief aus:

„Unvermählet bist Du noch! Schutzlos lasse ich Dich im Leben zurück! Ach ja, ich habe noch Pflichten, aber der Himmel nehme sie auf seine Schultern, ich höre den Ruf Deines Vaters, ich muß ihm folgen!“

Während sich Beide umschlungen hielten, Schmerz und liebevoll aneinander gepreßt, ertönte das Horn vor der Warte und gleich darauf ging die Thür auf. Ein Gewappneter trat ein.

„Gräfin, von der Bucht her naht ein Zug Mannen, welcher Klagelieder singt. Kein Auge sah sie landen, kein Ohr vernimmt ihren Schritt, geräuschlos naht der Zug der Burg. — Sollen wir ihm den Einlaß wehren und werden wir's können? Sei gefaßt auf die Erscheinung von Etwas Unbegreiflichem — Ich mußte Dir's sagen.“

Die Gräfin sah dem Boten ins verführte Gesicht und winkte ihm hinaus. Sie selber stand auf und folgte ihm bis in das Vorhäuschen des Saales. In die Nacht hinaus lauschte sie und Gesang schwamm auf der stillen Luft aus einizer Ferne in ihr Ohr.

Die Lichter am Himmel zogen sogleich ihre Gedanken dorthin. Die klagenen Laute enthielten nichts Betrübenendes für sie, ihr Hauch sekte ihre Seele in Verbindung mit dem Jenseits und wie das Wehen von Jittigen berührte sie das Anströmen des winterlichen Athmens. Unbeweglich so stand sie eine Weile.

Der Gesang kam näher und näher, und nun erschien es auch ihr, als ob weber der Schritt noch sonst ein Geräusch sich fortbewegender Menschen daneben zu vernehmen sei.

Nichenza war indeß an ihre Seite getreten und lenkte ihre Aufmerksamkeit nach der dem Gesange entgegengekehrten Richtung. Dort auf der Schelde hörte sich's an wie Hufschlag auf dem Eise, dessen jedoch noch sehr ferner Donner jetzt erst wie schwacher Windstoß gegen das Schloß anpallte.

„Jene sind Menschen,“ sagte die Gräfin, „aber diese hier auf der Buchtseite des Schloßes —“

„Diese sind auch Menschen, liebste Mutter, und ich fürchte sogar Feinde. Unterlass nur keine Maßregel der Vorsicht gegen sie, denn der Normann ist listig.“

„Sei unbeforgt, Tochter. Begehren sie Einlaß als Menschen, dann müssen sie das Niederlassen der Zugbrücke und das Deffnen des Thores erbeschen; Beides wird aber nur den Waffensellosen gewährt, er mußte sich denn unzweifelhaft als ein Freund erweisen. Geh nach dem Thor und schärfe den Mannen ein, was der Kriegsbrauch bestimmt.“

Nichenza befolgte den Befehl ihrer Mutter und war in Kurzem an ihre Seite zurück.

Näher und näher kam der Gesang und auch das Hämmern der Hufe auf dem Eise scholl scharfer durch die Nacht. Zwischen beiden Schallvorwörungen lag zwar das Schloß, dennoch aber mußte dem singenden Zuge das Herannahen des reitenden Kund geworden sein, denn er stand still und verstummte.

„Horch Mutter, sie schweigen; sie vernehmen Etwas ihnen Unerwartetes in unsrer Nähe; gewiß sind es Feinde!“

„Es ist möglich! Wären es aber die Geister unserer erschlagenen Kriegerleute, um uns eine letzte Kunde von ihrem Ende zu geben —“

„Sie könnten schweben und fliegen, sie würden erscheinen bevor dieser Zug auf dem Eise ihnen hinderlich würde und hätten ihn auch, vermöge ihrer Natur, vorhersehen müssen.“

„Das ist wahr, liebe Tochter, Feinde werden es sein, ihr Zaudern verräth sie. Wer aber meinest Du, daß die auf dem Eise sind?“

„Ich denke es ist der Markgraf von Antwerpen, den die Botenpost an der Grenze zu unserm Weistande aufrief.“

„Ich denke es auch. Geh aber ins Thor zu den Mannen und ermahne sie nochmals zur Vorsicht.“

Nichenza ging und der Gesang hob von Neuem an. Dicht unterm Walle tönte er vorüber und bewegte sich längs der Bucht nach dem Thore zu, das aufs Meer gerichtet war.

Nichenza ließ das Thor öffnen und trat hinaus auf die Zugbrücke. Der breite Strom unter ihr, der aus der Schelde in die Bucht floß und vermöge seiner durch die hereinströmende Brandung der See stets bewegten Natur nicht zufließen konnte, zog ihre Aufmerksamkeit nicht auf sich. Sie schaute zuerst nach der Linken ins Land zurück; Schilde und Helme sah sie dort blitzen; die Ritter ritten jetzt auf dem Strande, dessen Höhe ihr Nahen erkennen ließ und der flüchtige Blick, den sie nach ihnen geworfen, erfüllte sie mit höherem Muth, so gewiß nahm sie an, daß es Hilfe sei, die von dort käme. Dann wendete sie sich nach der Rechten; ihre Mannen bedekten ihren Leib vor verrätherischen Pfeilen und so umringt von schützendem Eisen sah sie auf den geheimnißvollen Zug, dessen Lagerbänne schwermüthig und voll jetzt zu ihr heraufschollen, über das Brückengeländer in die Tiefe.

Wohl einhundert Gestalten hielten am Ufer des rauschenden Wassers, darüber sie hinwegmußten, um auf der schmalen von der Schelde und See vor der Burg eingeschlossenen Landzunge nach der Zugbrücke gelangen zu können; sie trugen Windlichter in ihren Händen; Flaggen und Wimpel bedeckten und verhällten zum Theil eine Bahre, die an der Spitze des Zuges getragen ward.

„Wer seid Ihr und was ist Euer Begehrt?“ rief Nichenza hinunter.

„Wir bringen den Herrn dieses Schloßes und sind Freude. Schaffet uns hinüber über den Strom und lasset uns ein!“

„Ihr bringt den Herrn dieses Schloßes? So ist er todt?“

„Er schied vom Leben, aber er siegte. Lasset uns ein!“

Näher und näher hörte Nichenza den Hufschlag zu ihrer Linken herandonnern. Schnell überlegte sie ihren Vortheil und fand ihn darin, scheinbar auf's Bereitwilligste dem Begehren der geheimnißvollen Leute zu willfahren, welche sich ohne nähere Bezeichnung Freunde nannten.

„Besteiget das Boot, das ich Euch senden werde!“ so rief sie als Antwort in die Tiefe und gab Einem ihrer Begleiter entsprechenden Befehl dazu. Indes Dieser aber die Zugbrücke hinunterließ und nach dem Ufer hinabstieg, hieß sie einen Andern ihrer Mannen durch eine geheime Pforte im Wall den Reitern entgegenzueilen, und brachten sie die erwartete Hilfe, dort einzulassen.

Scharf hinunter blickte Nichenza, als ihr Maime über den schäumenden Strom fuhr und die Fremden das Boot bestiegen. Bei dem Schimmer ihrer Windlichter sah sie die Bahre hineinsetzen und mit den Flaggen und Wimpeln bedecken. Ihr Herz flochte. — Lag ihr Vater darunter? —

Zurück über den Strom wogelte sich das Boot, es landete. — Als legte ihr der Schmerz Flügel an, flog ihm Nichenza entgegen, über die Brücke, hinunter die Höhe, aller Vorsicht vergessen. — An der Bahre sank sie in die Knie, hob ihre Hand nach den Wimpeln — sie zauderte, den Todten zu entthüllen, sie that's dann mit Hast. — Ihre Begleiter und die Fremden, welche sie umstanden, waren erschüttert von ihrem Schmerz.

Ein ältlicher Mann von den Letzteren flüsterte seinem Nachbar ins Ohr:

„Herbrand Harfagger, das ist der Krieg!“

„Sei still,“ entgegnete Dieser. „Wir hatten daheim keinen Raum. Auch mich erfüllt dieser Anblick mit Schmerz, aber ich denke das Ziel. Wenn wir die Jungfrau jetzt raubten, wir haben das Boot, ihre Bebedung wäre leicht überwältigt.“

„Nein, Herbrand, Du überhörst die Hufe.“

„Sei still, ich höre. Wir halten am ersten Plan fest.“

„Bei dem Dir der Besitz dieser Jungfrau und ihres Erbes viel früher in Aussicht steht, als wenn Du Gewalt brauchst.“

Nichenza erhob sich von der Bahre. Sie hatte ihren Schmerz niedergekämpft und gefaßt sprach sie zu den Fremden:

„Wer ist das Haupt unsrer Freunde?“

Ein Schritt trat ihr Herbrand Harfagger entgegen, ergriff ihre Hand und küßte sie voll Ehrerbietung. Er war ein Mann, schlant wie die Fichte, breit wie die Eiche; um seine Schultern wogten ihm die Locken des Hauptes, als wären sie der Schmied seines Helms; über seinem Rücken hing das Fell eines Bären, seine Brust umschloß ein Ringpanzer, ein heller Bart umfloß Kinn, Wangen und Lippe, und seine Augen, diese Leuchten der Seele, sie blickten und strahlten, aber ihre Farbe schien seltsam blaß.

Den Blicken Nichenza's entging keiner dieser Züge. Die ganze Gestalt stößte ihr Staunen und Bewunderung ein: das ist ein Mann! rief's in ihrer Seele, nur die blassen Augen — doch sie hatte nicht Zeit, sich dem Eindruck derselben hinzugeben.

„Geleitet meinen Vater ins Schloß,“ sagte sie, „und erfahrt von meiner Mutter, was sie über die Ausnahme Eures Geseges beschließt. Bis dahin verweile es jenseits des Stromes.“

„Ich bin der Gast, Ihr seid die Wirthin. Schaffet Euch aber keine Sorge um uns; unsere Schiffe liegen nicht allzuweit von hier und morgen schon stehen wir wieder in See. Wir find Pilger auf einer Heerfahrt zum Grabe des Erlösers und treten danach in des Kaisers Dienst, der zu Byzanz thront. Eine Nacht nur am Gastauer Eurer Halle, das ist Alles, was wir erwarten von Eurer Huld.“

Diese Worte voll der einfachsten Natürlichkeit nahmen Nichenza so ein, daß sie als Antwort darauf ihrem Bootsführer den Befehl gab, die Leute vom Jenseits ohne Säumen herüberzuschaffen und sojagte in die Bucht zu geleiten. Sie selber schritt alsdann die Höhe hinauf und führte die Fremden ins Schloß.

Neben ihrer Mutter stand der Markgraf von Antwerpen der zugleich Herzog von Lothringen war, Gottfried von Bouillon. Er war inzwischen ins Schloß eingelassen und seine Mannen erfüllten den ganzen Hof. Durch eine Gasse von Eisen schritt Richenza vor der Bahre ihres Vaters in die Halle. Als der Todte dort niedergelegt war, standen ihm zur Rechten seine Wittve und Gottfried von Bouillon, gegenüber von ihm, stellten sich die Fremden auf, zu Häupten ihres Vaters war der Platz Richenza's.

Gottfried von Bouillon war groß und stark, gegen Herbrand Harfagger war er ein Zwerg. Er begann also zu reden zu ihm:

„Bei Deiner Ritterschere, erfasse die Hand dieses Todten und schwöre: Du bist rein von seinem Blute.“

Herbrand Harfagger faßte die Hand Balduin's von Zeeland und schwor.

„Ich erachte Dich jetzt als den Freund dieses Schlosses,“ fuhr Gottfried fort. „Sei willkommen an seinem gastlichen Herde!“

Ueber dem Todten reichten sich Beide die Hand.

Die alte Gräfin suchte zusammen bei dieser Handlung. Dann winkte sie ihren Mannen die Bahre in eines der innern Gemächer zu tragen, und während dies geschah und Richenza dahin voranleuchtete, zog sie einen Ring vom Finger und sprach zum Markgrafen von Antwerpen:

„Sei Du jetzt der Herr dieses Schlosses, und findest Du mich morgen nicht mehr unter den Lebenden, mit diesem Ringe gebe ich Dir jedes Recht des Vaters, der Mutter, des Hortes und Hüters über mein verwaistes Kind.“

„Woher kommt Euch solch traurige Ahnung?“ entgegnete Gottfried und wies den Ring theilnehmend und tröstend zurück. „Sahest Du Nichts?“ antwortete die Gräfin hierauf. „Was meint Ihr, das ich gesehen haben sollte?“

Tief aufathmend und in langsamer, feierlicher Weise hob die Gräfin von Neuem an:

„Du sahest Nichts. So höre denn. — Dem Du die Hand gabst zum Freundesbunde, der ist der Mörder meines Gatten! Siehe, wie ihm das Blut aus den Wangen entweicht! Aber das kann Befürchtung und Entrüstung über das Ungeheure meiner Beschuldigung sein; ich muß sie beweisen. Siehe seine Hand an! Er trägt den Ring meines Gatten, den ich mit ihm vor dem Altar geweiht, und der dem Ringe, den ich Dir bot, ganz gleich ist. Als Du Deine Hand in die seine schlugst über der Bahre, da hob der Todte seinen Finger und zeigte auf diesen Ring. Dem Todten fehlt er, an seines Mörders Hand blinkt er: — noch ein Mal, Markgraf von Antwerpen, nimm diesen Ring; mich hand er an meinen Gatten, Dich binde er an seinen Mörder; der Tod muß zwischen Euch stehen, wie er zwischen mir und meinem Gatten jetzt steht.“

„Sieh her den Ring! Dein Rächer will ich sein! — Was Du aber sagtest, ist noch kein Beweis: noch vielleicht sühnd konnte Dein Gatte seinen Ring an diesen Fremden gegeben haben, um ihm dadurch als seinen Helfer, als seinen Retter in letzter Noth zu beurlauben vor Dir.“

„Ganz wie Du sagst, ist es!“ rief Herbrand Harfagger. „Gegen sechs Schiffe im Kampf traf ich den tapferen Grafen auf hoher See als sich der Sturm eben gelegt hatte, und stieß zu ihm mit meinen vier Schiffen und half ihm seine Feinde überwinden. Alle versanken sie in ihr schweres Grab und auch das Schiff Deines Gatten versank — ihn nur allein gelang es aus dem Wege zu retten. Mund brachten wir ihn an Bord; stehend übergab er mir seinen Ring, auf daß Du mir trauestest, wenn ich stände vor Dir. Dein Argwohn ist nur Deinem Schmerz zu entschuldigen!“

„Vier Schiffe sind Dein?“ entgegnete die Gräfin. „So wisse, wir sahen es von der Finne dieses Schlosses, wie der Schwanz meines Gatten zwei Deiner sechs Schiffe im Sturm übersegelte; mit den anderen entloset Du, und als der Sturm sich gelegt, da hattest Du die Uebermacht und wurdest ihm Meister. Dies ist des Kampfes Verlauf. Darin liegt auch der Grund, daß Du alle in meinen Gatten an den Strand bringst; alle seine Gefährten erschlugst Du; ihn selber erschlugst Du auch, aber er sollte Dir dieses sein Schloß noch öffnen, darum bewahrtest Du ihn vor dem Grabe in den Wellen!“

Herbrand Harfagger ward gluthroth. In ihm kämpfte die Beschämung, sich durchschaut zu sehen, mit dem Stolze, die hingeworfene Lüge durch Erfindung von neuen Thatsachen behaupten zu sollen, deren zur Geltung kommen er aber vor dem Scharfsinn der Gräfin bezweifeln mußte. Glühende Lidde belastet das Gefühl eines Triumphs, eine zu Schanden Leidende belastet den Mann aber nicht bloß mit der Pein einer erlittenen Niederlage, sie entlarvt ihn zugleich als in Führung der unwürdigsten Waffen begriffen.

Zu wiederholten Malen griff der Gewaltige nach dem Horn an seiner Seite, ließ es indeß stets wieder sinken. Zu entgegen vermochte er Nichts. Vor sich hin murmelte er:

„Sie ist eine Seherin!“

Als die Gräfin dies gewahrte, richtete sie sich hoch in prophetischer Majestät:

„Mann des Blutes und Raubes! Ich weiß, daß Eure armen Glände an der norwegischen Küste und Euer übergroßer Reichtum an Abenteuer verleiht und zwingen, in die Fremde zu ziehen, auf Abenther zu fahren, Euch Besitz, Ehre, Ruhm und eine neue Heimath zu erwerben! Aber siehe, hier neben mir steht mein Gatte, siehe die Wunde an seiner Schläfe, siehe, der Schatten, auf dessen Schulter ich meine Rechte jetzt stütze. — Das ist der Ruhm, die Ehre, der Besitz, dem Du nachtrachtest und eine Heimath gewinnst Du nicht, wo das Gewissen Dir keinen Frieden läßt! Siehe ins bleiche Gesicht meines Gatten, sein Mund öffnet sich und die Klagelieder, die Du trugvoll ihm sangest, in Deine Seele als sein Fluch gehen sie zurück; siehe ihn seine Hand heben, an dieselbe Stelle Deines Hauptes schleudert er Dir das Gericht, wo Du ihm seinen Tod gabst; siehe ihn, markerschütternd, Deinen Ankläger, dahinschreiten auf den Staffeln der Luft vor den Thron Gottes. — Wehe! Wehe Dir! Fluch auf allen Deinen Wegen!“

Die Gräfin schwieg. — War es wirklich Etwas gewesen, das Herbrand Harfagger an der Gräfin Seite erblickt? Seine Augen sind ihm aus ihren Höhlen getreten und einen furchtbaren Ruf sößt er ins Horn. — Die Gräfin wandt — Herbrand Harfagger taumelt in des Saales Hintergrund zurück. — Die Gräfin blickt zusammen. — Herbrand greift in die Brände des Kamins, wirft sie über die Reißigbüchel, Holzschichte und Gefäße hinter sich und während die Flamme hell aufschlägt, sich an die trocknen Wände hinaufschlingelt, Rauch, dunkler Rauch

und Qualm unter der Hallendecke hinwübelt, und seine ihm beifringenden Mannen sich als eine Wand quer vor den Brand aufstellen, ruft er mit donnernder Stimme:

„Hinaus! mich treibt das Feuer!“

Und ein geschlossener Eisenhauf, schwer blinkend, todtzuckend, trieb er Gottfried von Bouillon, dessen Linke sich um die Gräfin geschlungen, in die innern Gemächer zurück, brach in den Hof hinaus, in die dort eingetretene Verwirrung hinein, drang unter dem Schutze der zu den Fenstern herausschießenden Flammen nach dem Wall, über hinaus den Wall. — Aller der Feinen Ruf, die noch nicht über den Strom waren, tönte ihm von der Bucht her entgegen — auf seinem Schilde fuhr er die Schräge hinunter, ihm nach sein Gefolge und — außerdem Pfeile, Speere, Steine — die Nacht!

Das Schloß wirbelte eine Flammensäule in den Himmel. — In seinem Feuerchein stachen alsbald vier Segel in die See, welche hinter einem Gebüsch und den Dämmen vor Anker gelegen.

3. Kapitel.

Unterhalb Jahre sind vergangen seitdem Biesingen in Rauch aufgegangen war.

In seinem Schlosse zu Speier sitzt Kaiser Heinrich IV. mit seiner Gemahlin und deren Gemächern, Herrn Friedrich von Bamberg, dem Stammvater der Hohenstaufen. Auf seinem edlen Gesicht liegt Mißmuth. An seinem Auge geht ihm sein ganzes Leben als eine fortlaufende Reihe von trübem und schweren Wolken, nur von wenigen Sonnenstrahlen durchbrochen vorüber.

„Jetzt sind es achtzehn Jahre gewesen,“ begann er halb wie im Selbstgespräche vor sich hin zu reden und unterbrach sich so gleich n i einem tiefen Schmerzvollen Seufzer.

Die Kaiserstochter blickte nach ihrem Gatten hinüber. — Der zuckte mit der Achsel. Nach kurzem Ueberlegen jedoch versuchte er in diesem Blide gelegenen Aufforderung zu folgen und den Kaiser seinen düstern Gedanken zu entreißen.

„Es ist schon länger her,“ so hob er an, „daß Du, mein Kaiser und Herr den Dom dieser Stadt, von Deinem Großvater, dem glorreichen Konrad gegründet, vollendet hast. Er wird stehen und zeugen für Dich durch alle Jahrhunderte —“

„Der Dom, der Dom?“ fiel ihm der Kaiser in die Rede, „eine Kirche! Wo ist ein Schloß, eine Burg, die ich heute für die kommenden Jahrhunderte? Selbst meine Harzburg. — Doch still davon! Sie liegt in Trümmern, wie Alles, was ich der Kaiserlichen Majestät zum Heile unternahm. Die Kirche wuchs, die Kirche baute ich, der Kirche half ich ihr Fundament stützen, ihre Wölbe in den Himmel zu richten. — Ach, vor jetzt achtzehn Jahren stand ich im Vorhofe des Schlosses von Canossa und mein Gewand war das Büßerhemd und meine nackten Füße standen im Schnee.“

„Diese Erinnerungen, mein Vater,“ fiel Agnes hier ein, „müssen verwischt sein! Du solltest Dich unaufhörlich mit ihnen! Wo auf Erden ist ein Mensch ohne Fehl? Wo dürfte ein Mensch das Auge aufschlagen, wenn seine Vergebung, keine Vergessenheit wäre? Und Du hast Dir selber durch die rühmlichen Thaten vergeben; vergiß nun auch!“

Heinrich IV. versank in das schmerzlichste Nachdenken. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Du, Friedrich von Bären und noch Einer, in allen Tagen meines Unglücks und meiner Schmach, bliebest Ihr mir getreu! Deiner Tapferkeit danke ich den Sieg an der Elster über Rudolf von Schwaben, und jener Andere stieß ihm sogar den Schaft der Reichsfaße in die Brust; jener Andere war auch der Erste auf den Mauern Roms, und ihn — gieb Acht, wie es mein hämißliches Schicksal fagt! — ihn, die Perle meiner Krone, den Mann voll Kraft und Treue, gieb Acht, gieb Acht, mir, dem Armen, raubt das Schicksal diesen Mann, ihn verliere ich in diesen Stunden! Dich, meinen Stab zur Rechten, Dich nahm ich zum Gidame, Du gabst ich das Herzogthum Schwaben; ihm, meinem Stabe zur Linken, gab ich die Mark Antwerpen, ihn machte ich zum Herzog von Lothringen und Gott — machte ihn mir zu Staub! Ich sehe prophetisch in die Nacht meiner Lage: Gott macht ihn mir zu Staub!“

„Ich begreife Dich nicht, Kaiser und Herr —“

„Er steht vor Gericht und er ist auch schuldlos, ich weiß es, ich kenne den Rechtspruch, bevor er gesprochen, er lautet auf ein Gottesgericht und im Zweikampfe mit seinem fürchterlichen Gegner. — Ja, wäre er nicht Heinrich's Mann, dann blühte ihm eine Hoffnung des Sieges! aber so unterliegt er!“

„Weißt Du so gewiß, daß auf das Gottesurtheil erkannt werden wird?“

„Ich weiß nicht, wohin ich meinen nächsten Schritt richten werde, aber ich weiß, daß ich ihn ins Unglück richte.“

Der Hohenstaufe schüttelte verdrießlich das Haupt. Agnes aber verließ das Gemach und kehrte nach wenig Minuten mit Richenza von Zeeland zurück. Die Letztere war in tiefe Trauer gekleidet, die aber ihrem von Schwermetz überhauchten Gesichte nur noch einen heßeren Vitz zu verleihen schien.

„Nein, theuerster Vater,“ sprach Agnes, „Du weigertest Dich bis jetzt, Dir den Hergang der Ereignisse berichten zu lassen, durch welche der Markgraf von Antwerpen in diese Dich beunruhigende Anklage verurtheilt. Erlaube unserem werthen Gaste, ihn Dir vortragen zu dürfen. Unwissenheit ist in allen Dingen wie die Mitternachtstunde, die den Gespenstern Freiheit giebt; Gewißheit mag in den wetterdurchstürmtesten Tag schau'n, aber sie schaut in den Tag.“

„Sei es so,“ entgegnete der Kaiser und winkte Richenza, sich zu setzen. „Berichte mir denn, edle Gräfin, was sich nach dem Niederbrande Schloß Biesingens begab, und wodurch Gottfried von Bouillons Ehre getrübt ward.“

„Sie ist rein wie die Sonne!“ entgegnete Richenza. „Hörret mich, gnädigster Kaiser!“

„Wie der räuberische Normann meinen Vater erschlagen, wie seine List ihm den Eingang in unser Schloß verschafft, wie ihn da meine Mutter entlarvte, er dann das Feuer in die Halle verstreute, seinen Rückzug nahm und entfloß — das Alles wisset Ihr, das hat der Ruf dieser That durch die Welt getragen.“

„Meine Mutter war während des Feuers dem Markgrafen in den Arm gesunken und von ihm durch die inneren Gemächer ins Freie gebracht. Dahin stiegen wir alsbald auch die Hülle meines Vaters bringen, um sie vor den Flammen zu sichern. — Nun brannte das Schloß eine Trauerfacel für Beide in die Nacht, denn meine Mutter kehrte nicht wieder ins Leben zurück! —“

„Wie mit einem Witterschlage hatte das Schicksal in mein Leben geschlagen; was ihm lieb und heilig war, er hatte es zertrümmert!“ —

Der nächste Morgen sah unsern Abschied von den rauchenden Trümmern. Ach, es war ein trauriges Gepränge, mit dem wir schieden: der Markgraf mit allen seinen Mannen, die Reste der unseren, und an ihrer Spitze die Bahre meiner Eltern! Alle Bewohner der Insel strömten herbei, den geliebten Todten ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und die Glocken, gleichsam die Zungen des allgemeinen Schmerzes, riefen ihre Klage bis weit in die See hinaus. Gen Middelburg zogen wir, die Stadt weit in Flor. — Doch genug dieser schmerzlichen Erinnerungen!

„In der Abreise wurden meine Eltern beigeseht. Nachdem die Grub geschlossen und ich im Rathhause wieder in meinem Zimmer war, trat der Markgraf zu mir und sein feierliches Wesen verkündete mir etwas Außergewöhnliches:

„Durch diesen Ring,“ sagte er und zeigte mir den Trauring meiner Mutter dabei, „bin ich mit Vollmacht bekleidet, Eure Zukunft zu gestalten. Die wenigen Tage jedoch, welche mein Geschick mich in Eurer Nähe verleben ließ, haben mich die Ueberzeugung gegeben, daß Ihr, ein Geist sehr selbstständiger Art — wodurch ich mir in seinem Munde dies Lob gewonnen, das weiß ich nicht — daß Ihr also keines Vaters und Vormundes bedürftig seid. Kraft dieses Ringes aber lege ich Euch dagegen die Bitte zu Rufen, mich zu Eurem Bruder und Freunde, zum Helfer in jeder Noth anzunehmen. Aufsetz mich, und ich bin da; ehret mich durch Euer Vertrauen: mein Kopf, mein Arm und mein Herz sind jedem Eurer Dienste geweiht.“

„Er war niedergebmet bei diesen Worten, hatte meine Hand an seine Lippe geführt, dann erhob er sich und sagte mir sein Lebewohl.“

„Ueberrascht und bestürzt hatte ich ihm Nichts zu erwidern, ihn selber nicht zurückhalten vermocht. Seine Trompeten riefen mich aber ans Fenster und dahin sprengte er mit den Seinen auf der Straße zum Thore hinaus.“

„Ich weiß nicht, wie oft ich mich seines Beistandes bediente, es geschah zuweilen und öfter noch kam er wohl selber geritten, meinen Verhältnissen nachzufragen, genug — wohl ein Jahr stieß so hin und ich träumte mir Alles aufs Beste verwaltet, wohin ich mein Auge zu richten hatte. Da auf ein Mal erscholl ein Geräusch durch die Insel — der Normann war wieder gelandet! — Er kam zwar nicht um zu rauben, er kam nicht als Feind — aber er stahl mir dennoch Alles, was ich besaß, die Herzen, die Treue meines Volkes, denn er hieß sich einen Retter und Befreier! Wußte auch Niemand, wovor Rettung Noth, von Wem er zu befreien den Beruf haben sollte, Alles jubelte ihm zu, denn er zeigte einen Ring meines Vaters an seinem Finger und nannte sich kraft dessen meinen Verlobten, beehrte kraft dieses Ringes meine Hand und mein Erbe.“

„Vielleicht, daß ich diesen und jenen meiner Vasallen erzürnt haben mochte, weil ich ihrem Andringen, mich zu vermählen, nicht nachkommen konnte, genug — wie der Unke Ruf ander Wetter verkündet — Klagen über Weiberberrschafft, über Fremdenregiment — was auf Gottfried von Bouillon zielen sollte — wurden laut und ehe ich mich's verfah, hatte ich meine Getreuen im Feldlager des Feindes zu suchen. Gottfried von Bouillon eilte mir zu Hilfe. Er schalt den Normann einen Verräther, er zeigte den Ring meiner Mutter — schlagen auf den Feind aber wollte er nicht, weil er dabei hätte auf mein eigenes Volk schlagen müssen — und im Vertrauen auf das Recht machte er so endlich den Vorschlag, den ganzen Streit vor den Kaiser zu bringen, ihm die Macht zuzusprechen, mein Erbe und meine Hand zu vergeben.“

„Meine Lehnsleute und Vasallen riefen diesem Vorschlage ihren Beifall. Jetzt sah sich der Normann ohnmächtig, seinen Zweck mit Gewalt zu erreichen; so mußte auch er sich darenin fügen, daß sein Recht gepflückt werde. Trotzig ging er darauf ein und — steht mit dem Markgrafen jetzt vor dem Gerichte, vor das Du, Kaiser und Herr, sie gewiesen.“

Richenza schwieg, und der Kaiser seufzte recht aus der Seele; ihm ging es durch den Sinn, wie oft er das Recht schon gesprochen und wie wenig sich die Fürsten daran gekehrt hatten. — Dann aber erhob er sich und sagte ihnen soeben ins Zimmer tretenden Ritter mit den Worten bei der Hand:

„Du bringst mir den Spruch des Gerichts? Sei still, ich weiß wie er lautet. Der Normann verließ bei der Behauptung, daß er seinen Ring vom Grafen von Zeeland erhalten, und kein ebenbürtiger und unparteiischer Zeuge vermochte die Behauptung Ring Gottfried von Bouillons zu unterstützen: sein ein Herr er von der Wittve Graf Balduin's; keines von Beiden Behauptung kann aber die Behauptung des Andern entkräften: darum spreche der Herr im Gericht. — Nicht wahr, die kurzfristigen Menschen liefern ihre Weisheit der rohen Gewalt in die Hände?“

Bestürzt über den bitteren Spott in den letzten Worten des Kaisers, entgegnete der Angeredete nur mit einem kurzen:

„Es ist, wie Du sagst, Herr.“

Dann erhielt er den Befehl, das Gottesgericht zu bestellen.

4. Kapitel.

In einem festen, burgähnlichen Gebäude an der Ecke des Marktplatzes, dem Dome gegenüber, ist die Herberge Gottfried's von Bouillon. Einsam und voll tiefen Ernstes steht der Markgraf in einem großen Gemache, das nur durch ein in Spitzbogenfenster erblickt ist. Er hat nach seinem Leibknappen gerufen, daß er ihn wappne, und dieser kommt nicht. Aber er scheint ihn auch noch nicht zu vermiffen, denn er betrachtet den Ring an seinem Finger, den ihm die Gräfin von Zeeland daran gesteckt hatte.

Lange betrachtet er den Ring, dann spricht er vor sich hin: „Eigenmuth, hast du einen Theil an dem Schicksale, dem ich mich beugen muß? Die Welt giebt mir Schuld ehrgeizige Pläne zu beugen; meine Freunde vertheidigen mich dagegen; ich selber weiß kaum zu sagen, ob meine Freunde oder meine Feinde im Recht sind. Zu oft hörte ich die Anschuldigung der Einn, zu oft die Vertheidigung der Andern, als daß ich genau wissen könnte, welches ohne ihren Einfluß meine wahrhaften Gedanken sein würden. — All meine Thaten sprechen für den Argwohn meiner Feinde, das muß ich zugeben! Sie sehen mich nach der Mark Zeeland als einem mir höchst günstig gelegenen Zuwachs an Macht greifen, wo ich doch glaube, mich nur der Pflicht hingugeben, die mir aus dem Auftrage einer Sterbenden erwuchs; sie sehen mich trachten nach der Hand

Nichenza's nicht aus reinster Herzensneigung, sondern aus Berechnung, nicht als vom Hauch Gottes voll, sondern erfüllt von dem blinden Begehre, welches nie sieht, wie kurz ihm der Tod seine Dauer gesteckt. — Soll sich der Mensch aber als den Einsatz aus Leben betrachten, darauf ihn so viel reichere Gewinn lockt, als er sich unbedingt und furchtlos auf's Spiel setzt. — Nein, nein, auch in diesem Falle wäre die Selbstsucht mein Antrieb gewesen, verhilft in einem zwingenden Gebote der Natur, auch unter dieser Maske. — O, es ist Alles Maske am Menschen! Nur dann allein stehe ich sicherlich in der Wahrheit, wenn ich mich als den Einsatz aus ewige Leben betrachte, wenn keine Hoffnung mir anderen Lohn zeigt als den Himmel, dahin uns der Vater ruft.

Ein schwermüthiger Hauch senkte sich über Gottfried's Augen, und Nichenza's Bild mit allem Zauber ihrer jugendlichen Schönheit stellte sich vor seinen Blick — eine Thräne zog sich zitternd wie ein Schleier darüber.

Werde ich den Sieg gewinnen und werde ich Dich dann besitzen, Du Geliebte? Den Sieg müßte ich gewinnen, weil meine Seele sich rein weiß von der ihr aufgebrachten Anschuldigung; ob ich Dich aber erwinne? Ich habe Dir wohl zu sehr nachgetrachtet, ich habe wohl oft meinen Gott über Dich vergessen und habe Dir's nimmer gesagt; ich weiß nicht, ob Du mich willst. — Was hilfe mir's aber, wenn Dich der Kaiser mir gäbe, wenn Dich mein Schwert mir ersiegt, und das Herz bliebe ohne Antheil an dem Gewinn? Und ist meine Seele so lauter, daß ich auf den Sieg rechnen darf?

Dieses stets wiederkehrenden Zweifel an seiner eigenen Würdigkeit endete er jetzt aber mit dem Ausrufe:

„Sieh Dich in die Gnade des Herrn! Es ist Alles an mir Gnade von Gott!“

In diesem Augenblick trat sein Knappe herein, um ihn zu warnen.

Der Herberge Gottfried's von Bouillon gegenüber, der Dom zwischen ihnen, hatte Nichenza von Zeeland ihre Einkehr genommen. Ihre Freundin Cornelia van Del ist bei ihr, Erbstüchliches plaudernd und beschäftigt, sie zu schmücken. Jetzt hat sie ihr einen Kranz von Perlen ins Haar gewunden, hat ihr den seitwärts herabfallenden Schleier mit einer Rose festgesteckt und tritt einen Schritt zurück, um sie zu betrachten.

„Fürwahr, theuerste Nichenza, auch in dieser eigenmächtigen Trauer, darin Du Dir immer noch gefüllst, bist Du voll solchen Reizes, daß sich der Kaiser als Alleinher aller Christenheit mit dem Sultan der Mohren um Dich schlagen könnte? Werth bist Du's, Geliebte! — Aber im Ernst, Wem von den beiden Kämpfern um Deine Hand gönnst Du im stillen Herzen den Sieg? Herr Herebrand Harfagger, dieser Königssohn aus dem Norden, ist ein Held an Kraft und Gestalt, wie ich bisher keinen Zweiten gesehen. Noch immer sehe ich ihn in dem Mitterspiele, das er Dir zu Ehren unter den Mauern von Middelburg veranstaltet hatte, Mann für Mann mit seiner starken Lanze aus dem Sattel heben und im Schwertkampfe danach jede Klinge wie Glas zer-splittern. Es war recht, als ob einer der alten Riesen aus Walkalla zur Erde herniedergestiegen, um mit den Zwergen aus Staub hier sein Spiel zu treiben.“

„Ja, er ist stark und seines Gleichen auf Erden nimmermehr!“

„Das sagst Du so tonlos, so ohne alle Beimischung einer Empfindung weder des Stolzes noch der Hoffnung oder der Furcht? Ist dies so völlig gleich, Wem von den beiden Gegnern den andern überwindet und Dich gewinnt?“

„Gott soll's ja bestimmen in seinem Gericht!“

„Si Liebe, das ist wahr, aber Dein Herz — spricht es für Keinen von Beiden? Ist schon war ich der Meinung, Dein Auge ruhe mit Wohlgefallen auf Gottfried von Bouillon. — Es ist nun aber Jahr und Tag, daß er sich um Dich bewirbt und entweder ist es Deine Räte oder seine Schlichternheit, Ihr seid Euch keinen Schritt näher gerückt. Nun kommt dieser Normann, das Staunen die Bewunderung aller Welt, und auch seine Umwerbung läßt Dich ungerührt? Du darfst sagen, er wirbt nicht ehelich um Dich, das mag sein, aber er wirbt kühn, und dem Wager gebühret der Lohn. All seine Sünden vergeißt ihm das Weib, denn sie entspringt aus der Liebe.“

Nichenza stand auf, legte Cornelia ihre Hand auf die Schulter und sprach:

„Freundin, mir wird Keiner von Beiden! — Während Du um mich bekümmert die letzte Hand an meinen Schmuck legtest und Dinge schwächtest, nur um mich zu erheitern, mich zu zerstreuen, oder auch um mich auf mein wahrscheinliches Schicksal gefast zu machen, denn warum lobtest Du den Normann oder entschuldigst ihn nur? — während Du so bemüht um mich warst

und ich Deiner Neben fast nicht Acht hatte, erstand mir ein Gesicht vor den sinnenden Blicken, darin ich den Spiegel meiner Zukunft erhielt. Schüttle den Kopf nicht, liebste Cornelia, es ist gewiß. Höre!“

„So wie ich jetzt gekleidet bin, sah ich mich einsam schreiten und das Land um mich her war hügelig und wüßt; rothbrauner Sand war der Boden, nirgend's ein Grün und die Luft stammte wie Sonnenbrand. — Wenige Schritte nur hatte ich gethan, da mußte ich stehen bleiben, denn eine tiefe Rinne, auf deren Grunde ein silberklares Bächlein sich hinderte mich. Zuerst war die Rinne so schmal, als könnte ich sie überspringen, sie wurde aber immer breiter und der Bach wogte zuletzt als ein Strom, dessen jenseitiges Ufer, je mehr es zurückwich mit Blumen und Bäumen, darunter drei himmelhoch strebende Palmen, sich schmückte. Ich weidete mich lange an diesem Anblick, dann sah ich zur Seite und da stand Gottfried von Bouillon neben mir; erschreckt wandte ich mein Auge zur Linken, da stand der Normann neben mir, streckte die Hand nach mir, und als ich nun wieder auf Gottfried mich umwandte, der nur sein tiefblaues Auge auf mich blickte, da — ich sah's und sah es auch nicht — schritt unter den Palmen von Jenseits ein Mann hervor, das Ufer hinab, schritt über den Strom ohne einzusinken,

Diese waren in einer kleinen sandigen Ebene aufgerichtet, deren Umgrenzung auf einer Seite der bewimpelte Rhein, auf der andern eine Reihe mächtiger mit Fahnen und Zeltdächern bedeckter Hügel war. Der kaiserliche Thron und Baldachin standen auf einer terrassirten Höhe, daneben befanden sich die Sessel für die Kampfrichter, darunter auf einem Vorsprunge des Hügel's die Sitz Nichenza's und ihres Gefolges. Des Kampfgitters Eingang bewachten Grieswärtel mit kreuzweis gestellten Speeren; unweit von ihnen stand der offene Sarg, welcher den Besiegten im Gottesgericht aufnehmen sollte. Kopf an Kopf wogte das Volk auf den Höhen und am Stromufer, die Jugend in den Kronen der Bäume, das selbstständige Alter meist vor den Karren und Buden, wo dem Hunger und Durste gewehrt ward.

„Hol's der Trudel!“ sprach Claus, ein hainbüchener Böttchermeister zu seinem Nachbar, dem Kürschner, und deutete dabei auf den Sarg in den Schranken, „wenn da der Normann hineinsoll, dann müssen sie ihm seine Beine unter den Arm geben, denn da geht nur eine Länge wie des Lothringers hinein!“

„Es ist ein Fatum,“ entgegnete dieser mit wichtiger Miene, „daß der Sarg passen muß; gib auf den Ausgang nur Acht!“

„Du meinst also —?“ „Ja eigentlich das meine ich auch. Denn wenn man den Normann betrachtet, er könnte den Bouillon zu Geruchstücken drücken —“

Schmetternde Trompeten und tausendstimmiges Lebehochrufen unter achen hier und dort; es galt dem aus der Stadt kommenden Kaiser und seinem Gefolge und dauerte an, bis er seinen Platz eingenommen hatte. Hinter ihm ritten Nichenza und ihr Gefolge um die Schranken und ihnen folgten, wieder in einiger Ferne die beiden Bewerber um ihre Hand bis ans Thor derselben, um sich den herkömmlichen Prüfungen zu unterwerfen. Tiefe Stille trat bald an die Stelle des Jubels. Es war als freie der Tod wie ein Adler um die Schranken, um sich auf seine Beute zu stürzen, und das Volk empfand seine Nähe mit Bangen.

„Grad um einen Kopf,“ flüßerte der Nachbar jetzt seinem Nachbar ins Ohr, „überragt der Normann seinen Gegner. Ich fange an zu glauben, daß der Lothringer im Recht ist, denn nur das Recht kann ihm den Muth geben, solchen Gegner zu bestehen.“

„Ja, es gehrt was dazu,“ entgegnete der Kürschner, „und sollte er sich gar in der Stille auch auf heimliche Mittel verlassen.“

„Der Löbner durchsucht ihn die Kleider und Du weißt, fände er was bei ihm, das versperre ihn den Einlaß. Nein, es ist ein muthiger Mann, das hat er in vielen Schlachten bewiesen.“

„Recht Schad' um ihn, denn es ist unser Landsmann! Und wenn ihn der Fremde —“

„Sei still, Nachbar, jetzt schreitet der Löbner vor den Kaiser und der Kampfrichter befragt ihn, ob er sie Beide als freie Ritter, einander ebenbürtig und von gleicher Schildgenossenschaft befunden habe. Horch, er giebt Antwort!“

Und des Löbners Stimme erscholl über den Plan:

„Im Angesicht Gottes und des Kaisers und vor diesem freien und offenen Kampfgerichte, sage Ich, Löbner, daß Herebrand Harfagger und Gottfried von Bouillon, Beide nach rechter Ritterart und zu ihren Herrschilden geboren sind. So Jemand das anders weiß, der rede jetzt, oder schweige für alle Zeit!“

Und als Keiner hierauf entgegnete, da gebot der Richter den Grieswärteln die Schranken zu öffnen.

Die beiden Kämpen ritten jetzt ein und erhielten von ihren Knappen Schild, Lanze und Schwert. Zuvor jedoch mußten sie noch geloben, ihren Kampf ohne Arglist, wie Menschenhinn das erdenken möchte, ohne Hilfe des Bösen anzusehen und sich keines Zauberspruches oder Krautes zum Vannen und Blendenden des Gegners zu bedienen. Danach wurde ihnen Sonne und Wind zugetheilt und der Ehrenhuld trat an den Schild zu des Kaisers Füßen, um auf ihn mit einem Weidenstab das Zeichen zum Angriff zu geben.

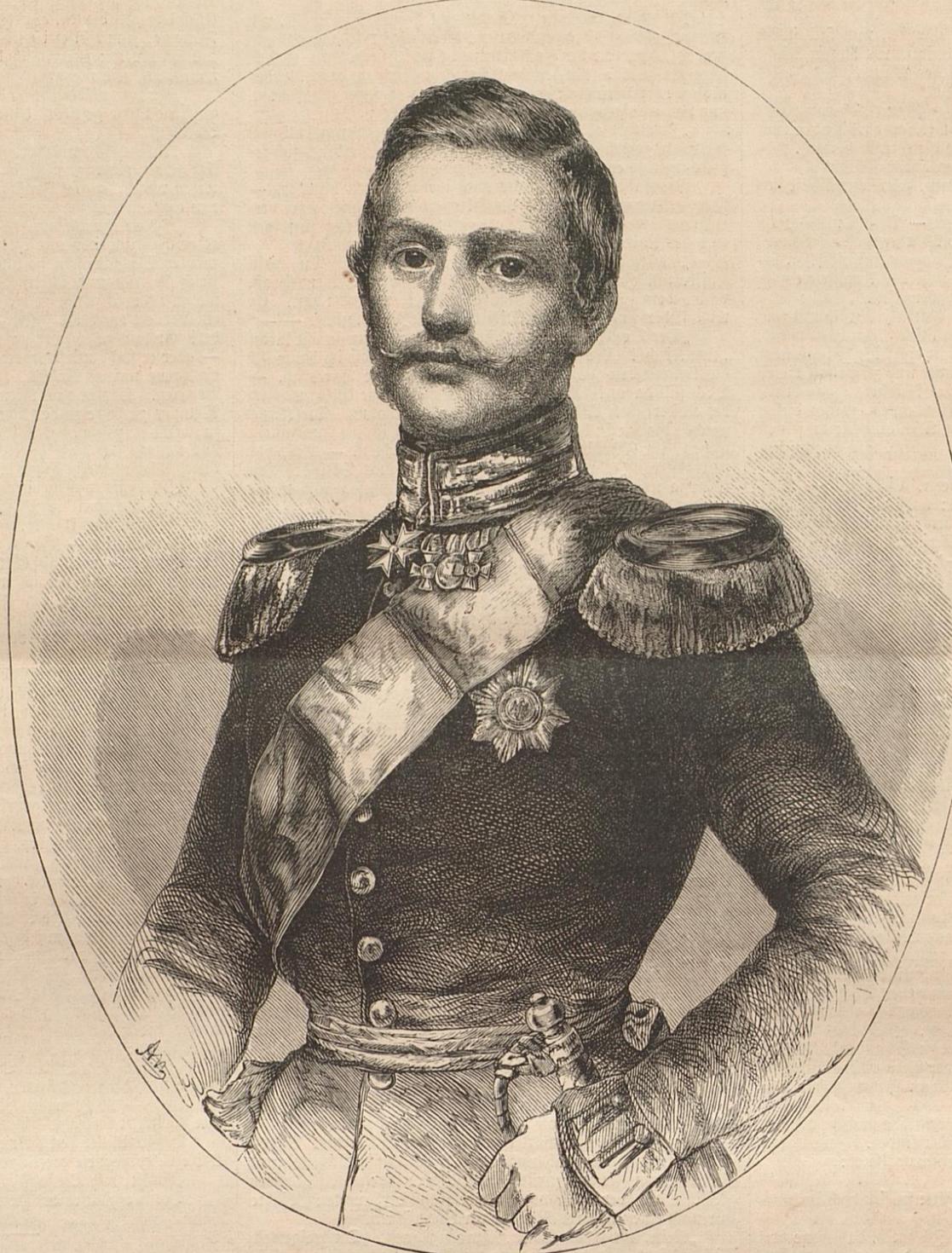
Er schlug ein Mal dagegen und die Ritter sprengten aus Ende der Schranken;

Er schlug zum andern Male dagegen und sie legten ihre Lanzen ein;

Er schlug zum dritten Male an den Schild — jetzt setzten sie ihre Streitrosse in Lauf, als wollten sie den Sturm überholen. Inmitten der Rembahn trafen sie aufeinander, beide Lanzen zersplitterten, ein Staub, ein Wirbel wie Dampf umflog die Kämpen — Aller Auge sah sie ihre Lanzenstäfte zur Erde werfen, die Ritter selbst im Falle.

„Hoch, Gottfried von Bouillon!“ rief alles Volk in die Luft und gab damit zu erkennen, daß es für ihn gezittert habe.

Wie Springfedern flogen die Ritter nun von den Kössen



Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen.

Schritt auf mich zu und faßte mich bei der Hand. — Mein Auge sah ihn nicht, mein Auge verweilte auf Gottfried's Augen, mein Auge floß in Thränen über, ach mich faßte so großer Schmerz, daß ich mit der freien Linken mein Herz pressen mußte und da — fühlte ich, daß ich einen Harnisch anhatte, zugleich blickte ich auf meinen Arm und ein Schild blinkte mir entgegen. — Bei dieser Bewegung entschwand mir das Gesicht und meine Seele ward voll von dem Glauben, daß mich der Herr zu seiner Braut will!“

Nichenza blickte gen Himmel, und Cornelia wagte Nichts zu erwidern.

Nach einer Weile erscholl Pferdegetrappel von der Straße, und die beiden Freundinnen traten ans Fenster. Gottfried von Bouillon ritt aus seiner Herberge heraus — vor dem Dom hielt er still, blickte hinüber nach dem Fenster seiner Geliebten, stieg vom Rosse und schritt in das Heiligthum, um sich da seine Kraft zu holen. Nichenza glaubte in seinen Augen gelesen zu haben; auch sie warf sich nieder in ihren Betstuhl und rief zu Gott aus all ihrer Noth.

Beseelt von erhabenem Gleichmuth, wie ihn unbedingte Ergebung in Gottes Rathschluß erzeugt, ließ sie dann ihren Zelter vorführen und ritt hinaus nach den Schranken.

und ihre Schwerter aus den Scheiden. Hui hieben sie einander auf Helm und Schild, daß sie das helle Feuer umschwamm, und in der Lohr aus ihren Stahlschlägen drängten sie Schild an Schild, Brust gegen Brust, für den Stoß die Gelegenheit zu erspähen, sprangen sie wieder auseinander, dem Hiebe mehr Gewalt zu geben, und ihre hagelnden, donnernden Blitze rissen die Eisenhaut ihres Arms in Fetzen, zersprengten die Bänder ihres Helms, ihres Panzers, und ihres Bluts Bäche sprudelten aus Schrammen und Wunden über ihr blankes Gewand. So in diesem klappernden, rasselnden Tanz schwang Herbrand seine Hiebe schnell und gewaltig, aber ersichtlich nicht mit dem Aufwande all seiner Kraft, während die dem deutlich an seinem Gegner zu erkennen war und bis zur Ermattung desselben schien er es treiben zu wollen, er hieb und hieb, wurde immer sicherer in seinem Spiele, schlug wie der Schmied auf den Amboss, und als Gottfried seinen Schild kaum noch so schnell schwingen konnte, des Normanns Hiebe aufzufangen, da führte dieser einen Schlag nach seinem Schwerte, daß es zersprang dicht an Griffen. — Zugleich brückte er ihm seinen Schild auf die Brust, warf seine ganze Wucht mit darauf, daß er mit einem Knie einbrach und zu Boden sank. — Gottfried von Bouillon schien verloren, und der Kaiser schleuberte seinen Stab in die Schranken, um dem Kampf Einhalt zu thun. Gottfried aber hatte im Fallen seinen Arm auf den Boden gestemmt, war damit grade auf das Bruststück seiner Ringe getroffen, und als nun der Normann den Fuß hob, um ihn auf den Rücken zu stoßen, ihm danach das Schwert auf die Gurgel zu setzen, da schnellte er ihm den Lanzenstiel gegen das Bein, daß er taumelte, daß ihm der Helm in den Nacken glitt, und nun wie der Blitz auf und empor, schmetterte er ihm seinen Schwertgriff ans Haupt. —

Gottfried von Bouillon wußte kaum, ob er wach sei, als er den Normann am Boden sah. Wie noch im Kampfe hielt er den Schild vor der Brust und starrte nieder auf den Todten, langsam dann ließ er den Arm sinken und hob sein Auge in den Himmel. Taufendstimmiger Jubel und herein blasende Trompeten umrauschten diesen Blick, und der Kaiser stieg von seinem Throne, schritt die Treppe hinunter, faßte Richenza an der Hand und führte sie in die Schranken.

O wie juchzte ihre Seele, o wie leuchtete ihr Blick und wie flog ihr Fuß dem gemessener dahinschreitenden Kaiser zur Seite, und auch in dessen Augen spiegelte sich Freude und frommer Dank, daß ihm Gott seinen Getreuen erhalten. Jetzt waren sie den Hügel herunter, jetzt durchritten sie den Kampfsplatz, jetzt standen sie an der Leiche des erschlagenen Normanns, und Richenza erkannte mit heiligem Schauer, daß sich seine Todeswunde an derselben Stelle befand, wo er sie ihrem Vater geschlagen, und eben hob sie ihr Auge wieder empor und hinüber nach dem Geliebten. — Da rief ein Aufschrei der Menge ihren Blick nach dem Schrankenthor hin und durch dasselbe, zwischen den scheu zurückweichenden Grieswärteln hindurch, schritt ein Mönch, eine hohe Gestalt, fleischlos wie der Tod, aber mit Augen wie Flammen aus tiefen Höhlen, und sie schritt feierlich mit erschreckendem Ernste, den gekrümmten Heiland in der Rechten, einen weißen Mantel über den Arm geschlagen, und ein Pergament in der Linken auf Gottfried von Bouillon zu, warf ihm den Mantel über die Schultern, darauf dann ein rothes Kreuz sichtbar ward.

Und mit knöchernem Finger auf den Todten deutend, rief er mit grabeshöhler Stimme:

„Nicht über dies Blut gehst Du an den Traualtar! Dich fordert der Herr, der Dich schirmte! Du sollst Dein Banner pflanzen auf Zion! Christ erschien mir, und also hat er geredet zu mir: die Stunde ist kommen, daß mein Tempel gereinigt werde von den Moslims, und mit Dir will Er sein! Amen!“

Tiefe bange Stille folgte diesen Worten.

„D verloren!“ seufzte Richenza und sank dem Kaiser in die Arme.

„Nein, gewonnen!“ erwiderte Gottfried, „denn nun kennst Du mir Deine Liebe!“

Als er aber seine Hand hinüberreichen wollte, faßte sie der Mönch und zog ihn mit sich:

„Folge mir!“

„Folget mir Alle in den Dom!“ rief er zum Kaiser und dem Volke danach.

Hoch hielt er das Cruzifix, hoch hielt er das Pergament und rief abermals aus:

„Folget mir in den Dom! Dies ist ein Brief des Patriarchen von Jerusalem an den Papst, an den Kaiser, an alle Könige und Fürsten, an alle Männer des ganzen Abendlandes! Ihr sollt Kunde erhalten von dem Leide, das die Ungläubigen allen Wallfahrern bereiten, Kunde von aller Schmach, die unserm heiligen Glauben geschieht! Folget mir! Gott will es! follet Ihr rufen.“

Und er schritt hinaus aus den Schranken, bestieg ein Maulthier, ritt zur Stadt, und wie betäubt folgte Gottfried, folgten der Kaiser und Richenza, folgte alles Volk, und in den Dom wogte das Volk, und auf der Kanzel redete der Mönch, und als er schwieg —

„Gott will es! Gott will es!“ Durchbrausete es den Dom. —

Tausende forderten das Kreuz — vorm Altare lagen sich Gottfried und Richenza in den Armen — um sich fürs Leben zu trennen!

Petrus von Amiens hieß der gewaltige Mönch.

5. Kapitel.

Gottfried von Bouillon pflanzte die Kreuzesfahne auf; Hunderttausende sammelten sich darum; Fürsten und Ritter, Freie und Leibeigene aus allen Ländern folgten ihr und so flog sie durch Deutschland, durch Ungarn, durch Griechenland und Kleinasien und senkte sich wie ein Adler auf die Zinnen Jerusalems. Das heilige Grab ward erobert und Gottfried von allen Fürsten zu seinem Beschützer erwählt. König von Jerusalem hieß er nach dem funfzehnten Juli 1099, aber die Krone von Gold wollte er nicht tragen, wo Christus der Herr die aus Dornen einstrug.

Und im Glanze seines aufblühenden Ruhmes, in der Fülle all seiner Macht schweifte sein Auge nach den Gefilden zurück, wo ihn die Liebe gerührt, wo seine Wiege gestanden, wo ihn

sein Kaiser zum Ritter geschlagen, wo er seine ersten Vorbeeren gepflückt. —

Trauer und Wehmuth umflore dann seinen Blick: Gegen seinen Kaiser sah er des' eigene Söhne empört — und von der Geliebten kam nirgends eine Kunde zu ihm!

Richenza war ihm näher als er dachte. —

„König, zum Kampfe!“ so brauste es durch Jerusalem. Der Sultan zieht von Aegypten heran, und sein Volk ist unzählbar! Trompeten schmetterten, Fahnen webten und Gottfried zog mit den Seinen gen Askalon, dem Sultan entgegen.

Dort in der sandigen Ebene hielt er Rast, um sich zur Schlacht vorzubereiten. Und nach dem Kriegsrathe rief er einen Ritter aus seinem Gefolge zu sich:

„Es war in einem Walde vor Antiochia,“ so begann er zu ihm, „da vernahm ich den Schrei eines Bedrängten. Ein Bär hatte ihn gefaßt. Als ich hinzueilte, da ließ das Ungethüm von seiner Beute ab und griff mich an. Mein Schwert zerbrach — wehrlos drohte mir Lebles, da warst Du es, der dem Bären seinen Speer in die Seite rannte und mich befreite.“

„Noch danke ich Dir nicht dafür. Ich weiß auch nimmer, wie ich's soll. Jetzt aber, am Vorabende einer Schlacht — da könnte es morgen zu spät sein! Fordre, was ich Dir gewähren kann.“

Der Ritter entgegnete hierauf:

„Nach der Schlacht will ich's Dir sagen.“

So schieden sie, und die Schlacht entbrannte.

Gottfried stürmte in den Feind, es fochten Einer wider Funzig, sechs tausend Kreuzfahrer gegen dreimal hunderttausend Moslims, und sein Schwert brach blutige Bahn, so tief in den Feind, daß ihm die Seinen nicht folgen konnten. Und sein Kopf sank unter Krummsäbel und sein Schild war zerhauen, wilder Triumph brüllte um den Unzingelten — da in dieser Noth brach der fremde Ritter zu ihm hindurch, das ganze Heer folgte, und weil dem Feinde zur Seite in diesem Augenblicke neue Staubwirbel aufstiegen — Viehheerden verursachten sie — er aber sich auch von dorthen bedroht wähnte, so wandte er zur Flucht, das Kreuzheer ihm nach. — Nur Gottfried blieb auf der Wahlstatt zurück, der fremde Ritter war ihm in den Arm gesunken, ein Pfeil hatte ihm den Harnisch über der Brust durchbohrt. —

König Gottfried löste seinem Retter den Helm, lange blonde Locken quollen darunter hervor, er löste ihm den Harnisch — das Bärtchen auf Kinn und Lippe des Verwundeten war eine Maske —

„Du bist Richenza, meine Geliebte!“ rief der König und küßte ihr den erblassenden Mund.

Richenza brückte ihm die Hand für seine Liebe und entgegnete mit brechender Stimme:

„Vor an, voran nur gehe ich Dir zu Gott, in dessen Dienste ich Dir schon vermählt war. Dort harre ich Dein!“

Und in Vorahnung seines baldigen Todes sprach Gottfried darauf:

„Ich folge Dir bald! —“

Die Kreuzfahrer kehrten von der Verfolgung zurück, sie zogen nach Jerusalem heim und im nächsten Sommer, im Sommer 1100, beteteten sie ihren König zu seiner Geliebten. Seine Kraft war erlegen. [2493]

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Nr. 31 des Bazar brachte das wohlgetroffene Portrait der Prinzessin Victoria von England, welchem wir heut das ihres hohen Verlobten folgen lassen. Der Prinz befand sich kürzlich längere Zeit am englischen Hofe, und hat bereits die glückwünschenden Guldigungen mehrerer bedeutender britischer Städte, unter Andern auch das Ehrenbürgerdiplom von London entgegen genommen. Prinz Friedrich Wilhelm, bekanntlich Sohn Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen, und Neffe von unserm jetzt regierenden Königs Majestät, ward im Jahre 1831, den 18. October geboren, an einem Tage also, welcher als Jahrestag der Schlacht bei Leipzig in der Geschichte Preußens zu einem denkwürdigen geworden ist.

Mahnung.

Herzinnig danke Gott, wenn dir dein Lebensweg ganz breit und klar vor Augen liegt, wenn in deine stille Hütte wohl nie verlockend des Versuchers Stimme drang! Doch wag es niemals dich zu überheben, auf die zu schelten, die auf hoher See mit ihrem Lebensschiff vom Sturm getrieben werden und an den Klippen ihre Kräfte brechen, die weh und blutend sich von dem zerschellten Schiff, doch noch mit frischem Leben in der Seele retten. Und gehn sie unter selbst, nicht schlechter waren sie als du. Wohl warst du klüger in dem Thal zu bleiben, doch nicht für Jeden frommt das stille Thal. Und hörst du nun in deiner trauten Heimath, gemächlich an dem warmen Herde sitzend, des Sturmes Brausen, o so denke derer, die draußen auf dem Ocean des Lebens mit wellengleichen Leidenschaften kämpfen — und fall auf deine Knie und danke Gott für deine Friedensstätt; doch überheb' dich nicht und halte nicht dein ungeprüftes Gutsein gar für Tugend! Denn Tugend kann nur aus dem Kampf erstehen, und nur durch Thränen strahlt des Sieges Lächeln. [2477]

Sophie Verena.

Großmütterchen.



„Großmutter, Du mahnst mich, — geh' grade ja! — Und sitzest so krumm auf dem Stuhle da!“

„Mein Kind, auch ich ginz einst grade einher, Doch — siebzig Jahre — die drücken schwer.“

„Dein Haar ist so weiß, so sah ich noch keins; Wird es nicht auch noch so braun wie meins?“

„Mein Haar war wie Deines so braun und weich, Der Schnee des Alters nur machte es bleich.“

„Großmütterchen, ziehst ja die Stirne so kraus, Ich denke, die meine sieht anders aus.“

„Fühl' her, meine Stirne ist weich und glatt, Wie kommt's, daß Deine viel Falten hat?“

„Wohl hundert von kleinen Falten sind hier, Und dann noch die großen — eins, zwei, drei, vier . . .“

„Großmütterchen, sage mir doch genau, Wer zog Dir die Furchen so tief, so rauh?“

„Die Furchen, mein Kind, so groß als klein, Die pflügte das Leben so schaff hinein,“

„Die kleinen Furchen um Mund und Kinn, Lie zogen die kleinen Sorgen dahin.“

„Die Furchen am Auge, so wirr und kraus, Die höhlt die salzigen Thränen aus.“

„Doch sage mir nur, liebes Mütterlein, Wer grub denn die großen Furchen ein?“

„Die erste grub mir mit einem Schlag Einst Deines Großvaters Todestag;“

„Dann blieb Dein Vater in heißer Schlacht, Der hat hier den zweiten Strich gemacht;“

„Dann starb Deine Mutter und ließ Dich allein, Davon mag der dritte Strich wohl sein.“

„Und der vierte, Du arme Großmama — Der scheint mir der tiefste, der schlimmste ja!“

„Ja wohl! Das Schwert, das die Furche schnitt, Es schnitt einen Theil meines Herzens mit.“

„Mein andrer Sohn war ein Böhsewicht — Nun Kind — nun frage mich ferner nicht . . .“

[2497]

Marie Harrer.

Gedichte

von Leopold Schefer.

9.

Still will ich wandeln.

Still will ich wandeln in der Sonne Licht
Durch alle meine Lebenstage hin;
Denn nichts erscheint mir dieses Himmels werth
Und schön genug zu singen und zu thun.
Laß alle Schönheit, alle Göttlichkeit
Mich selig still empfinden in der Brust;
Und küßet meine Wangen Frühlingsluft
Und hör' ich Kinder in den Blumen dort,
So wünsch' ich; meinen Augen sei es auch
Ein Augenblickchen hinzusehn vergönnt!

Still will ich wandeln in der Sonne Licht
Durch alle meine Lebenstage hin.

[2249]

Die Weide.

E i n M ä d c h e n
von
Marie Garret.

Personen:

- Ein Weide.
- Ein Bad.
- Ein junger Maler.

Die Scene ist ein Rasenplatz dicht an einer Landstraße. Links vom Zuschauer steht eine nur spärlich belaubte Weide. Nacht, Mondschein.

Weide (singt bei geschlossenem Vorhang).

Im Sonnenglanz, im Mondenschein,
Da bin ich immer, immer ganz allein,
Die Sterne in der Höh' seh'n mich so traurig an,
Ihr Sterne, was hab' ich zu Leid euch ge-
than?

Dort oben in eurer Welt von Licht
Besleht euch der Staub der Erde nicht.
D' wär' ich wie die Sterne so glänzend und
so rein,
Dann blühte ich mit ihnen im Himmel sein.

(Während der letzten Tacte des Gesanges öffnet sich die Scene. Die Dryade sitzt, den Kopf in die Hand gestützt, zu Füßen des Weidenbaums. Ihr Gewand ist grau und dem düstigen Aussehen des Baumes gemäß, mit geringer Blätterverzierung, das Haar aufgelöst und mit einem Weidenzweig geschmückt. Nach beendigtem Gesange eine kurze Pause, während welcher ihre Blicke in der Gegend umherstreifen, dann spricht sie.)
Wie schön ist diese laue Frühlingsnacht!
Der Mondschein liegt so hell im Gras der
Wiesen,

Daß auch der letzte Elf noch erwacht,
Dem lust'gen Reigentanz sich anzuschließen.
Wie zu stets neuen, wunderbaren Kreisen
Der zarten Körper Schaar sich jetzt verslicht,
Die, wie gewebt aus Dämpfen nur und Licht,
Sich lautlos schwingen nach der traulich leisen
Musik der Nacht und nach des Heimchens
Weisen!

Wohl möcht' ich solch ein leichtes Elfen sein!
Da könnt' ich mich im munteren Tanz vergnügen,
Von Blüthe könnt' ich dann zu Blüthe fliegen,
Dürft' an die Erde nicht gekesselt sein.
Hier bin ich so allein. Dort an der Straße
Die Pappeln seh'n so stolz auf mich hernieder
Und singen oft so fremde, ernste Lieder,
Daß Wort und Sinn ich nicht versteh' noch fasse.
Gewiß, sie sind von edelm Gesicht;
Ich glaub' es, weil so hoch das Haupt sie
tragen,
Und konnte nie mich an die Stelzen wagen,
Niemand ist hier, der mit mir plaudern möcht!
Zwar könnt' ich reden dort mit jenen Sträu-
chen,
Doch ach, die sind ja auch nicht meines Gleichen!
Sont' kam zur Zeit, wenn rings die Blumen
sprühen,
Ein wilder Bach herab vom Bergeshang.
Er lagerte sich dann zu meinen Füßen;
Doch dieses Mal, ach, jögert er so lang.
Wie, soll ich ihn denn nimmermehr begrüßen,
Den munteren Freund, des heiteren Gesang,
Bereint mit meinem, durch die Lüfte tönte
Und mir die trübe Einsamkeit verschönte?
Ja, wenn er sah, wie Sorg' und Leid mich
quälten,
Da wußt' er stets so viel mir zu erzählen:
Wie er durch Wälder leise ist geschlichen,
So leise, daß die Vöglein ihn nicht hören,
Sie ließen sonst sich wohl im Gesange hören;
Und wie er dann den Bäumen ausgewichen
Und über's Gras gehüpft, leis, auf den Zehen,
Daß ihn die mächt'gen Riesen nicht geseh'n,
Sie hätten sonst gewiß mit ihm gegrollt,
Daß er gelauscht, wo er nicht gesollt,
Daß er —

Und läßt sich vom Golde der Sonne nicht
blenden,
Das sie ihm bietet mit vollen Händen.
Ihm ist es eben der küßlichste Scherz,
Wenn sich des armen Gefangenen Herz
Müde pocht an den eisigen Mauern. —

Mein armer Freund, wie muß ich Dich be-
dauern.
Leg' nieder Dich ins monderhellte Gras
Und ruh' Dich aus, und dann erzähl' mir, was
Du Alles hast erlebt auf Deinen Reisen.
Auch lehre mich viel neue, schöne Weisen,
Daß Du bei Nacht mit mir sie singen kannst,
Und sage, welche Schwänke Du erfannst,
Des langen Weges Mühe Dir zu kürzen.

Bach (hat sich auf den Rasen gelagert und stützt sei-
nen Arm auf das Knie der Weide).
Hättest Du mich sehen vom Felsen stürzen,
Als ich endlich des Eises Kiegel brach,
Du riechest sicherlich Weh und Ach.
Ich hüpfte dann über die grünen Wiesen
Und sah ich ein liebliches Blümchen sprießen,
Das arglos in seinen Blättern saß,
Husch! watete ich durch das hohe Gras
Und pflückte es heimlich und kosen ab.
Nimm hin diese Blumen! Schau her, da hast
Du auch noch ein Zweiglein vom herrlichsten Ast,
Das mir ein stattlicher Eichbaum gab.
(Er giebt ihr Blumen und den Eichenzweig, welchen
die Weide mit innigem Antheil betrachtet.)

Der neue Lieder auch hört' ich viel
Wie der Knabe sie trillert bei seinem Spiel,
Wie der Schiffer im Rahn seinem Mädchen
singt,
Wenn von den Bergen das Alphorn klingt.

Weide (ernst und traurig).
Erzähl' mir von der Welt, die draußen liegt.
Erzähl' mir von dem heilig kühlen Wald,
Wo an der Eiche riesige Gestalt
Der zarten Birke weicher Leib sich schmiegt.
Du sagtest, sie sei schön! — Ach, warum ward
Denn nicht auch ich ein Weiden schön'rer Art?
Ich bin sehr traurig, Freund; denn ach, ich sah
In Deinem Spiegel fest mein armes Haupt.
Wie sieh' ich doch so kah, so reizlos da,
So anmuthlos, so allen Schmucks beraubt!

Bach.
Ja, Freundin, ich sage Dir's unverhohlen,
Die Menschen haben Dich gräßlich bestohlen.
Wüßt' ich so sicher nicht Deinen Stand,
Ich glaub', ich hätte Dich nicht erkannt.
Sie ließen Dir ja, Du arme Weide,
Ein Zipfelchen kaum von Deinem Kleide.
Doch tröste Dich nur und verschewe die
Gram,
Sei froh, daß man Dir nicht das Leben nahm.

Weide.
Mein Leben kann nicht Menschenhand ver-
kürzen,
Es spottet auch des stärksten Eizens Schast,
Ja, wenn zerstörend Blitze niederflürgen,
Bricht wohl mein Stamm, nicht meines Le-
bens Kraft.

Ich stürbe gern. — Nun seh' ich die Gestalten
Der Bäume dort, ich seh' ihr grünes Haar,
Mit Reib den Schmuck in ihres Kleides Falten;
Und ich — ich mußte bulden stille halten,
Ich konnte nicht entrimmen der Gefahr —
Muß dulden, wenn sie meinen Schmuck mir
hehlen,
Mein einfach Kleid, das mir Natur verlieh'n,
Und schaute doch so gern sein milbes Grün
Im klaren Spiegel Deiner raschen Wellen,
Denn möcht' ich mich ins tiefste Dunkel stellen
Daß nicht der Mond mein armes Bild beschiene,
Denn n eine trübe, gramentstellte Miene
Soll jetzt kein Strahl von oben mehr erschellen.

Bach.
Weim Himmel! mir geht Dein Weh zu Herzen.
Wie gerne heilte ich Deine Schmerzen;
Kenne Dich ja seit manchen Zeiten,
Sahst freundlich mich immer vorübergleiten,
Wenn der Sonne Glühen ins Auge mir stach,
Beschattete mich Dein grünes Dach,
Habe stets treulich mit Dir gespielt,
Ist Deinen brennenden Fuß gekühlt,
Und wo meine Blicke in fernen Landen
Ein Blümchen, ein helles Steinchen fanden,
Nahm ich sie auf und brachte sie Dir.

Weide (etwas erheitert).
Viel schöne Mädchen auch erzählst Du mir.
Und wenn die Strafe dann von Menschen leer,
Nur noch die Niren wachen, und Dryaden
Im stiller Fluß des Mondes Strahlen baden,
Im Grünen tanzt der leichten Esen Heer,
Da lehrtest Du mich unter Sang und Scherzen,
Daß Lieder schlummern auch in meinem Herzen.

Bach.
Gar liebliche, ewige Melodien.
Glaub' es mir, der ich doch ein Kenner bin,
Und wenn Du willst Deinen Gram bezwingen
So laß uns vereinigt ein Liedchen singen.

Weide.
Viel schöne Mädchen auch erzählst Du mir,
Als ich endlich des Eises Kiegel brach,
Du riechest sicherlich Weh und Ach.
Ich hüpfte dann über die grünen Wiesen
Und sah ich ein liebliches Blümchen sprießen,
Das arglos in seinen Blättern saß,
Husch! watete ich durch das hohe Gras
Und pflückte es heimlich und kosen ab.
Nimm hin diese Blumen! Schau her, da hast
Du auch noch ein Zweiglein vom herrlichsten Ast,
Das mir ein stattlicher Eichbaum gab.
(Er giebt ihr Blumen und den Eichenzweig, welchen
die Weide mit innigem Antheil betrachtet.)

Der neuen Lieder auch hört' ich viel
Wie der Knabe sie trillert bei seinem Spiel,
Wie der Schiffer im Rahn seinem Mädchen
singt,
Wenn von den Bergen das Alphorn klingt.

Weide (ernst und traurig).
Erzähl' mir von der Welt, die draußen liegt.
Erzähl' mir von dem heilig kühlen Wald,
Wo an der Eiche riesige Gestalt
Der zarten Birke weicher Leib sich schmiegt.
Du sagtest, sie sei schön! — Ach, warum ward
Denn nicht auch ich ein Weiden schön'rer Art?
Ich bin sehr traurig, Freund; denn ach, ich sah
In Deinem Spiegel fest mein armes Haupt.
Wie sieh' ich doch so kah, so reizlos da,
So anmuthlos, so allen Schmucks beraubt!

Bach.
Ja, Freundin, ich sage Dir's unverhohlen,
Die Menschen haben Dich gräßlich bestohlen.
Wüßt' ich so sicher nicht Deinen Stand,
Ich glaub', ich hätte Dich nicht erkannt.
Sie ließen Dir ja, Du arme Weide,
Ein Zipfelchen kaum von Deinem Kleide.
Doch tröste Dich nur und verschewe die
Gram,
Sei froh, daß man Dir nicht das Leben nahm.

Weide.

O gern! Stets macht ein Lied mich gut und
froh.
Sing' jenes, das Du lange schon mich lehrtest,
Da Du zuerst vom Berge wiederkehrtest.
Das Lied vom Eichenzweig gefallt mir so.

Weide und Bach (singen).

Die Sonne die ziehet den goldnen Schlüssel
hervor
Und schließt damit auf das Felsenthor.
Da kommen die Quellen und Bäche zumal
Und stürzen sich jubelnd ins blühende Thal.

Ein Bächlein, das hüpfet am Balbesaum,
Da winkt ihm ein mächtiger Eichenbaum.
Er knüpfet vom Kleid sich ein Zweiglein los
Und wirft es dem Bache hinab in den Schooß.

„Nimm hin dieses Zweiglein, Du munterer
Gesell,
„Und trag' es zu meinem Liebchen schnell.
„Ihr Kleid ist bescheiden, bescheiden ihr Sinn,
„Die Golde sie weiß nicht, wie gut ich ihr bin.“
(Eine kurze Stille. Bei den näherkommenden Schritten
des Malers verbergen sich Weide und Bach. Die Bühne
bleibt eine kleine Weile leer, dann kommt)

Der Maler (im Kostüm eines Fußreisenden, er
trägt ein Mäntel auf dem Rücken, eine Mappe unter
dem Arm).
Das war ein Marsch! Und dennoch hab' ich
heut
Die Heimath nicht erreicht, denn Mitternacht
Ist längst vorüber. Eine Stunde kaum,
So flattert dort im fernen Osten schon
Der Saum von Frau Nurorens rothem Kleide.
Die Nacht ist herrlich! Warum sollt' ich auch,
Selbst wenn ich könnte, weiter vorwärts
schreiten,
Die Memen gar im Morgenschlummer stören!
Ich will hier eine Stunde ruh'n. Der Platz
Ist ganz dazu geeignet.

(Er legt sein Mäntel ab und setzt sich auf den Rasen.)
Und so wie
Den ersten Morgenstrahl ich schimmern seh',
Nach' ich den Rest des Weges. Ja, in kurzem
Hab' ich mein Heimathstädtchen dann erreicht
Und kann die Weinen mit dem jungen Tag
Zugleich begrüßen. Raum bezähm' ich mich!
Ob sie mich kennen werden, möcht' ich wissen.
Drei Jahre war ich ferne, und die Sonne
Italiens hat stärker mich gebräunt.
Was wird der Vater sagen, wenn ich ihm
Die Schätze meiner Mappe zeige, und
Die Mutter, deren Liebling sieh' ich war?
Die Schwester und dann sie — die mir beim
Abschied
Die goldne Locke gab als Liebespfand —
Wie schlägt mein Herz so bang in Angst und
Freude.

(Weide und Bach singen unversehen:)
Der Jüngling zog in die Welt hinaus,
Er hatte nicht Ruhe im Vaterhaus.
Wie dünkt ihm die Heimath so eng, so klein —
„Die Ferne muß reichen, muß schöner sein,
Da winken des Glücks, des Ruhmes Stern,
Hinaus, hinaus in die leuchtende Fern!“
Doch als er die Ferne wandernd durchschritt,
Da fühlt er sein schwelldendes Herz getheilt —;
Des Glücks Kranz, den die Ferne ihm bot,
Er dünkt ihm eitel, er dünkt ihm todt —:
In dem Vaterland, auf der Heimathstür
Erblickt er zu dustendem Leben nur!

Der Maler (der in schweigender Nahrung zugehört).
Wie lieblich tönt mir der Gesang. Es spricht
Der fremden Stimmenklang des eignen Herzens
Tief innerstes Empfinden aus. Es ist
Als ob Natur herab sich ließe, hier
Die Freude einer Menschenbrust zu theilen
Und Sprache ihrem stummen Glück zu leih'n.
Der Künstler ist nicht fremd im Reich der
Geister.

(Er hebt auf.)
So will ich's wagen denn zu untersuchen,
Wo diese unsichtbaren Sänge haufen,
Die in der Heimath mich so hold begrüßt.
(Er untersucht das Gefäß, der Bach sprengt ihm
Wasser ins Gesicht.)

Der Maler (sich Gesicht und Kleidung trocknend).
Was soll das heißen? Wie? Bist Du ein Elf,
Dem ich sein Blütenwohnhäus so erschütterte,
Daß er den ganzen schönen Borrath Thau,
Womit der Abend seinen Reiz gefüllt,
Zur Strafe ausgießt auf des Frevlers Haupt?
Doch nein! Verzeiht, ihr Elfen — das ist
Keiner
(Er zieht den Bach hervor, lachend:)
Der Euren, deren leicht beschwingter Fuß
Auch nicht den kleinsten Grassalm niederdrückt.
Du bist ein herber, närrischer Gesell.
Wär' Fasching jetzt, so frag' ich, ob Du Dich
Von einer Maskerade hier verspätet.

Bach (trozig).
Das frage ich Dich; denn ich habe
Ein Recht nur zu haufen hier.
Ich bin der Bach, vorlauter Knabe,
Du stehst hier auf meinem Revier.

Maler (lachend).

Verzeih', mein holder Bach, ich habe Dir
Bohl gar das schöne Ständchen zu verdanken,
Das an der Heimath Grenze mich empfing;
Doch wo ist der Sopran? Ich möchte doch
Gern auch die Primadonna kennen lernen,
Die hier bei Nacht am Weg' Concerte giebt.
Ist's Fräulein Sinsblume — Marguerite
Wollt' ich ja sagen; oder ist es gar
Bergheimnisch mit blauen Augen, die
Hier mit Herrn Bach manch zärtlich Duo singt?
Bei Gott! ein reizend Abenteuer, wie
Ich selbst in Welschland keines noch erlebte.
Dem Künstler steht die Welt der Wunder offen,
Das seh' ich wohl. — Nun sage, werther Bach,
Wo ist die Sängerin?

Weide (zum Bach).
Laß mich verborgen.

Bach (sie vorziehend).

Komm nur, er thut Dir nichts zu Leide,
s ist nämlich ein guter, harmloser Mann,
Der Nichts als lachen und malen kann.
Ich traf ihn schon einmal im Leben an.
Komm nur hervor, Du kleine Weide.

Maler (unangenehm überrascht).

Das ist sie! Nun, die Nachtigall ist grau!
(zum Bach sich wendend)
Du sagtest ja, Du habest mich gesehen?
Wie, wo und wann?

Bach.

Ha, Du glaubst mir's nicht?
Hab' ich Dir ein so fremdes Gesicht?
Mache nur einmal den Versuch,
Dessne mir da Dein Bilberbuch,
(auf die Mappe zeigend)
So zeige ich Dir sogleich mein Portrait.
Bei der Mondeslampe dort in der Höh'
Erkenne ich's sicherlich deutlich wieder.
Komm, set' Dich zu mir auf den Rasen nieder.
(Er zieht den Maler neben sich auf das Gras. Weide
sieht ihnen bescheiden über die Schulter.)

Maler (das Album öffnend).

Du machst mich stauen; freilich bin ich schon
In meinem Leben manchem Bach begegnet
Und manchen suchte wohl mein Pinsel auch
Schon auf Papier und Leinwand festzuhalten.
Sieh' selber, nimm!

Bach (die Blätter musternd).

Hier nicht — nein — hier seh' den Fels ich
ragen,
Der meine Wohnung vor wenigen Tagen.
Der wilde Bach, der im weißen Gewand
Herab sich stürzt von der Felsenwand —
Sieh' nur recht deutlich, der Mond scheint klar —
Ich bin's, den Du da gemalt, nicht wahr?

Maler (lachend).

Du närr'scher Kauz — Nein — wahrlich —
hab' ich denn
Noch nie mir so genau das Bild betrachtet —?
Die krause Welle, die den Rasen küßt,
Der dieses Berges rauhen Fuß bekleidet,
Trägt Deine Züge. (heiter) Ja, es ist stürwahr
Als stürzest Du topfüber von dem Felsen
Dich in das grüne, blumenreiche Thal.
Der Felsen hält noch neidisch am Gewand
Den tollen Flüchtling fest, mit harter Hand
Dir Deines weißen Kleides Saum zerreißend.
Ja, nun entfinn' ich mich. Ich nahm das Bild
Im Fuße jenes großen Eichbaums auf,
Der einzeln steht am Rand des Waldes, nur
Getrennt von diesem durch ein kleines Wasser,
Das von dem Fels zu ihm herniederströmt,
Durch Dich, mein holdes Bach —

Bach.

Der Eichbaum und ich, wir sind gute Bekannte,
Wie oft hat er mir sein Leid geklagt.

Weide.

Daß er ein Lieb hat, hat er Dir gesagt,
Ein Liebchen, dessen Namen er nicht nannte.

Maler.

Ein wundervoller Baum! Ich habe nie
In meinem Leben Schöneres geseh'n.
(Ein Blatt beachtend.)
Hier ist er! Einsam träumend steht er da,
Als hab' er mit Bedacht aus der Genossen
Gebirgten Schaaren stolz sich abgesondert,
Damit sein Haupt sich freier noch nach oben
Erheben könne, daß er seine Arme
Noch weiter mög' der Welt entgegenbreiten,
Als woll' er rufen: „Seht, mein Arm ist stark!
Wer schwach sich fühlt, der lehne sich auf ihn!“
Der Baum ward mir des deutschen Mannes
Bib,
Des deutschen Mannes, wie er im Gedächtniß
Der Väter lebt, in Bildern der Geschichte,
Und in Jünglers Liedern, wie die Seele
Des in's Ahnungswelt und des Weibes Herz ihn
träumt.

Ich sah den Eichbaum, wie er einsam stehend
Weit um sich schaut nach Wesen seiner Art,
Denn einsam in der Welt der Gegenwart
Stand oft der deutsche Mann.

Bach.

Höre mich an!
Male hierher zum Zeitvertreib
Zu dem deutschen Manne das deutsche Weib!

Maler.

Wähnst Du, es hätte nicht mein Künstlerauge,
Als ich des Eichbaums hohe Krone mähte,
Gestiebt, durch seiner Aeste grünes Dunkel
Ein sanft anschmiegendes Gezweig zu flechten?
In diesem Streben schritt ich durch den Wald,
Mir unter seinen edelsten Bewohnern
Für meinen Eichbaum die Genossin suchend.
Da sah ich von der Birke weißem Stamm
Das zarte Haupt sich anmuthvoll mir neigen,
Und süße Worte, die mein Ohr vernahm,
Entschwebten tönend ihren schlanken Zweigen.
Wohl ist die Birke hold und reizbegabt,
Schön, wenn sie fröhlich grünet, schön, wenn sie trauert,
Doch Ihm kann nimmer sie Gefährtin sein,
Die kaum ein Menschenleben überdauert
Soll seine tausendjähr'ge Kraft die weiche,
Die liebende Gefährtin sterben seh'n?
Soll sie in seinen Armen, eine Leiche,
Welk neben seiner ew'gen Jugend steh'n?
Die stolze Tanne konnte mich nicht rühren,
Auch nicht der schlanken Pappel hoher Schaft,
Noch wagte ich, der Espe schwache Kraft
Dem starken Eichbaume zuzuführen.
Die männliche Platane sah mich an
So sicher, fest, als sei sie selbst ein Mann,
Und aus dem Kreis der ersten, finstern Buchen
Roch' ich ihm nimmer die Genossin suchen.
Ja, ich verließ den Wald und fand sie nicht,
Die ich dem Eichbaum möchte zugesellen,
Ich fand sie nicht bis heute.

Weide (für sich).

Ach, warum
Steh' ich nicht auch im kühlen Waldesraum,
Warum bin ich nicht auch ein freier Baum,
Geschmückt mit einem Kleid von reichem Laub,
Das nie beledet wird von der Strafe Staub!

Bach (zum Maler).

Du gingst durch des Waldes Stege,
Nach des Eichbaums Liebchen zu spä'h'n.
Hast Du auf der Straße, am Wege
Denn auch Dich schon umgeseh'n?

Maler (erstaunt).

Am Wege? Nein, am Wege such' ich nicht.
Der Wald nur, meint' ich, könne Edles bergen.
Wer hätte Abergwitz genug, ein Wesen,
Von dem er Adel, Anmuth, Schönheit, Milde
Verlangt, im Leben oder nur im Bilde
Sich aus dem Staub' der Strafe aufzulesen?

Bach (neidend).

Mein werther Meister, Du glaubest gewiß
Im Stolze Deines Erbgenießes,
Im Geisterreich seien die Galanterien
Als Hochverrath verpönt und verschrien;
Hast Du die Sängerin ganz vergessen,
Die hier im Staub' der Strafe geseßen,
Und dennoch mit ihrem bestäubten Kleid
Durch ihren Gesang Dein Herz erfreut?

Weide.

D schweig!

Maler (nachdenkend).

Der Weide hab' ich nicht gedacht,
Ich sah sie nicht im grünen Waldesraum,
Sie ist ein niedriger verschmähter Baum;
Sie steht an ungepflegten Straßen weiß,
Wo jeder Zweig' und Blätter ihr entreißt,
Wo wilde Vuben, grausam, zum Vergnügen
Den jungen Stamm wohl treten gar und biegen;

Bach.

Und wächst dem Bäumchen, trotz Marder und Hohn
Eine volle, üppige Blätterkrone,
Da kommen mit Messern jedesmal
Die Menschen und scheren das Haupt ihr kah!
Denn tritt auf ihre Felsler die Flut
Sind Weidenzweige zu Dämmen gut;
Dst müssen die Kinder auch, statt in den Wiegen,
In einem Weidenkorbe liegen.
Und sind die Säuglinge dann erst Knaben,
So müssen sie Weidenblüten haben,
Und Kröbe die Mädchen und die Frau'n.
Ich glaube, sie werden noch Häuser bau'n
Aus der stillen Weide gedulbigem Zweig,
Denn Fische und Stühle und solches Zeug
Das machen sie schon seit vielen Jahren.

Maler (ernst).

Hier kann sie Reiz und Anmuth nicht bewahren,
Doch lebt in ihr gewiß ein edles Streben,
Sogar die Kraft des Schönen. Ihr Gesang
War einer Seele Sprache.

Weide (traurig).

Wenn mein Leben
Nicht schön kann sein, warum ist es so lang?

Maler.

So ist Dein Leben lang?

Weide.

D, es ist ewig!
Von Masverus hat man Dir erzählt,

Den Gott zu ew'gen Lebens Qual verdamnte,
Weil er den Herrn der Welt nicht aufgenommen.
Sieh', solch ein Masverus bin auch ich,
Ganz unverkennbar ist mein Lebensfunkt:
Des Himmels Blitz mag meinen Stamm zersplittern,
Die Säge bis zur Wurzel mich vernichten,
Ich sterbe nicht, auch nicht am tiefsten Schmerz,
Und unter keiner Folter bricht mein Herz.

Maler.

Ein starkes Herz im Dulden und Ertragen!

Weide.

Jüngst hörte ich, wie im Vorübergeh'n
Zwei Knaben eine unheilvolle Mähr
Sich hier erzählten, die mir Aufschluß gab,
Wofür ich, ewig lebend, büßen muß.
Isharioth, der Christum einst verrathen,
Gab sich den Tod an einer Weide Stamm.
Deshalb muß ich gebeugt am Wege stehn
Und darf nicht frei des Himmels Sonne schauen,
Deshalb ist mir der Schönheit Gut versagt,
Deshalb trifft mich Verachtung, Hohn und Schmach,
Und büßen muß ich, was ich nicht verbrach!

Maler.

Nein, Du gebeugtes Herz, das ist ein Wahn.
Kann Gott das willenlose Werkzeug strafen,
Das eines Mörders blut'ge Hand ergriff,
Sein schuloblastetes Leben schnell zu enden?
Du bist wie alle andern Bäume auch
Bestimmt, des Himmels Sonne frei zu schauen,
Zum Aether Deine Krone zu erheben!
Wie bin ich doch bisher so blind gewesen!
Ich weiß, Gott schuf die Weide hoch und schön,
Und weich und stark, und reich an Lebenskraft.
Ich sah einst eine Weid' am Flussufer,
Es ragte hoch ihr Stamm in blaue Lüfte,
Und ihre holden Zweige neigten sich
Wie sehrend dem bewegten Himmel zu,
Den ihr der Wellen Gott im klaren Spiegel
Entgegen hielt. Betroffen stand ich still,
Mein Auge labend an dem schönen Bilde,
Das mir ein neues noch. Ich hatte stets
Die Weide sonst an Orten nur geseh'n,
Wo sie der Menschen Vortheil dienen muß,
Gebeugt, gebrochen von der Knechtschaft Last.
Hier sah' ich nun die Weide in der Freiheit,
Wie sie, getränkt aus kühler Wellen Born,
Umsüßelt von des Himmels reinsten Lüften,
Vom Schönheitsfinn der Menschen mild geschont,
Sich ungehindert froh entfalten durfte.
Warum gedachte ich nicht jener Weide
Als ich dem Eichbaum die Genossin suchte?

Bach (zur Weide).

Siehst Du, ich muß es geahnet haben,
Daß in Dir schlummern so herrliche Gaben;
Liebevoll bist Du und stark und klug,
Mir warst Du auch immer noch schön genug.
Doch möcht' ich Dich sehen in höherer Schöne,
Wenn Dich die Menschen wachsen ließen,
Wenn ihre wilden, unbändigen Söhne
Dich nicht mehr drängten, beraubten und stießen.

Weide (ruhig heiter).

Dst hab' ich mir ein bess'res Loos erlehnt
In frühern Zeiten. Das ist jetzt vorüber.
Mich freut, daß Wesen meiner Gattung leben,
Die zu der Schönheit Höhe sich erheben.
Doch mir genügt die selige Gewißheit,
Daß Gott auch mir der Schönheit Kraft verlieh,
Wenn sie auch zur Entfaltung nie gedieh;
Weiß ich doch nun, mein dürftiges Gewand
Ist nicht der Schande, nur der Armuth Kleid,
Und freudig trag' ich meine Niedrigkeit.
Ich habe meines Daseins Zweck erkannt;
Auch würde nun des Herzens Sehnen kaum
Mich mehr hinaus in fremde Fernen treiben,
Gern will ich hier in Dunkelheit verbleiben;
Ist an die Scholle doch gebannt der Baum.

(leise im Abgehen)

Mich tröstet über der Entbehrung Leid
Das lohnende Gefühl der Nützlichkeit.

(Bach und Weide verschwinden.)

Maler (allein, sich umschauend, wie aus einem Traume erwachend).

Wie ist mir denn? Hab' ich denn nur geträumt?
Ich ruhe hier auf thaubnektem Rasen,
Ich höre neben mir des Baches Rauschen,
Und in der Weide spärlich grauen Haaren
Spielt schon der Morgenwind. Ich sehe dort
Die Thürme meiner lieben Heimath ragen,
Dem fremdgeword'nen Sohne freundlich winkend.
In einer Stunde hab' ich sie erreicht,
Erreicht des theuren Vaterhauses Schwelle.
Hier liegt das Skizzenbuch noch aufgeschlagen,
Worin des Baches Finger fed gewühlt,
Hier ist das Bild des Eichbaums, welchen ich
Als deutschen Mann mir denke. Ist es nicht
Von guter Vorbedeutung für den Mann,
Daß hier an seiner theuren Heimath Grenze
Der Künstler hat das deutsche Weib gefunden?
Ich gehe ferner nicht mehr in den Wald
Des deutschen Weibes Bild mir aufzujuchen.
Im Staub' der Strafe hab' ich es gefunden,
Wenn auch gebeugt von Lebens Müß' und Last.
Warum hab' ich es früher nicht gefast,
Wie in der Weide Kraft und Milde sich
So schön vereinen? Warum find' ich jetzt
In einer Weide starkem Lebensstriebe
Das Gleichniß zu des Weibes ew'ger Liebe?
Wohlan, so will ich in der Heimath denn

Durch dieses Baumes männlich starke Aeste
Ein zart Geflecht von grünen Zweigen schlingen.
Und an des deutschen Eichbaums Riesenseit
Schmiegt dann die Weide sich: das deutsche Weib.
(Der Maler nimmt Mappe und Felleisen und entfernt sich langsam.
Weide und Bach singen ungesehen Folgendes:)

Böglein im Gebüsch
Wecht der Morgenwind,
In den Schooß der Blüthe
Huscht der Elf geschwind.

Wenn im Osten schimmert
Erste Tagesgluth,
Schlüpfet die Najade
In die rothe Fluth.

Was die Nacht geboren,
Kriecht der Sonne Blick,
War es ein Gedanke,
Bleibt er wohl zurück.

Vor des Lichtes Sonne
Hat nicht Täuschung Raum,
Es entflieh'n die Geister,
Es entflieht der Traum.

(Der Vorhang fällt langsam.)

G e n d e. [2475]

Du armes Kind mit Deinen blassen Wangen.

Du armes Kind mit Deinen blassen Wangen,
So bist Du aus dem Traume nun erwacht!
Das bittere Leben ist Dir aufgegangen,
Und vor Dir liegt's wie sternlose Nacht.

Dir scheint der Boden unterm Fuß zu wanken,
Du fragst: „Welch Elend ist dem meinen gleich?“
— Wohl wahr, die Hoffnungen, die Dir versanken,
Sie waren schön, der Traum war golden reich. —

Du schaust um Dich mit tiefen, wilden Schmerzen:
„Ist das dieselbe Welt, die einst so schön?“
— Sie ist's! doch denk, daß Du an Seinem Herzen,
Durch Seine Augen damals hast gesehn! —

— Es schau' des Nachts dieselben klaren Sterne,
Es ist derselbe warme Sonnenschein —
Doch den Du liebst, Er ist auf ewig ferne,
Was Du verlorst, wird niemals wieder Dein!

Verzweiflung schlägt um Dich ihr herbes Wehe,
Weißt nicht wohin in Deiner großen Noth,
Die einzig' Hilfe, die ich für Dich sehe,
Ist: — Weide voll Vertrauen Dich zu Gott! —

— Er hat ja Balsam für die tiefsten Wunden,
Sein Gnadenarm reicht unermesslich weit,
Er läßt auch Dich, mein süßes Kind, gefunden
Und giebt Dir Trost in Deinem schweren Leid!

— Des Lebens Wonne konnte Lieb' Dir rauben,
Nie blüht für Dich zum zweiten Mal das Glück —
Doch warte nicht! es gab ein recht's Glauben,
Schon manchem Herzen Frieden ja zurück!

2479

Sophie Verena.



Das Schnellpökeln des Fleisches im Kleinen.

Man nim nt, wie Hr. Dr. Runge, Prof. der Gewerbekunde
in Oranienburg, angiebt, auf 16 Loth Kochsalz, 1/2 Loth Salpeter
und 1 Loth Zucker und wäslt, ebenso wie es auch schon
früher die Hausfrauen thaten, das Stück Fleisch so darin, daß
alle Seiten desselben ihr gebrühtes Salz bekommen. Darauf
hüllt man dasselbe in ein Stück vorher gut gebrühter, aber
wieder getrockneter Leinwand fest ein und legt es in einen Por-
zellan- oder andern Napf und obendarauf einen möglichst dicht
schließenden Teller. Diese Leinwandhülle ist das Wesentliche
beim Schnellpökeln im kleinen Maßstabe, was, wie Hr. Prof.
Runge meint, nicht allen Hausfrauen bekannt sein wird. Man
kann nach 12 Stunden schon die Wirkung sehen. Hat man
nämlich das Fleischstück mit dem Salzgemenge ohne Leinwand-
hülle in den Napf gelegt, so findet man den größten Theil des
Salzes zu Lake zerlossen am Boden desselben. Sonach kann
es keine Wirkung mehr auf den Theil des Fleisches äußern, der
daraus hervortragt. Bei der Leinwandumhüllung ist dem nicht
so; hier finden wir gar keine Lake in den ersten 10 Stunden,
daß für ist sie selbst aber durch und durch mit den aufgelösten Salz-
theilen getränkt und giebt nun, da ihre Berührung mit dem
Fleisch fortbauert, stets Salz an dasselbe ab, als es dafür Feuch-
tigkeit von ihm erhält. Später, nach etwa 16 Stunden, findet
man unten etwas Lake; nun ist es Zeit, das Fleisch mit seiner
Hülle umzukehren und dies täglich einmal zu wiederholen.

Ein so behandeltes Stück von 6 Pfund wurde schon nach
6 Tagen aus seiner salzigen Umhüllung genommen. Es hatte
nur 10 Loth an Gewicht verloren; denn die wenige freie Lake

betrug mit der, welche die Leinwand aufgenommen hatte, nur 27 Loth. Das Fleisch wurde nun in bloßem Wasser gekocht und zeigte sich wohlwollend und hinreichend gepöfelt. Alles hier Gesagte gilt vom Pöfeln in kleinen Mengen. Sobald man das Drei- oder Vierfache pöfelt, kann die Leinwandhülle wegbleiben. Höchstens daß man ein Stück Leinwand als Decke obenauf legt. Denn da 6 Pfund Fleisch 27 Loth Lake geben, so geben (wenn man dieselbe Menge Pöfelsalz anwenden würde, was hier aber wohl zu viel sein könnte) 24 Pfund Fleisch 108 Loth Lake, was übergenug ist, das Fleisch mit Lake zu bedecken.

Es kommt hierbei nur auf das richtige Einlegen der in dem Pöfelsalz gewälzten Fleischstücke an. Es dürfen keine leeren Räume bleiben. Durch kleine Fleischstücke kann man sie zwar ausfüllen. Aber man schneidet nicht gern ein ansehnliches Stück zu diesem Zweck entzwei. Es ist auch nicht nöthig, da glatte, wohlgewaschene Kiesel- oder Feldsteine in allen möglichem Größen hier dasselbe thun und jeden Raum ausfüllen, wo müßige Lake sich ansammeln könnte.

Anleitung zur Schnellbleiche.

Auf 20 Pfd. Leinwand oder Garn, welches vorher gut ausgekocht und ausgespült, wozu aber das Wasser ganz abgelaufen ist, nimmt man 4 Pfund recht frischen Chlorkalk, gießt darauf 10 Pott (etwa 8 preuß. Quart) weiches Wasser, läßt es 20 Stunden stehen, bindet es aber fest zu, damit es nicht verdampfe, und rührt es inzwischen öfters um. Dann thut man 80 Pott weiches Wasser in einen Kübel, gießt den aufgelösten Chlorkalk durch ein Sieb hinzu, thut ferner ¼ Pfd. fein gestoßenen Alaun hinein und rührt die ganze Masse mit einem Besen tüchtig um. Hierauf legt man die Leinwand recht glatt und gleichmäßig hinein; dann kehrt man dieselbe in der ersten Stunde 4 Mal, in der zweiten 3 Mal und in der dritten fortwährend um, worauf man sie gut spült und noch 48 Stunden in frisches Wasser legt, dasselbe aber Morgens und Abends erneuert. Zuletzt läßt man die Leinwand noch einige Tage bleichen.



Vernichtung weht dich an, so lang' du Einz'les bist;
D' fühl' im Ganzen dich, das unvernichbar ist.
Wie groß für dich du selbst, vor'm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als Kleinstes wichtig.

Was das Leben gab, ertrage
Und verschmerze, was es nahm.

Bilder und Ergebnisse in der Jugend geben, je mehr wir uns von ihr entfernen, in um so hellerem Lichte in uns auf dem schwarzen Grunde des Alters auf; das Ende berührt den Anfang, wir nähern im Alter uns selbst wieder mehr der Kindheit.

Zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetstühle; was in der einen sich regt, muß auch die andere mitbewegen, denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die sie durchweht.

D' bitt' um Leben noch; Du fühlst mit Deinen Mängeln,
Daß Du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Glück und Frieden gedeiht nur im Schatten des bürgerlichen Lebens, nicht auf den harten, steilen Felsenwänden, wo im heißen Sonnenbrande die Königskerzen wachsen und giftige Schlangen schimmernd durch den Sand sich ringeln.

Sylbenräthsel.

Erste Sylbe.

Es ist ein Gefelle mit kechem Muth,
Zieht wandernd durch die Welt,
Er trägt nicht Tornister, nicht Wanderhut,
Hat nirgend Quartier bestellt.
Heut' ist er hier und morgen dort,
Und dennoch willkommen an manchem Ort.
Ist er heut' milde und sanft und fein,



Rebus.



So schlägt er Euch morgen die Fenster ein;
Drum wie er auch schmeichelt und liebevoll thut,
's ist besser, Ihr seid vor ihm auf der Hut.
Denn thut er auch Gutes dann und wann,
's ist Einer, dem man nicht trauen kann.

Die zwei letzten Sylben.

In unsern vernünftigen Tagen
Wird's selten nur noch gehört,
Doch erzählen uns alte Sagen,
Daß einst es hochgeehrt.
Gar selbige Melodien
Entfaltete das holde Wort,
Verschollene Harmonien
Des liebreichen Nord.
Es redet von süßer Minne,
Von Helben-Heerlichkeit;
Wir hören's und werden's inne:
Das ist kein Klang von heut'!

Das Ganze.

Von Menschen ist's gekommen,
Der Mensch hat es erbacht,
Und doch ist's nicht zum Frommen
Der Menschenhand gemacht;
Sie bauen's, unsre Meister,
Und harren und warten still,
Ob einer der höheren Geister
Vielleicht es brauchen will.
Da kommt vorübergezogen
Der erste, wilde Kumpan —
Es rauscht, wie stürzende Wogen
Am einsam gleitenden Kahn —
Der Ebne Wunderquellen
Durchfluthen die Mitternacht . . .
Wer hätte vom lockern Gefellen
So Großes wohl gedacht?

[2446]

Marie Garrer.

Rösselsprung-Aufgabe.

fom.	nie.	Le.	es	Die	Wis.	nem	vor.
es	tet	mend	Man	Ei.	fliebt	Lie.	le,
ge.	ben	ßen,	ben,	ein	ei.	ü.	klei.
töd.	schaft	kann's	gen.	ist!	nen	Es	be
Le.	nur	me	nicht	Bei	schüßr's,	Men.	ber
Ma.	Stil.	thum.	Glück	ne	be	fre.	weiß's
deist	Vom	in	le.	er.	Mit	oh.	schen.
der	Ein	ge.	Ruhm;	Das	List	Lie.	ben

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 31.

Mag einst der Jugend Blume uns verbleichen,
So war die Täuschung doch so himmlisch süß,
Wir wollen ihr vorzeitig nicht entsagen,
Und unsre Liebe muß dem Aler gleichen:
Ob Alles, was die Welt gab, uns verließ —
Die Liebe darf den Flug in's Ewig'e wagen.

Auflösung des Räthfels (Auzfl. der Rösselsprung-Aufgabe) in Nr. 31.

„verschieden.“

Auflösung der Charade in Nr. 31.

„Löwenherz.“

Auflösung des Rebus in Nr. 31

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andere dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldet.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.



Fr. D. S. in II. Was Sie als Arbeit wünschen, liegt der Mode etwas fern; — dies der Grund, warum Sie es bisher vermieden. — Sammet reinigt man, indem man ihn in lauwarmen Seifenwasser bin und her zieht und löse drückt, dann in reinem Wasser tüchtig spült und ohne ihn auszuwinden aufhängt; ist das Wasser völlig abgelaufen, dann hält man den Sammet noch feucht mit der linken Seite über glühende Kohlen, während man ihn auf der rechten Seite mit einer weichen Bürste reibt, bis er trocken ist. — Dieses letzte Verfahren kann man auch anwenden, um nur gedrücktem Sammet wieder Ansehen zu geben; man befeuchtet dann den Sammet auf der linken Seite, ehe man ihn über die Kohlen hält.

Fr. L. A. in III. Die Mode hindert Sie nicht die Spitze an Ihrer Toilette da anzubringen, wo sie nur irgend zur Geltung kommt; als Berthe arrangirt würde dies besonders der Fall sein. — Ein ausgeschnittenes Röckchen brachte bereits Nr. 22 des Bazar in Abtildung und sehr ausführlicher Beschreibung; Nr. 32 wird auch schon gelaundet sein mit 2 Schnittmuster zu hoch hinaufgehenden Röckchen's.

Fr. J. G. V. in IV. Wir antworten bald ausführlich.

Fr. v. M. in V. Der Titel „Röwe“ und „Löwin“ für Herren und Damen, welche als Typen höchster Eleganz gelten, ist jetzt abgenutzt; Niemand sagt mehr in Paris: Lion und Lionne; jetzt heißt es Loup und Louve (Wolf und Wölfin). Das klingt zwar noch wilder und gefährlicher, ist es aber nicht; kann man sich unter diese Wölfe und Wölfinnen mit dem benutzenden Gefühl mischen, daß ihre sammetweichen Hände nicht zerreißten, ihre Zähne nicht alle beißen, sondern meistens nur glänzen können; und ihre Jungen sind auch nicht blutdürstig, Gott bewahre, höchstens etwas scharf, wenn man ihnen zu nahe kommt.

Fr. W. B. in VI. Sie vermischen bei den in Nr. 31 gedruckten „Poésien Franz Bacherl's“ eine Beschreibung seiner „Persönlichkeit“ und einen Bericht über seine hier gehaltenen „Vorlesung“. Sie haben Sie Beides: hier



Franz Bacherl
(Nach einer Photographie.)

und hier, als Bericht, ein Bruchstück der Vorlesungen, wie „Berlin“ es stenographisch aufgezeichnet:

Und sind sie denn auch endlich ganz verflozen,
Die Kraxien mit ihrem Lichtergeist,
Und hat auch Ables, Ables mich betrogen,
Und fühlst dich meine Mute ganz verwaist,
So fliehe sie nach Walhalla!
(Gelächter.)

Ihr schwaigt?
(Ungeheures Gelächter.)
Warum schwaigt Ihr, Ihr Söhne Thulsons?
(Allgemeines Hurrah.)

Doch höre, du bist ein Taitischer!
Werde stolz, denn du bist ein Taitischer,
Der Taitischesten Taitischer Taitischer.

Hrn. Dr. F. S. D-n. Mit Dank empfangen.

Hrn. W. in Gf. Wir antworten direct. Der Abdruck soll bald erfolgen.

Hrn. F. Sch. in Schl. Sehr willkommen!

H. L. St. in W-n. Wir werden mit unserer Zeichner Rücksprache nehmen.

Hrn. Fr. F. in H. Die Schöpfe à la lanciero sind kurz und gehen nur von den Hüften aus bis hinten zum Schluß der Taille. Die Schöpfe à la Montespan dagegen sind sehr lang und umschließen die ganze Weite des Rückens. Beide sind sehr beliebt.

Hrn. Fr. W. J. in D. Das unterhaltendste Gesellschaftsspiel ist jedenfalls, wenn es einigermaßen mit Geist und Talent betrieben wird, das sogenannte „Charaden auführen“.

In Paris wird es gegenwärtig, trotz Sommerzeit, in allen Gesellschaften gespielt, bald mit, bald ohne Vorbereitung. Wo das Local eine kleine theatralische Vorrichtung zuläßt, oder schon eine enthält, ist allerdings der Eindruck günstiger, und die Ausführung weniger schwierig. Dieses Spiel ist eigentlich so bekannt, daß eine genaue Erklärung überflüssig sein dürfte; doch für die Wenigen, der Sache Unkundigen, mag ein Beispiel hier seine Stelle finden. Gehebt, der Name der allgemein gezeierten Schauspielerin „Se e a ch“ sollte als Charade aufgeführt werden, so wäre das ungefähr folgendermaßen zu arrangiren. Als erste Sylbe könnte ein Gedicht, welches den oder die See zum Gegenstand hat, vorgetragen werden. (Es existirt ein solches von Lamartine). Bei der zweiten Sylbe würde ein Musikstück von Bach, von kunstfertigen Händen gespielt, eine geeignete Zincenturung sein. Bei der Darstellung des Ganzen könnte eine mit mimischem Talent begabte Dame die Künstlerin in einer oder der andern Scene einer ihrer bedeutendsten Rollen möglich copiren. Vielleicht würde Gredem im Faust dazu am geeignetsten sein. Diese Angabe natürlich nur beispielsweise. Das hier genannte Wort und dessen Eintheilung setzt freilich in gewisser Beziehung Kenntnisse voraus, indessen ist es kein so großes Unglück, wenn nicht Alle Zuschauer beim Ergraben sich betheiligen können; Einige sind dazu genug. Wer für seinen Scharfsinn nicht Nahrung findet, hält sich an die Sache selbst, denn gute Declamation, gute Musik und eine dramatische Scene macht Jedem Vergnügen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 34.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 8. September 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Uhrhalter.

Material: rosa Atlas oder Moiré; Fundieren in Krystall und milchweiß; feiner Blumenstrahl; weisse Nadeln; dünne Pappe.

Der zarte Effect dieses uns im Original vorliegenden Uhrhalters hat uns zu der Angabe einer Farbenzusammenstellung bestimmt, obgleich in dieser Beziehung eine sehr verschiedene Ausführung der Arbeit möglich, und dem Geschmac und der Phantasie dabei Gelegenheit zu mannigfachen Veränderungen in dem Arrangement der Perlenerverzierung gegeben ist. — Bei der folgenden Beschreibung für die Anfertigung des Uhrhalters mag indeß die schon vorhandene Angabe des Materials gelten.

Nach der in Originalgröße gegebenen Abbildung schneidet man die Form des Uhrhalters aus Pappe, wobei jedoch zu berechnen ist, daß die äußeren Spitzen der blätterartigen Perlenerverzierung etwas über den Rand der Pappe vorstehen müssen. Die untere Franze ist natürlich nicht mit zur Form des Uhrhalters gerechnet, sondern wird so weit als die Abbildung zeigt um den Rand desselben angeführt.

Die Pappform wird auf beiden Seiten entweder mit weißem Papier überklebt oder mit feinem weißen Zeug überzogen. Hierauf schneidet man dieselbe Form zweimal aus rosa Atlas, rund herum so viel als zum Einschlag nöthig, zugehend; heftet das eine der beiden Atlasheile passend auf die Pappe, indem man den überstehenden Stoff um den Papprand biegt und auf der Rückseite festnäht; schneidet dann, ebenfalls aus rosa Atlas, die innere Rundung, worauf die Uhr ruhen soll, und näht dieses runde Theil an der betreffenden Stelle über einer dünnen Lage Watte auf die mit Atlas überzogene Seite der Pappform fest, so daß sich ein rundes weiches Kissen bildet. Das Aufnähen desselben muß mit großer Accurateffe und sehr zierlichen Stichen geschehen, vorher auch die Rundung durch einen schwachen Bleistiftstrich auf der überzogenen Pappform angedeutet werden. Die Naht bedeckt man mit einzelnen, dicht nebeneinander liegenden Perlenstichen, welche, wie die Abbildung zeigt, in gleichmäßig schräger Richtung der Rundung folgen und zu denen man abwechselnd 3 Krystallperlen und 3 milchweiße Perlen aufnimmt.

Ehe man die breitere Perlenerverzierung des Randes beginnt, näht man den zum Anhängen der Uhr bestimmten Haken über der Rundung fest.

Diese eben erwähnte Perlenerverzierung besteht aus einzelnen Perlenblättern, wie die Abbildung zeigt, von etwas verschiedener Größe. Jedes der Blätter wird folgender Art gefertigt.

Man schneidet von ganz feinem Blumenstrahl ungefähr 3 Zoll lange Enden, reißt auf eines derselben so viel Krystallperlen, als nöthig die äußere Form des Blattes (eine längliche Dese) zu bilden; auf ein zweites Drahtende reißt man milchweiße Perlen und formt davon eine etwas kleinere Dese, welche in die Krystallperlen-Dese paßt; fügt eine Dese in die andere und dreht dann unter dem so entstandenen Blatt alle Drahtenden fest zusammen, welche demgemäß den Stil des Blattes bilden. Hat man auf diese Weise eine genügende Anzahl Blätter beendet, so beginnt man die Befestigung derselben an der Spitze des Uhrhalters und arrangirt sie, die kleineren nach oben, die größeren nach unten, in Form einer Guirlande an beiden Seiten ent-

lang, so daß, wie schon erwähnt, die Spitzen der äußeren Blätter ein wenig über den Rand der Pappform hinwegstehen und diesen bedecken. Jedes Blatt wird einzeln und sehr fest am Stiel aufgenäht, dieser möglichst kurz abgeschnitten, und stets das darauf folgende Blatt so gelegt, daß der Stiel des vorhergehenden Blattes damit bedeckt ist. — Unten, wo in der Mitte die Guirlanden sich entgegenkommen, bildet man als Schluß eine Rosette von Perlenblättern, indem man zuerst 4 derselben zusammenwindet, sie so biegt, daß sie sich kreuzförmig gegenüberstehen und alsdann darunter noch 6 etwas größere Blätter regelmäßig arrangirt. Nachdem man die Drahtenden fest zusammengebracht, schneidet man sie bis zur ungefähren Länge eines halben Zolls ab, biegt sie um und näht die Rosette so auf, daß damit beide Perlen-Guirlanden verbunden werden.

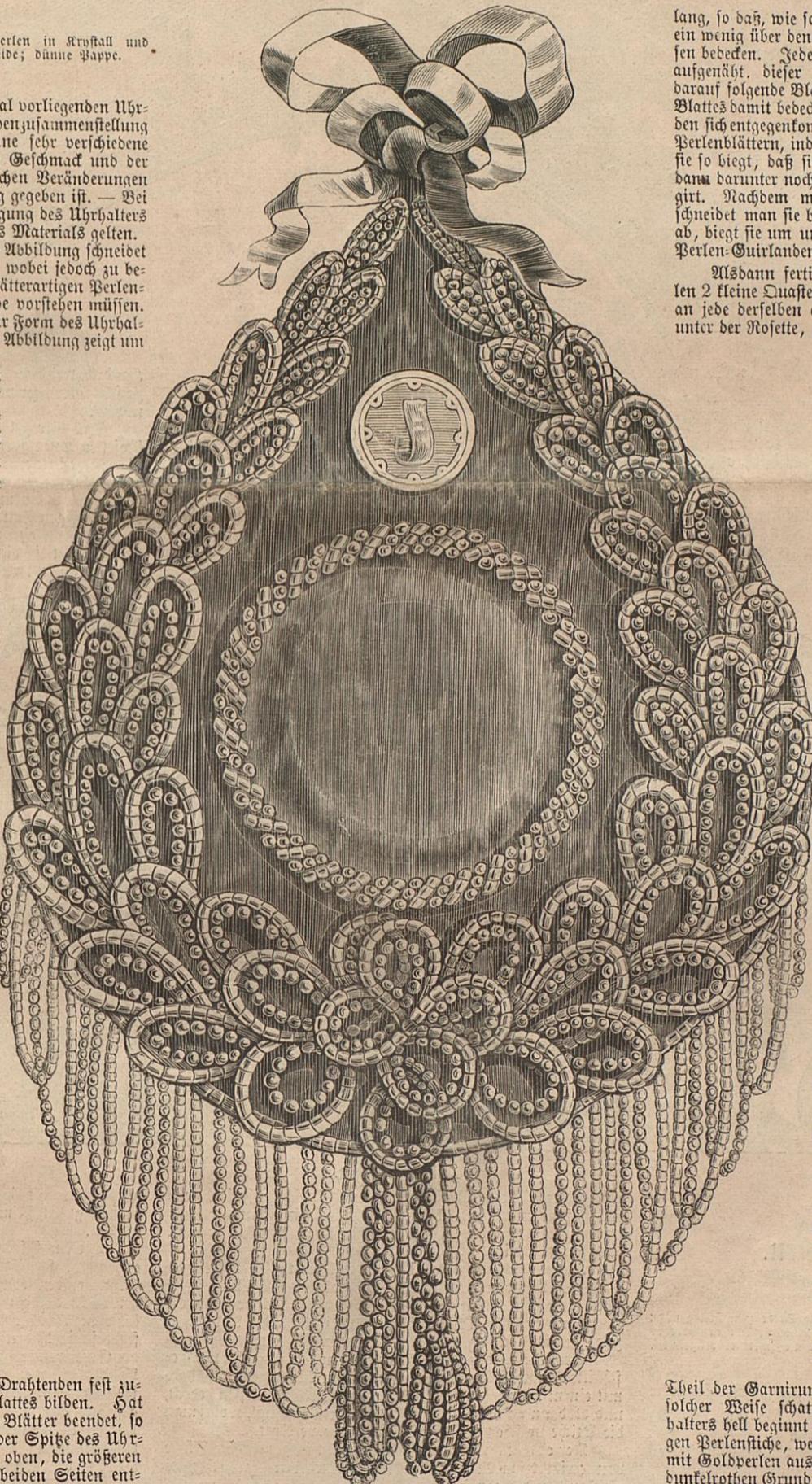
Alsdann fertigt man aus Krystall- und milchweißen Perlen 2 kleine Quasten in der Art, wie die Abbildung zeigt, schirzt an jede derselben eine kleine Perlenfchnur und befestigt diese unter der Rosette, so daß die Quasten von da herabhängen.

Die hierauf folgende Arbeit wäre das Füttern des Uhrhalters, mit dem schon zu Anfang der Beschreibung erwähnten rosa Atlasstheil; eine Arbeit, welche einige Sorgfalt und auch wohl Mühe erfordert, damit die aufgenähte Perlenerverzierung nicht leidet. Wollte man sich darüber hinwegsetzen, daß die Heftstiche der Perlenerverzierung auf der Rückseite des Uhrhalters sichtbar bleiben, dann könnte auch das Füttern desselben vor dem Aufnähen der Perlenblätter geschehen, doch ist die Eleganz dieser Arbeit wohl der größeren Mühe werth.

So weit gelangt, arbeitet man an dem untern Rand die Franze von Krystall- und milchweißen Perlen, in dem auf der Abbildung deutlich erkennbaren Wechsel der in einander geschlungenen Franzenschleifen. Ist der Rand der Pappform von den Perlenblättern nicht völlig verborgen, so umgiebt man denselben mit einer, aus einzelnen, dicht an einander schließenden Stichen gebildeten Perlenreihe und verziet dann die Spitze des Uhrhalters mit einer farbigen Bandschleife, welche zugleich zur Befestigung des Uhrhalters, an den ihm bestimmten Platz, dient.

Was die Veränderung der Farben bei der Wahl des Materials betrifft, so fügen wir noch folgende Angaben hinzu: — Abgesehen davon, daß zu der eben beschriebenen Perlenerverzierung jede andere lebhaftere Grundfarbe paßt, kann durch eine Perlenerverzierung in vollständiger Schattirung — von freideweiß an, mit Stahl zum Schwarz übergehend — ein sehr schöner Effect hervorgebracht werden. Man fertigt dazu jedes einzelne Blatt nur aus 2 aufeinander folgenden Farben und arrangirt dann die Blätter in der Weise, daß die ganze Garnirung eine Schattirung bildet; an der Spitze hell, unten nach dem breiteren

Theil der Garnirung zu dunkler werdend. Die Franze muß solcher Weise schattirt werden, daß sie am Rand des Uhrhalters hell beginnt und nach unten zu dunkler wird. Die schrägen Perlenstiche, welche die erhöhte Rundung umgeben, können mit Goldperlen ausgeführt werden. Hierzu schlagen wir einen dunkelrothen Grundstoff, namentlich Sammet, vor. [2507]



Uhrhalter.

Kragen.

(Languettenstich und französische Stickerei.)

Obgleich wir in Bezug auf dieses Kragen-Deffin hauptsächlich Derer gedacht haben, welche die Sicherheit im Weißsticken erst erlangen wollen und bei der Wahl ihrer Muster die Frage des Gelingens in Erwägung ziehen müssen, so ist doch auch kunstgeübten Händen eine leichte, schnell zu vollendende Arbeit dieser Art oft willkommen und einem Kennerauge wird es nicht entgehen, daß das hiermit gegebene einfache Deffin, als

Zur Ausfüllung der Seitenwände arbeitet man von schwarzer Seide einen Streifen möglichst feinen Fillets von der, dem Gestell angemessenen Breite und so lang als zum Umspinnen des oberen Drahtstrandes nöthig ist. Das Fillet muß so gearbeitet werden, daß die Carreaur der Länge und Quere des Streifens nach gerade stehen.

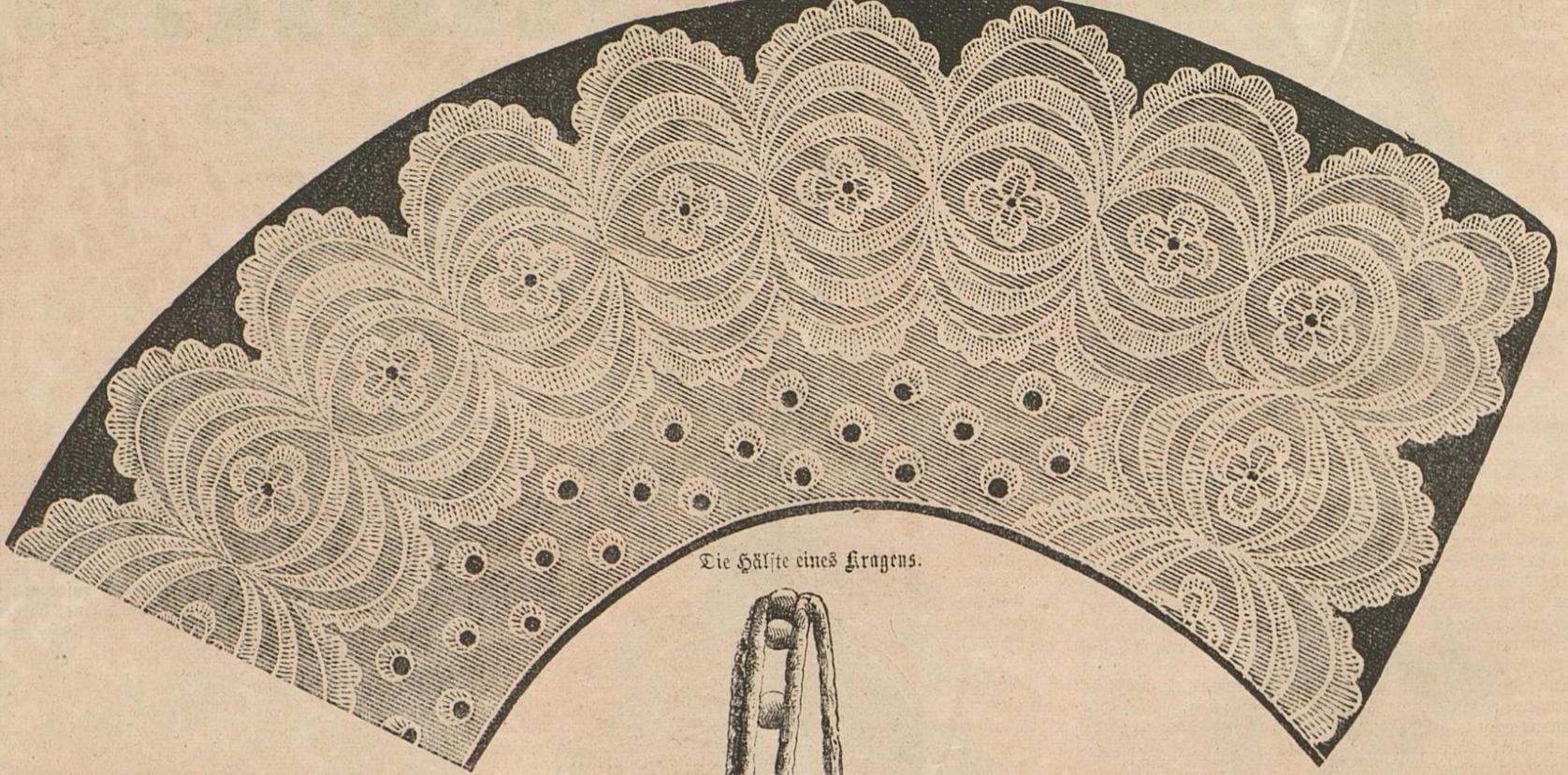
Man durchzieht alsdann diesen Streifen nach dem auf der Abbildung des Körbchens befindlichen Muster, die Arabesken mit feiner cerisrother Chenille, die einzelnen Punkte mit Goldfaden; da aber, um die schräge Form der Seitenwände zu bilden, das Fillet an den betreffenden Stellen der Ecken, Einschnitte erhalten, ja sogar etwas von dem Fillet heraus geschnitten werden muß (die Festigkeit der Filletknoten gestattet dies), so darf auch

Weißstickerei = Dessin

zu Wiegen- oder Taufdecken, zum Ueberzug eines Kopfkissens von farbiger Seide, zu Gardinen, zu Antimacassars.

Material: feiner Battist oder Mansoc, Strohbaumwolle, Guipüre-Schnur.

Obgleich unsere Angaben für die Verwendung dieses Musters fast nur der außergewöhnlichen Eleganz gelten, so ist es doch eine Eleganz, welche ohne großen Kostenaufwand, mit Fleiß und Geschicklichkeit zu erreichen ist; und welche weibliche



Die Hälfte eines Kragens.

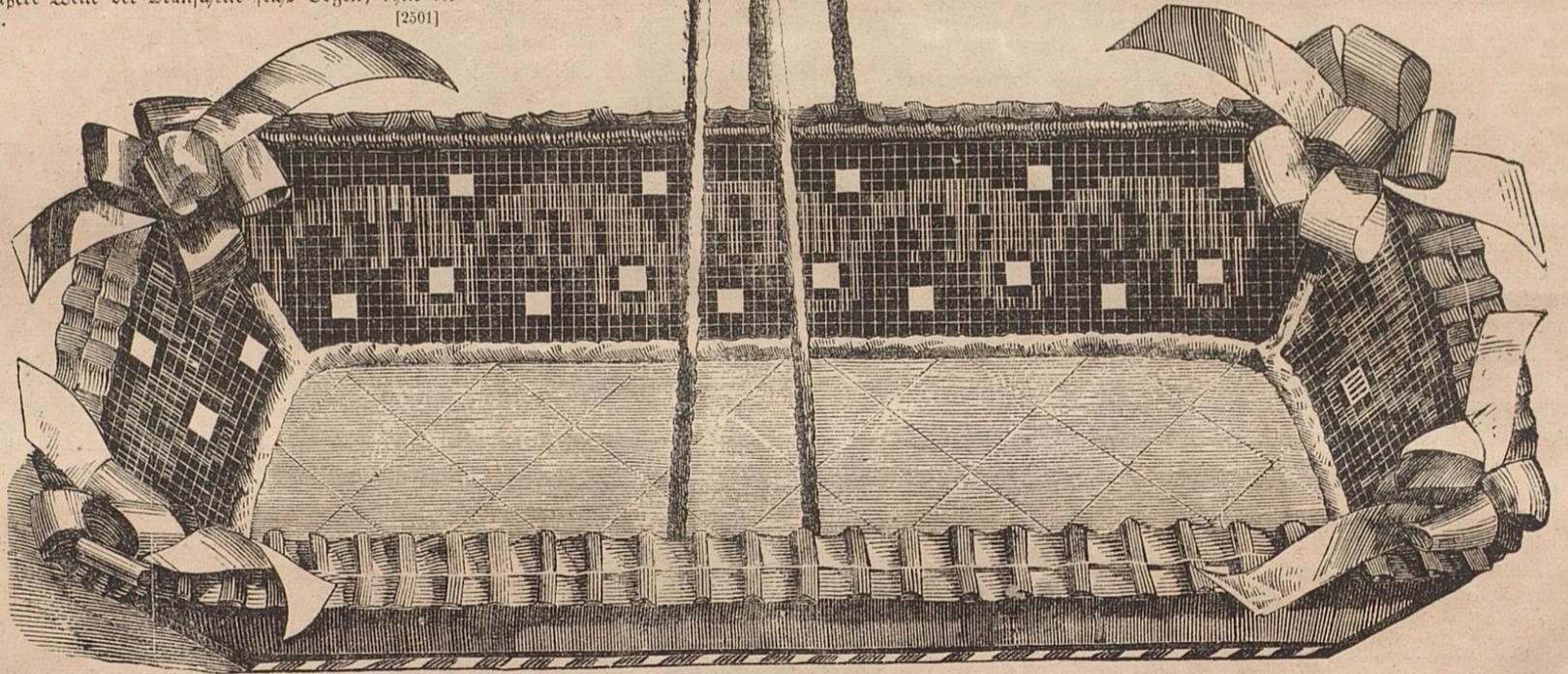
sauber ausgeführte Stickerei, der geringen Mühe den Lohn der Befriedigung gewährt.

Dichte so wie klare Stoffe, z. B. Tüll, sind zur Ausführung dieses Musters geeignet. — Die in sechsfacher Reihe über einander sichtbaren Festons werden breit languettiert, die dazwischen befindlichen kleinen Blumen in französischer Stickerei gearbeitet; der innere Plein wird in derselben Weise als Schattenbindlöcher gestickt.

Ein Muster zu Manschetten, als Aufschlag der Ärmel, giebt dasselbe Deffin, wenn man — von der Eckzacke an gerechnet — den Schluß des vierten Bogens, oder der Zacke, als Mitte nimmt und von da an das Muster wieder zurück zeichnet, so daß die äußere Weite der Manschette sechs Bogen, ohne die Ecken zählt. [2501]

Hand verwendete nicht gern diese reichen Mittel, wenn es gilt zu schmücken, zu verschönern und dadurch zu erfreuen oder zu nützen?

Das hier gelieferte Muster, welches mit den Sternen und Rosetten einen fortgesetzten Plein bildet, giebt den Leserrinnen Gelegenheit zu einer dankbaren effectreichen Arbeit, deren Schönheit noch gehoben wird, wenn, z. B. bei einer Tauf- oder Wiegenbede, bei einem Kopfkissenüberzug, die Stickerei die Folie eines farbigen Futters erhält, sei dies von Seide oder Bastard; ebenso, wenn eine mit dieser Stickerei verzierte Gardine, im Vereine mit farbigen, namentlich rothen Shawls, arrangirt wird. Im letzteren Fall dürfte die Gardine dieses Muster nur



Arbeitskörbchen.

Arbeits-Körbchen.

(Filet-Arbeit.)

Material: ein Drahtgestell; schwarze dressirte Seide zum Filetgrund; ceris-rotte feine Chenille und Goldfaden zum Durchziehen; ceris-rottes schmales Atlasband; 4 mit Gold überspinnene Rosamentier-Kügelchen.

Dieses Körbchen bietet eine schnell zu vollendende dankbare Arbeit und eignet sich zu einem Geschenk, dessen zarte Eleganz der Empfängerin wohl Freude bereiten kann.

Die Größe des hierzu nöthigen Drahtgestelles ist nach Belieben zu bestimmen und muß dieses wie die Abbildung zeigt, eine nach dem oberen Rande zu etwas erweiterte Form haben.

das zu durchziehende Muster nicht durchgängig im Zusammenhange, sondern muß in Absätzen von einem Einschnitte zum andern gearbeitet werden, damit die Chenille oder das Gold nicht durchgeschnitten wird.

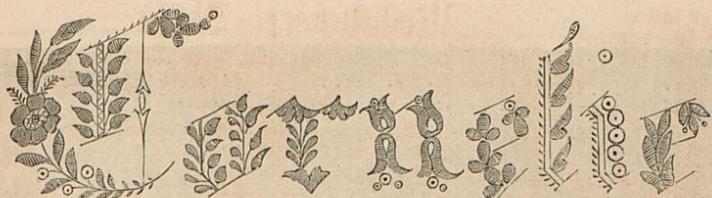
Hierauf schnürt man das so vollendete Fillet an das Drahtgestell und umwickelt dieses überall mit Chenille. Zwischen die beiden Drähte des Gestells werden jedoch vorher die 4 überspinnenen Goldkügelchen in der Weise, wie die Abbildung zeigt, durch Anschlingen an den Draht angebracht.

Der Boden des Körbchens wird aus dünner Pappe geschnitten, unterhalb mit Seidenzeug glatt überzogen, oberhalb mit einem leicht wattirten und durchnähten Seidentissin bedeckt, und alsdann an den unteren Drahtrahmen befestigt, wobei man die Stiche zwischen der Chenillebekleidung verbirgt.

Der obere Rand des Körbchens erhält ringsum eine Rinde von cerisrothem Atlasband, die Ecken werden mit Schleifen gleichen Bandes garnirt. [2503]

als Borte, mit einer oder zwei Rosetten-Reihen erhalten und der übrige Stoff mit den kleinen Sternen des Musters gefüllt werden.

Die Ausführung des Dessins geschieht mit Guipüreschnur, englischer, französischer Stickerei und Languettenstich. Die Guipürefäden unterscheiden sich auf dem Muster als gerade Stäbe in den großen Rosetten und zwischen den Festons des äußeren Randes. Die Stickerei, welche sich an diese Guipürefäden schließt, muß stets in Languettenstich und erst nachdem die Guipürefäden gezogen, gearbeitet werden, folglich auch die Bindlöcher, welche den Rand der Rosetten bilden. Ebenfalls in Languettenstich werden die kleinen Bogen der Festons ausgeführt, die darin befindlichen Punkte in französischer, alles Uebrige in englischer Stickerei. Unter den Guipürefäden wird bekanntlich nach beendeter Stickerei der Stoff hinweggeschnitten, was auf dem Muster durch schwarzen Grund bezeichnet ist. [2503]



Cornelie. Die schraffirten Figuren werden hoch, die mit Punkten versehenen Rundungen wohl gestickt. Die kleinen Fasern an C, 1 und i können in der Weise ausgeführt werden, wie wir es in Nr. 28 des Bazar Seite 223 und 224 in der Beschreibung der länglichen Klein-Figuren der Manschette Nr. 1 angegeben haben. Bei dem C ist im Innern der Blume die Verzierung eines Durchbruchmusters, und in dem breiten und aus Blättern gebildeten geraden Striche eine Leiterfisch-Verzierung anzubringen.

Adelheid.

Adelheid, nach Angabe der Schraffirung hoch zu sticken.

Häkel- oder Filet- Dessin zu Gardinen.

Material: starke weiße Baumwolle.
Beschreibung Seite 268 und 269.

Wenn Manche unserer Leserinnen einen Zweifel erheben möchte, ob nach dem Gesetze der Mode man wohl noch die Hand an ein so großes Werk legen darf, als das einer gehäkelten oder Filet-Gardine, so können wir sie damit beruhigen, daß Beschränkung nicht im Gesetze der Mode liegt, sondern Alles was schön, auch erlaubt ist; daß aber fast in keiner anderen Weise diese gediegene Häkelarbeit, oder eine durchgezogene Filetarbeit schöner zur Geltung kommt, als wenn sie frei hängend, den Contrast des klaren und dichteren Gewebes zugleich ausdrücksvoll und zart erscheinen läßt, unterliegt wohl keinem Zweifel.

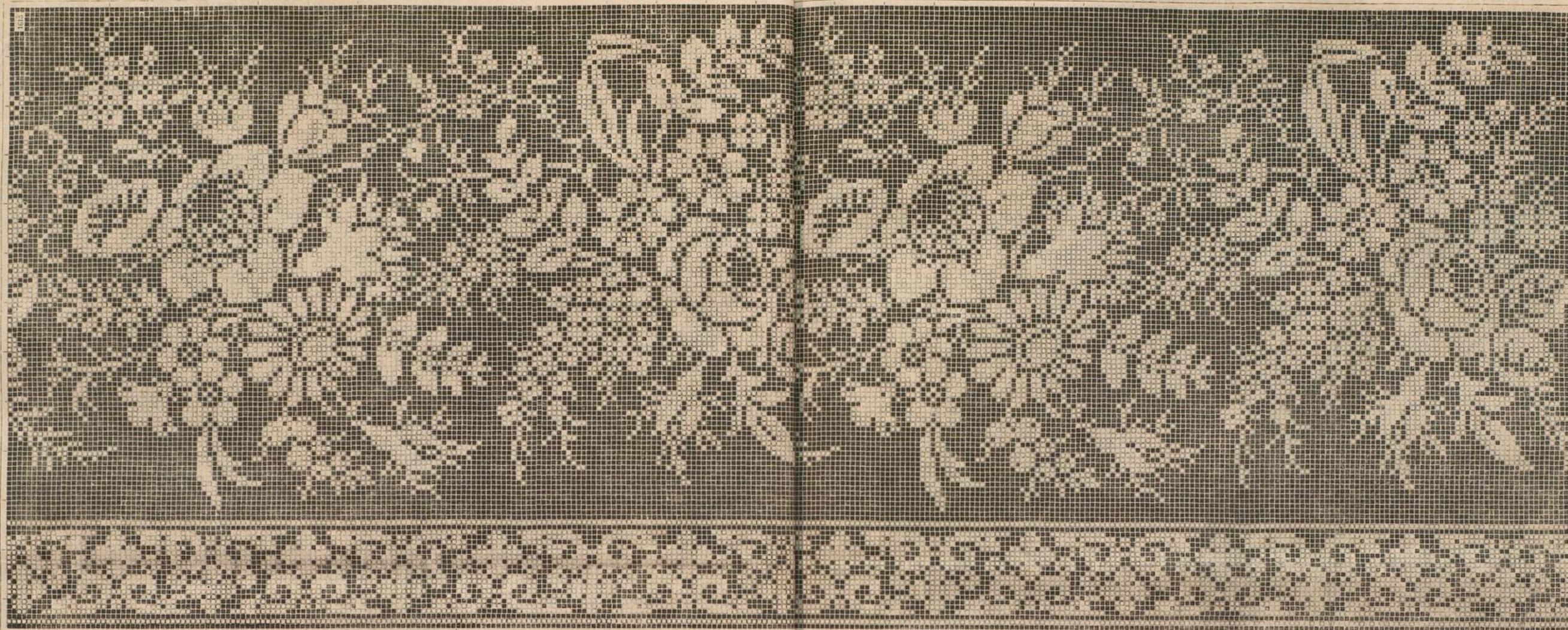
Die sehr schöne Zeichnung des nebenstehenden Musters verheißt Dem, der es unternimmt, ein erfreuendes Werk und würde dieses Muster, wenn man die an der einen Seite der Blumenborte befindliche schmälere Borte an der andern Seite in gleicher Entfernung wiederholt, die Breite von 1 1/2 Elle geben, da, zu Gardinen ausgeführt, die kleinen Carreaux des Musters wenigstens die dreifache Größe haben können.

Zu einem sehr breiten Gardinen-Schawl würde die nöthige Vergrößerung des Musters am vortheilhaftesten geschehen, indem man die Breite des Schawls aus 3 schmalen und 2 breiten Borten bildet, in der Weise abwechselnd, daß die breitere (Blumenborte) stets zwischen 2 schmale Borten kommt. Bort unter kann man die Gardine noch mit einer passend gearbeiteten oder gewirkten Spitze versehen, oder auch die Borte als Rand lassen.

Daß man die Gardinen jetzt auch aus gehäkelten Streifen und platten Mullstreifen regelmäßig abwechselnd zusammensetzt, wird Denen lieb zu hören sein, welche die Freude, durch eigene Geschicklichkeit ihre oder Anderer Räume auf diese Weise zu schmücken, nicht mit dem Zeitaufwand erkaufen können, den eine vollständig gehäkelte Gardine fordert. Zu einer solchen Ausführung, aus einzelnen Streifen, wäre für die gehäkelten Streifen die auf dem gegebenen Gardinen-Muster befindliche schmälere Borte geeignet und kann diese mit recht starker Baumwolle gehäkelt werden.



Weißstickerei-Dessin zu Wiegen- oder Taufdecken u. s. w.



Bordüre

zu Aermel-Volants

auf Mull, oder auf Tüll mit unterlegtem Mull in französischer Sticerei zu sticken.

Die Einfassung der Figuren wird genau nach ihrer Form vorgezogen, an den breiteren Stellen dicht unterlegt und mit Quersich überzogen. Die äußeren Bogen mit den daran befindlichen Blättern werden im Zusammenhange gearbeitet, die Bogen jedoch mit Languettenstich, die Blätter in französischer Sticerei. Die einzelnen Punkte zwischen den Zweigen können, als Plein für die übrige Breite des Volant, fortgesetzt werden. Der untergelegte Mull wird durchgängig dicht an der Sticerei hinweggeschnitten und dient nur dazu, der Arbeit etwas mehr Halt zu geben. Führt man das Muster auf Mull allein aus, so kann der oben erwähnte Plein auch als Bindlöcher behandelt werden.

[2509]

Zwei Weißstickerei- Dessins.

Nr. 1. Zwischenfach in französischer Sticerei und Languettenstich auf Mull zu arbeiten — zu Morgenhauben, Aermeln, Halsbündchen u. s. w.

Nr. 2. Zwischenfach in englischer Sticerei auf Battist zu arbeiten, an Kindergarderobe zu verwenden, oder auf Mull als Aermelbündchen zu sticken. Im letzteren Fall können die länglichen Blättchen, so wie die einzeln stehenden kleinen Rundungen hoch gestickt werden.

Die Ringe werden breit laquettirt und erhalten innen, dicht an der Languette eine in Stielstich gestickte Linie. Die Blättchen werden aus vier Punkten mit einem Binloch in der Mitte gebildet. Das mittlere kleine Dessin besteht aus vier kleinen getrennt stehenden Punkten.

[2500]

Gehäkelle Spitze zu Bettdecken.

Material: starke Baumwolle; zu Negligé-Gegebenheiten, zu Kindergarderobe; Material: feiner Hanfwirg.

Eine leichte Häkelarbeit wird gewiß von Mancher unserer Leserinnen der mühsameren Beschäftigung mit Weißstickerei vorgezogen und gern dazu benutzt, eine haltbare Verzierung zu fertigen, welche, bei der Wäsche leicht zu behandeln, für die obengenannte Verwendung jedenfalls zweckdienlich ist. — Die einfache Spitze, welche wir hier mittheilen, kann, je nachdem sie aus feinerem oder stärkerem Material gehäkelt, an gröbere oder feinere Stoffe gesetzt und sogar, in Seide ausgeführt, als Franzosenborte benutzt werden.

Erklärung der Spitze.

Für den Anfang häkelt man eine Reihe Kettenmaschen, der für die Spitze gewünschten Länge angemessen. —

Häkel- oder Gardinen.

1. Tour — auf jede der Anschlagmaschen eine Stäbchenmasche.
2. Tour — 1 feste Masche auf jede der 3 ersten Maschen der vorigen Tour; * 5 Luftmaschen, 1 feste Masche auf die 4. nun folgende Masche, so daß 3 Maschen der vorigen Tour darunter liegen bleiben; 1 feste Masche auf jede der zwei nun folgenden Maschen, so daß also 3 feste Maschen nebeneinander gehäkelt sind. — vom * weiter.
3. Tour — * 1 feste Masche auf jede der 3 mittelsten der 5 Luftmaschen; dann 5 Luftmaschen — vom * weiter.
4. Tour — wie die 3. Tour, nur mit dem Unterschied, daß anstatt 5 Luftmaschen stets 3 Luftmaschen gehäkelt werden.
5. Tour — 1 Stäbchenmasche auf jede Masche der vorigen Tour.
6. Tour — 1 Stäbchenmasche auf jede der 3 ersten Maschen; * 11 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche auf die nun folgende 7. Masche der vorigen Tour, so daß 6 Maschen darunter liegen bleiben; 1 Stäbchenmasche auf jede der 2 nun folgenden

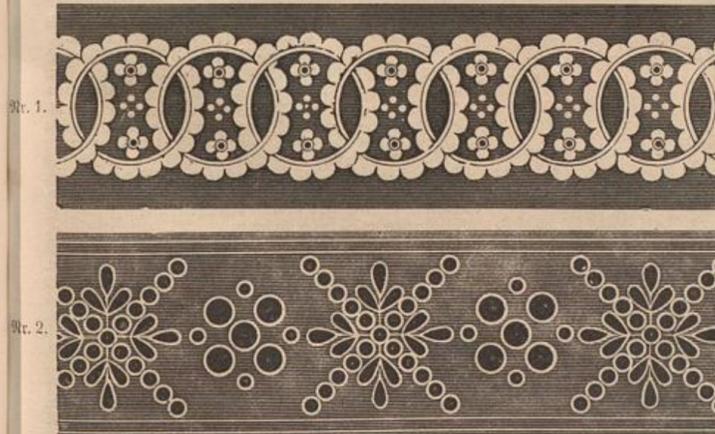
7. Tour — 1 feste Masche auf die mittlere der 3 Stäbchenmaschen; * 5 Luftmaschen (3 Stäbchenmaschen stets durch eine Luftmasche getrennt, in die mittlere der 11 Luftmaschen) 5 Luftmaschen — vom * weiter.
8. Tour — 1 feste Masche in die feste Masche der vorigen Tour; * 7 Luftmaschen, 1 feste Masche in die mittlere der nächsten 3 Stäbchenmaschen, 9 Luftmaschen, 1 feste Masche in die mittlere der nun folgenden 3 Stäbchenmaschen, 7 Luftmaschen — vom * weiter.
9. Tour — auf jede Masche eine Stäbchenmasche, mit Ausnahme der mittelsten der 9 Luftmaschen, auf welche 3 Stäbchenmaschen gehäkelt werden, und mit Ausnahme der festen Masche über dem Bogeneinschnitt, welche übergegangen wird.
10. Tour — zwischen die beiden Stäbchenmaschen, welche an jeder Seite des Bogeneinschnittes stehen, 1 feste Masche; * 6 Luftmaschen, 1 feste Masche in die 6. der Stäbchenmaschen, 8 Luftmaschen, (3 Stäbchenmaschen stets durch 2 Luftmaschen

- getrennt, in die mittlere der 3 Stäbchenmaschen, welche in eine Masche gehäkelt sind) 8 Luftmaschen, 1 feste Masche in die 6. Stäbchenmasche vom Bogeneinschnitt an gehäkelt, so daß also noch 5 Stäbchen bis zum Bogeneinschnitt bleiben; 1 feste Masche zwischen die letzte und erste Stäbchenmasche zweiter Bogen — vom * weiter.
11. Tour * 1 feste Masche in die 4. der 6 Luftmaschen, welche zu Anfang der vorigen Tour gehäkelt wurden; 9 Luftmaschen, 1 feste Masche in die 5. Masche des aus 8 Luftmaschen bestehenden Bogens; 9 Luftmaschen; 1 feste Masche in die 4. Masche des nun folgenden Luftmaschen-Bogens; 9 Luftmaschen, 1 feste Masche in die 3. der 6 Luftmaschen; 3 Luftmaschen — vom * weiter.
12. Tour * 1 feste Masche in die mittlere der 3 Luftmaschen über dem Bogeneinschnitt, 7 Luftmaschen, 1 feste Masche in Mitte des nächsten Luftmaschen-Bogens, 9 Luftmaschen, 1 feste Masche in die Mitte des nun folgenden mittelsten Luftmaschen-Bogens; 9 Luftmaschen, 1 feste Masche in die Mitte des nächsten Luftmaschen-Bogens, 7 Luftmaschen — vom * weiter.

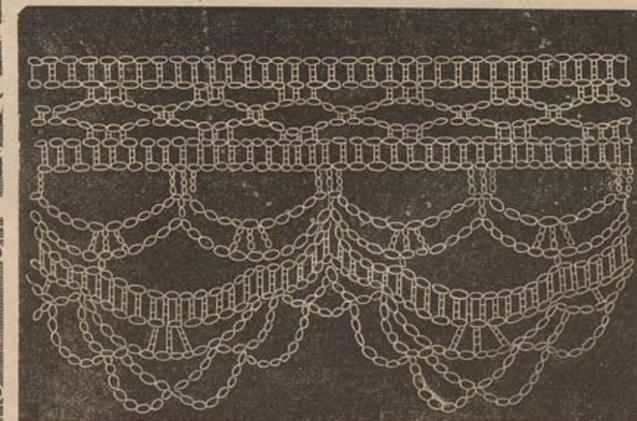
[2502]



Bordüre zu Aermel-Volants.



Zwei Weißstickerei- Dessins zu Zwischenfach



Gehäkelle Spitze.

Kragen.

(Französische Sticerei.)

Material: feiner Woll, schmale Spitzen.

Dieser Kragen ist, wie das Muster klar erkennen läßt, mit schmaler leicht gefranster Spitze in dreifacher Reihe garnirt und wird daher der Woll nicht nach der Form des inneren gestickten Kragens, sondern dem Ansatz der äußeren

Spitze folgend, geschnitten. — Man führt natürlich zuerst die Sticerei aus: den Plein als kleine Punkte, die Blätter getheilt und die Blumenfiguren u. d. besonders gestickten Andern in den einzelnen Blättern. Die als Knospenförmige gezeichneten punktirten Figuren werden mit Stülch eingestickt und mit Steppstich gefüllt. Die innere Rundung der Blumen wird ausge schnitten und mit einem Zwirnradchen verziert. Die Hohlnacht (Leiterstich) muß sehr genau der bogigen Form nach gearbeitet und alsdann mit einer Stielstich-Linie eingefasst werden. Außen herum erhält der Kragen einen schmalen Saum; an diesen wird die erste Spitze gesetzt, dann die zweite Spitze in der bezeichneten Entfernung darüber, so daß sie den Ansatz der ersten Spitze bedeckt, die dritte Spitze fällt auf die zweite und schließt sich dicht an die Hohlnacht. (Der weiße, das Muster quer durchschneidende Strich, bezeichnet die Hälfte des Kragens.)

[2509]

Die Mode.

Haben die Leserinnen bemerkt, daß zwischen meinem letzten Bericht und dem heutigen ein längerer Zeitraum lag, als sonst diese Mittheilungen zu trennen pflegt? Ich glaube kaum; ist doch jetzt eine Zeit, wo wenig Neues im Reich der Mode aufsteht, weil die Verehrerinnen derselben so eben erst von allen Neuheiten Besitz nahmen, und mit vollständig assortirter Garderobe in die Bäder gestickt sind, während die in den Städten Zurückbleibenden ihre Sommertoilette nach den für diese Saison festgestellten Regeln arrangiren, und die Modifisirten bereits auf Herbsttoiletten sinnen.

Die Hüte haben keine wesentliche Veränderung erfahren, d. h. keine Veränderung der Form seit unserem letzten Bericht. Für jugendliche Züge ist die Pamela-Form sehr vortheilhaft und daher sehr beliebt; man trägt diese Hüte sowohl mit Blumen als mit Federn geschmückt, denen natürlich eine entsprechende Bandgarnitur zu Hilfe kommen muß. Italienische und Reis-Stroh Hüte eignen sich vorzüglich zur Promenadetoilette, womit nicht gesagt ist, daß die reizenden Hüte von Taffet, Tüll und Crepp nicht auf der Straße von Fußgängerinnen getragen werden dürfen, obgleich die Theorie der Mode diese leichten Capoten mehr für die Equipage bestimmt. Es ist stets eine gefährliche Sache, die Erscheinungen der Mode streng zu classificiren, und ihnen dictatorisch diesen oder jenen Platz anzuweisen. In allen Fällen, und so auch hier, erlaubt sich die Praxis, die von der Theorie aufgestellten Gesetze, wenn nicht zu umgehen, so doch zu modificiren, und wir dürfen darüber nicht schmol-

langen Ende herabfällt. Das Futter des Hutes ist von Taffet in der Farbe des Bandes. Doch auch ohne dichtes Futter werden diese Hüte getragen, und erhalten in diesem Fall statt des banten Bandes Bänder von gesticktem Mouffeline, welche, mit Tüllrüsche besetzt, namentlich als Schleife unter dem Kinn dem Gesicht sehr vortheilhaft stehen.

Neben den reichsten Hutgarnituren finden auch die einfachsten Anwendung und Beachtung. Z. B. garnirt man eine genähte Reisstrohhüte mit sehr breitem Taffetbande, zu einer Spitze à la Maria Stuart nach vorn sich neigend und mit einer Rüsche von Illusionstüll besetzt. Das Bavolet von Crepp wird ebenfalls mit einer Rüsche und darüber mit schmalem Taffetband garnirt. Die Bindebänder von Taffet sind gleichfalls mit einer Rüsche besetzt, und das Innere der Passe schmückt ein Blumenzweig.

Brüsseler Stroh Hüte garnirt man häufig mit Cyberanten, graue Stroh Hüte vorzugsweise mit Kränzen von Kornblumen oder rothem Eisenkraut, wenn sie nehmlich für junge Damen bestimmt, wie denn Kränze überhaupt ein Schmuck sind, den nur die Jugend beanspruchen darf.

Die Fabrication künstlicher Blumen ist zu so hoher Vollkommenheit gediehen, daß wir uns freuen, dieselben auch während des Sommers im Haar jünger Damen angewendet zu wissen, wozu die zahlreichen ländlichen Feste und die Assemblen in den Bädern hinlänglich Gelegenheit geben.

Volant-Roben, und Roben à deux jupes erhalten sich gleichzeitig auf der Höhe der Gunst, doch müssen wir bemerken, daß keine Mouffeline-, oder andere Kleider von blassen Stoffen vorzugsweise mit Volants getragen werden. Für Damen, welche ihre Toilette gern ökonomisch einrichten, sind Kleider mit doppeitem Rock jedenfalls mehr anzurathen, indem die Volantkleider, einmal abgetragen, wegen ihres engen Rockes und des, zu schmalen Streifen geschnittenen Stoffes eine Wiederherstellung unmöglich machen. Kleider à deux jupes, deren unterer Rock stets die vollkommene Weite haben muß, sind viel längerer Benutzung fähig, da nöthigenfalls der obere Rock zu einer neuen Taille verwandt werden kann.

Den Obertheil des langen Rockes aus Sparsamkeit von Futtergaze zu machen, statt durchgängig von gleichem Stoff, ist eine zwar oft vorkommende, doch nicht eben zu billigenge Aus hülfe, da der leichteste Windstoß hinreichend ist, den wenig ele ganten Nothbehelf zu zeigen.

Die Schöße werden vorzüglich noch an dunklen Seidenkleidern und an einfachen Hauskleidern getragen, weniger zu hellen, luftigen Gesellschaftsroben. Neuheiten wüßte ich nicht zu erwähnen, welche diesen Namen wirklich verdienen, außer eine neue Art Casaque, die ich zu beschreiben versuchen will. Dieser Casaque, beispielsweise angenommen, von schwarzem Taffet, ist ein ganz anliegendes, vorn offenes Täschchen, an den Nähten mit durchsichtigem, ungefülltem Zwischenstich schwarzseidener Spitzen verziert. Die Seitentheile des Rückens sind von diesem durch Spitzeneinsatz getrennt, der Rücken selbst der Länge nach von oben bis unten auf dieselbe Weise in zwei Theile getheilt, auch die Aermelöffnung ist durch diesen Einsatz bezeichnet, welcher sogar, ungefähr 10 Centimeter vom Armloch entfernt, zur Bildung eines Jockey (Neberärmel) scheinbar benutzt wird, ferner um den Halsauschnitt, vorn herunter, um den Schooß und um den Rand der offenen Aermel gesetzt ist, wo sich demselben noch eine 2 Sechszehnthheil breite schwarze Spitze anschließt, welche auch als vollendende Garnitur den Schooß umgiebt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein so durchsichtiges Kleidungsstück eine sehr sorgfältige Behandlung der unteren Toilette erfordert; dieses bedenkend, haben unsere Modifistinnen ein reizendes Westchen von weißem Organzi mit kurzen Schößen angefertigt, dessen vorderer, durch den offenen Casaque besonders sichtbarer Theil so reich mit Sticerei, schmalen Spitzen und schmalem Sammetband verziert ist, daß der Weste ihr männlicher Charakter gänzlich genommen wird. Diese Weste aus klarem Stoff erhält zur Erhöhung der Eleganz und zu größerer Haltbarkeit noch ein ausgechnittenes Futter von weißem Taffet. Wir müssen jedoch bemerken, daß diese distinguirte Neuheit bis jetzt nur in hohen Kreisen getragen ward, und zur Zeit noch weit entfernt ist, ins große Publicum überzugehen, welches sich kaum derselben bemächtigen dürfte, da eine Nachahmung dieses Toilettenartikels in geringeren Stoffen die Mühe der Arbeit nicht lohnt.

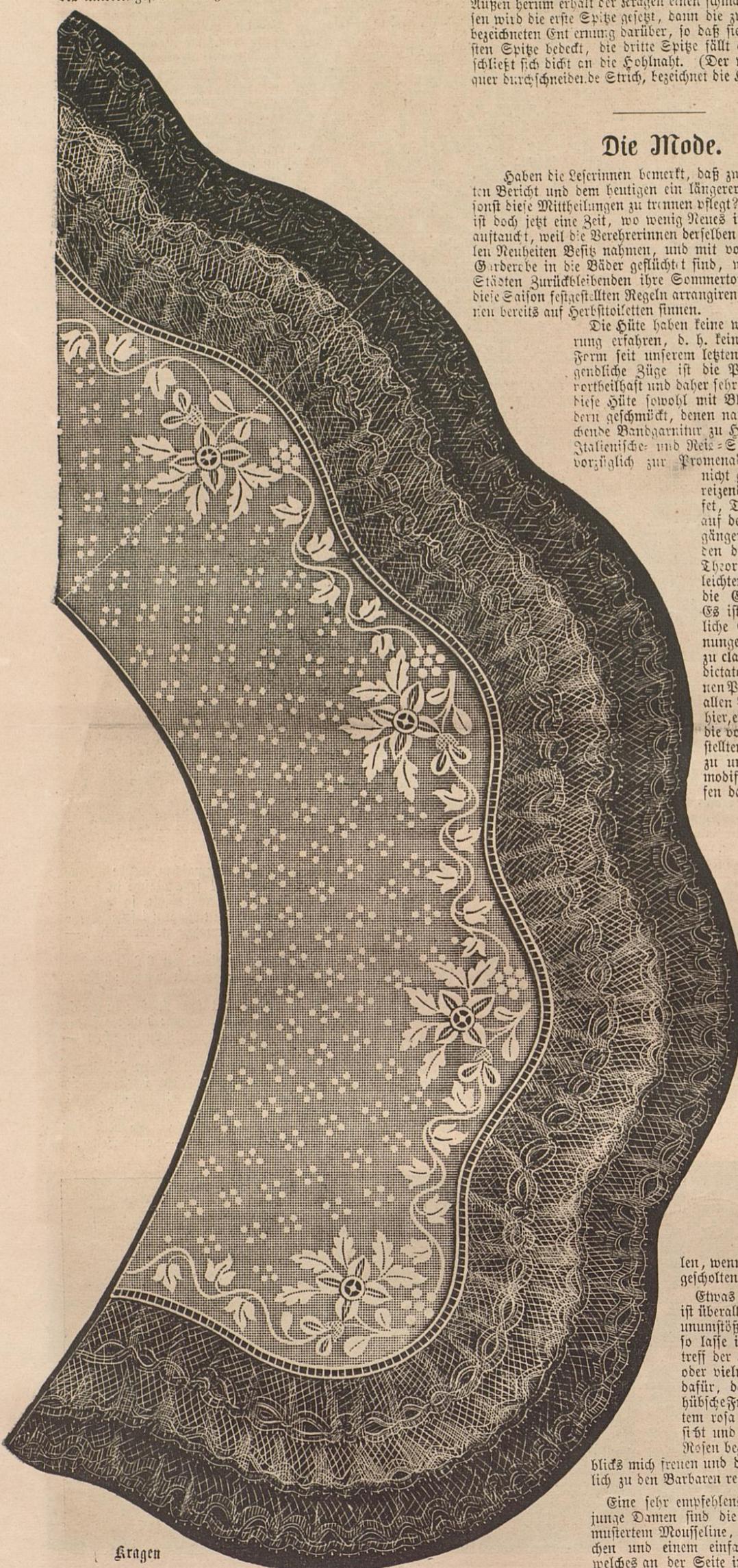
Neben den Taffetmantillen, den weißen und schwarzen Spitzenmantillen, neben denen von gesticktem Mouffeline trägt man, wie schon mehrmals erwähnt, ganze und halbe Tücher von schwarzen und weißen Spitzen, Long-Shawls von schwarzen und weißen Spitzen; den früher genannten Tüchern, chales Haydée, schließen sich noch die in Paris unter dem Namen: „chales Muzaya“ bekannnten an, welche bei billigem Preise ein elegantes Aussehen haben. Sie sind weiß und grün, weiß und braun, oder in andern Farben gestreift, zuweilen auch mit eingewebtem Netz von Goldfäden, in letztgenannter Verzierung jedoch mehr von Frauen als von jungen Mädchen getragen.

Die eleganteste und zugleich kostbarste Umhüllung sind und bleiben die Caschmirshawls, doch sie zu tragen, ist, eben ihrer Kostbarkeit wegen, stets nur das Vorrecht weniger Glücklichen.

Bei Gelegenheit des Caschmirshawls werde ich an eine allerliebste Anekdote erinnern, welche meine Leserinnen vielleicht nicht ohne Vergnügen hören. Zuerst muß ich dieselben in den Pariser Industriepalast führen, zu der diesjährigen Ausstellung in die Abtheilung, wo Blumen und Früchte in sabelhafter Pracht und sinniger Anordnung das Auge des Beschauers entzücken, und unter den Früchten zu einer herrlichen Melone, welche die Selbin meiner kleinen Geschichte ist.

Diese Melone gehörte nehmlich einem reichen Gartenfreund aus der Umgegend von Paris, welcher vor Kurzem eine junge Frau geheiratet, in jung vielleicht, um die Wichtigkeit der Feld- und Gartenarbeiten zu begreifen und selbst den Lieb nützlicher Beschäftigung zu fühlen. Sie kannte nichts Wichtigeres, als die Kleider, Hüte und Putzsachen, die aus Paris ihr zugesandt wurden, zu versuchen, zu bewundern, zu ändern, und ihre Unterhaltung beschränkte sich natürlich auf das Gespräch über die Gegenstände, von denen ihre Seele erfüllt war.

Der Gatte sah nun wohl, daß die von ihm gewählte Lebensgefährtin nicht im Stande sei, auf seine Interessen theilnehmend einzugehen, und das betrübte ihn innig. Plötzlich aber kam ihm ein lichter Gedanke. —



Kragen

len, wenn wir nicht Bedanten gescholten sein wollen.

Etwas wahrhaft Hübsches ist überall hübsch; das ist eine unumstößliche Wahrheit, und so lasse ich mir auch in Betreff der Hüte nicht nehmen, oder vielmehr, ich stehe nicht dafür, daß, wenn mir eine hübsche Fußgängerin mit leichtem rosa Kleide, rosigem Gesicht und einem Tüllhut mit Rosen begegnete, ich des Anblicks mich freuen und das Mädchen schwerlich zu den Barbaren rechnen würde.

Eine sehr empfehlenswerthe Neuheit für junge Damen sind die Hüte von feinstem Mouffeline, garnirt mit Tüllrüschen und einem einfach farbigen Bande, welches an der Seite in einer Schleife mit

Seine Frau quälte ihn eines Tages, ihr einen sehr theuren Caschmirshawl zu kaufen, den eine Pariser Modistin zur Ansicht geschickt.

Der Mann nahm darauf einen Melonenkern, den er sorgfältig ausgewählt und verwahrt hatte, gab ihn seiner jungen Gattin und sagte:

„Da ist Dein Caschmir.“

„O, das ist schlecht von Dir,“ schmolte die junge Frau, „abzuschlagen kannst Du mir die Bitte wohl, her verspotten sollst Du mich nicht.“

„Ich spotte keineswegs — Du wirst Dich davon überzeugen. Nimm diesen Kern, stecke ihn in die Erde, pflanze die Pflanze, die daraus erwächst, und we n sie in 4 Monaten, aber wohlverstanden, unter Deiner alleinigen Pflege eine Frucht trägt, welche würdig ist, auf die Ausstellung gegeben zu werden, so sollst Du den ersuchten Caschmirshawl haben.“

„Aber ich weiß ja nicht wie man die Melonen behandelt, weder im Treibhaus, noch im freien Lande.“

„Ich werde Dir Bücher geben, aus denen Du Dich belehren kannst, und einige Rathschläge — aber nur Rathschläge, hörst Du! . . .“

„Se nun, wenn es denn sein muß —“

„Es muß nicht sein; Du hast vollkommene Freiheit“

„Meinem Caschmir zu entsagen — ja das ist leicht gesagt!“

Die junge Frau entschloß sich also, das ihr vorgeschlagene Mittel zur Erlangung des Caschmir zu ergreifen,

Damenschuh.

(Soutache-Arbeit.)

Material: Sammet oder Tuch und feine Litze (Soutache)

Das Dessin kann entweder in einer mit dem Grundstoff übereinstimmenden oder von demselben abweichenden Farbe ausgeführt werden, deren Wahl wir dem Geschmack und dem Wunsch der Leserinnen überlassen, da ein so einfaches Arrangement, selbst bei der Vereinigung zweier Farben, eine sehr verschiedenartige Zusammenstellung gestattet.

Die Art der Arbeit ist hinlänglich bekannt und das Gelingen sicher, wenn die Litze recht glatt den Linien der Zeichnung nach aufgenäht wird. Bei den engen Bezügen, so wie bei den scharfen Ecken, welche das Muster bildet, raten wir die Litze nicht platt, sondern aufrechtstehend anzunähen, wodurch die Formen schärfer und also schöner hervortreten.

Schließlich erwähnen wir noch der sehr eleganten Ausführung des Dessins in Gold- oder Silber-Litze, welche sich zu jeder beliebigen Grundfarbe paßt; auch kann das Muster in Kettenstich mit glänzender Seide genäht werden.

[249s]

Dessin zu Damenschuhen.

Ich überlasse es den Leserinnen, die Herzensfreude des Mannes sich auszumalen, doch auch die junge Frau war nicht minder glücklich, da durch die unschuldige List ihres Gatten ihr eine unvergängliche Quelle der reinsten, harmlosesten Freuden erschlossen ward.

Wir sind durch diese Erzählung auf einen Seitenweg gerathen, welcher uns von der Heerstraße der Mode etwas ablenkt — doch, eine muthige Wendung führt uns dahin zurück.

Die warmen Sommertage haben die ausgeschnittenen Taillen bei der Jugend entschieden zur Geltung gebracht, und dadurch ein ganzes Heer von Fichu's, Pelserinen, Berthen, Fichu-Berthen, Fichu-Bretelles u. dgl. ins Dasein gerufen, welches unseren Leserinnen nicht unbekannt ist, da sie durch den Bazar mehrfach Abbildungen moderner Fichu's, so wie Schnittmuster derselben erhielten.

Elegante Taschentücher sind stets noch eine Lieblingscaprice der Mode; die elegantesten mit reicher Stickerei und Spitzen werden sehr häufig in ganz runder Form gearbeitet. Einfachere Taschentücher in viereckiger Form werden zuweilen mit einem Zwischensatz von Spitzen, oder auch mit einem Volant von Battist versehen, eine sehr leichte und zugleich distinguirte Verzierung zu einfacher Gesellschafts- oder Promenadetoilette. Die im Hause zu tragenden Taschentücher dagegen werden stets nur mit der mehr oder weniger künstlich gestickten Namenschrift versehen.

Die französische Stickerei ist gegenwärtig die beliebteste, doch auch zugleich die, welche nicht geringe Forderungen an die Kunstfertigkeit der Damen stellt. Nicht alle Damen, die gern sticken möchten, sind Künstlerinnen in diesem Fach und diese Nicht-Künstlerinnen sind es wohl vorzugsweise, welche die dankbare englische Stickerei noch aufrecht erhalten. Englische Stickerei ist eine Arbeit, durch welche es auch den ungeübten Händen eines Kindes, den zitternden einer Matrone möglich wird, etwas Hübsches, ja Brillantes zu schaffen, und deshalb wollen wir, deren Pflicht es ist, Allen unseren Abonnentinnen etwas zu bringen, nicht unterlassen, Muster zu englischer Stickerei von Zeit zu Zeit mitzutheilen.

Die Fächerchirme, welche wir unmittelbar nach ihrem Erscheinen erwähnt und in Abbildung gaben, erfreuen sich in der eleganten Welt der günstigsten Aufnahme, was als das beste Zeugniß ihrer Zweckmäßigkeit gelten kann.

Die Handschuhe — von diesem so kleinen, und doch so wichtigen Bedürfniß des modernen Erdenclebers ist wenig zu sagen, als daß das feinste G-lacé und die tadelloseste Frische erste Bedingung ihrer Eleganz ist, welche die Mode jetzt noch durch Seidenstickerei von der Farbe des Handschuhs zu erhöhen beliebt.

Veronika v. G.

doch war die Ausführung schwieriger als man glauben sollte. Da sie um jeden Preis ihren Zweck zu erreichen wünschte, studirte sie zugleich praktisch und theoretisch, und da man nur durch vergleichende Uebersicht ein richtiges Urtheil über das Einzelne erlangen kann, so wandte sie, nachdem sie einmal in der Melonencultur festen Fuß gefaßt, einen Seitenblick auf die Gurken, dann auf die grünen Erbsen, dann sogar auf die Blumen, bei denen sie sich sehr lange aufhielt, und obre daß sie es bemerkte, verlor der Puz von Tag zu Tag für sie mehr von seiner Wichtigkeit. Die ernstern, edlern Freuden der Natur erhielten für sie wirklichen Werth, und bald pflanzte sie ihre Melone nicht mehr des Caschmirs wegen, welcher der Preis derselben war, sondern der Mielde selbst wegen. Ihre Bemühungen wurden vom herrlichsten Erfolge gekrönt, die Melone figurirte auf der Ausstellung, und ward sogar ehrend erwähnt, doch als der kluge Ghemann seiner jungen Frau die versprochene Belohnung geben wollte, bot sie ihn, statt des Caschmirshawls sie mit einem hübschen kleinen Treibhause zu beschenken, welches gänzlich ihrer Sorgfalt anvertraut sei.



Ottolie mit Zügen in französischer Stickerei. Die kleinen Blättchen schließen zu beiden Seiten an eine feine Stielsch-Linie.

Flaconteller.

Material: Ganevas, weißer und schwarzer Schmelz, Zephyrwolle in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Wir haben in Nr. 20 des Bazar, Seite 154 ein Muster zu einer Kindertasche in ähnlicher Ausführung geliefert und dabei die nöthige Anweisung für diese, nur den jüngeren unserer Leserinnen nicht bekannte Arbeit gegeben, welche jetzt auf's Neue wieder beliebt geworden, weder kostbar noch mühsam ist und vollendet den befriedigenden Eindruck reicher Eleganz gewährt. Wir wollen indes nicht unterlassen zu bemerken, daß es rathsam ist die Füllung des Musters mit Wolle zuerst zu arbeiten und dann den Schmelz anzunähen, da sonst die Wollenfäden leicht an dem scharfen Rand der Schmelzperlen hängen bleiben und dadurch rauh werden.

Um das Muster in der für einen Flaconteller geeigneten Größe auszuführen, muß natürlich der Ganevas verhältniß-

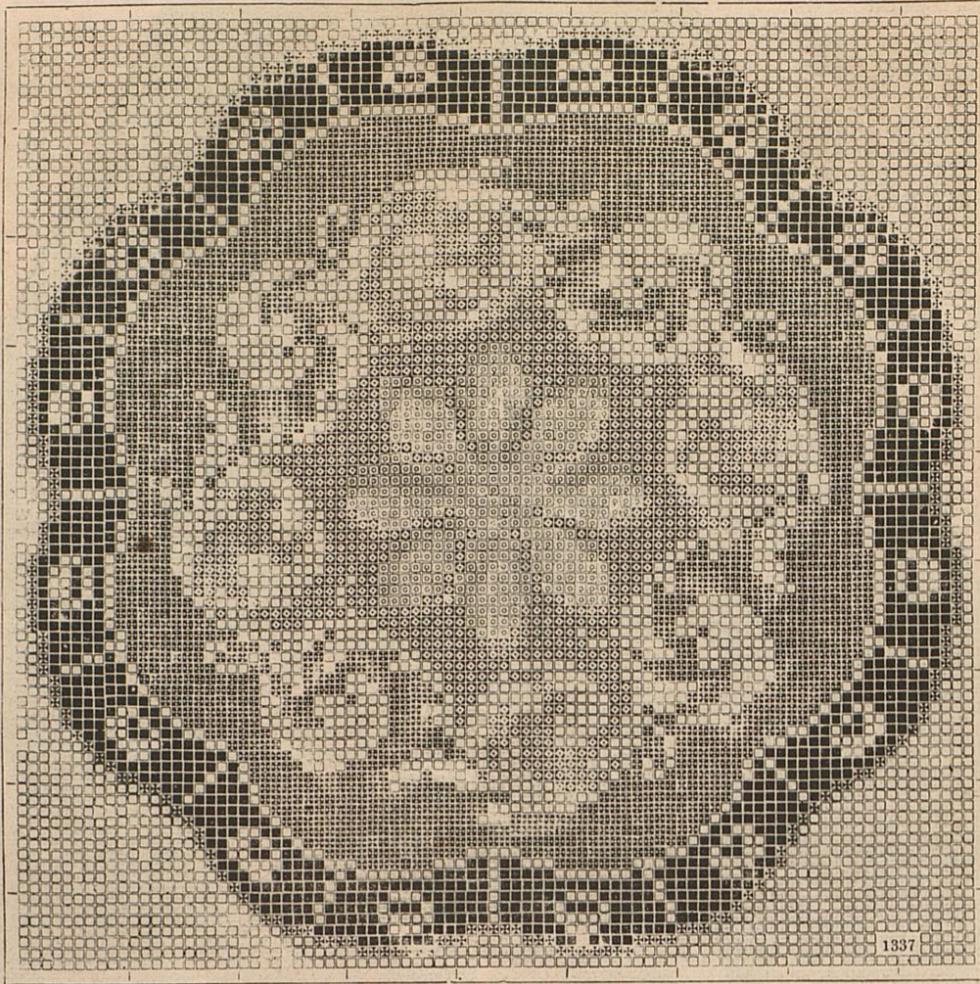
mäßig dicht und der Schmelz sehr fein gewählt werden. Auf stärkeren Canevas mit stärkerem Material gearbeitet, würde die Stickerie zu einem Lampenteller zu verwenden sein. Jede beliebige Veränderung der auf dem Muster bezeichneten Grundfarben steht dem Wunsch und dem Geschmac der Stickerin frei und würde sogar die Wahl einer unbestimmten Farbenschattirung mit lebhaft farbiger Umfassung eine nicht zu bereuende sein; der mittlere helle Stern der Grundschattirung kann in der betreffenden Farbe Seide gearbeitet werden.

Die äußere Garnirung des Flacontellers kann entweder in einer an den Rand geschürzten Schmelzfranze bestehen, oder aus einer von böhmischen Krystallperlen mit weißem Brillantwirn à jour gestrichten Borte; in diesem Fall wird der Flaconteller auf Bappe gezogen, welche einen Daumen breit um den Rand der Stickerie vorstehen muß, um dem Besatz als Unterlage zu dienen. — Hierzu folgende Erklärung: Auf den zum Stricken bestimmten Brillantwirn reißt man ungefähr eine halbe Masche böhmische Krystallperlen und schlägt alsdann zum Beginn der Stickerie 2 Maschen auf (2 gewöhnliche, nicht zu starke Wollstricknadeln werden zum Stricken des Besatzes genommen).

1. Tour. — Umgeschlagen und dabei eine Perle herangeschoben, so daß diese mit dem umgeschlagenen Faden auf der Nadel liegt; eine Masche glatt gestrickt, umgeschlagen ohne Perlen vorzuschieben, 1 Masche gestrickt.

2. Tour. — Umgeschlagen und dabei auf die vorige Weise eine Perle vorgeschoben; 1 Masche mit dem dahinter liegenden umgeschlagenen Faden zusammengestrickt, 3 Perlen vorgeschoben, ohne jedoch den Faden auf die Nadel zu nehmen, die nächste Masche mit dem dahinter liegenden umgeschlagenen Faden zusammengestrickt.

3. Tour. — Umgeschlagen und dabei



Erklärung der Zeichen: ◻ hell-, ◻ mittel-, ◻ dunkelblau, ◻ hochroth, ◻ schwarz. — ◻ weisse Schmelzperlen.

Flacon-Teller.

1 Perle vorgeschoben; eine Masche gestrickt, umgeschlagen, die nächste Masche mit dem dahinter liegenden umgeschlagenen Faden zusammengestrickt.

Jetzt wiederholt man die 2. Tour, wobei die in der Mitte vorgeschobenen 3 Perlen auf derselben Seite als die der 2. Tour liegen müssen; dann wiederholt man die 3. Tour und wechselt mit beiden Touren fortwährend ab, bis die Garnirung lang genug ist den beglitzten Rand der Stickerie zu umgeben, sei diese nun ein Flacon- oder Lampenteller. [2566]

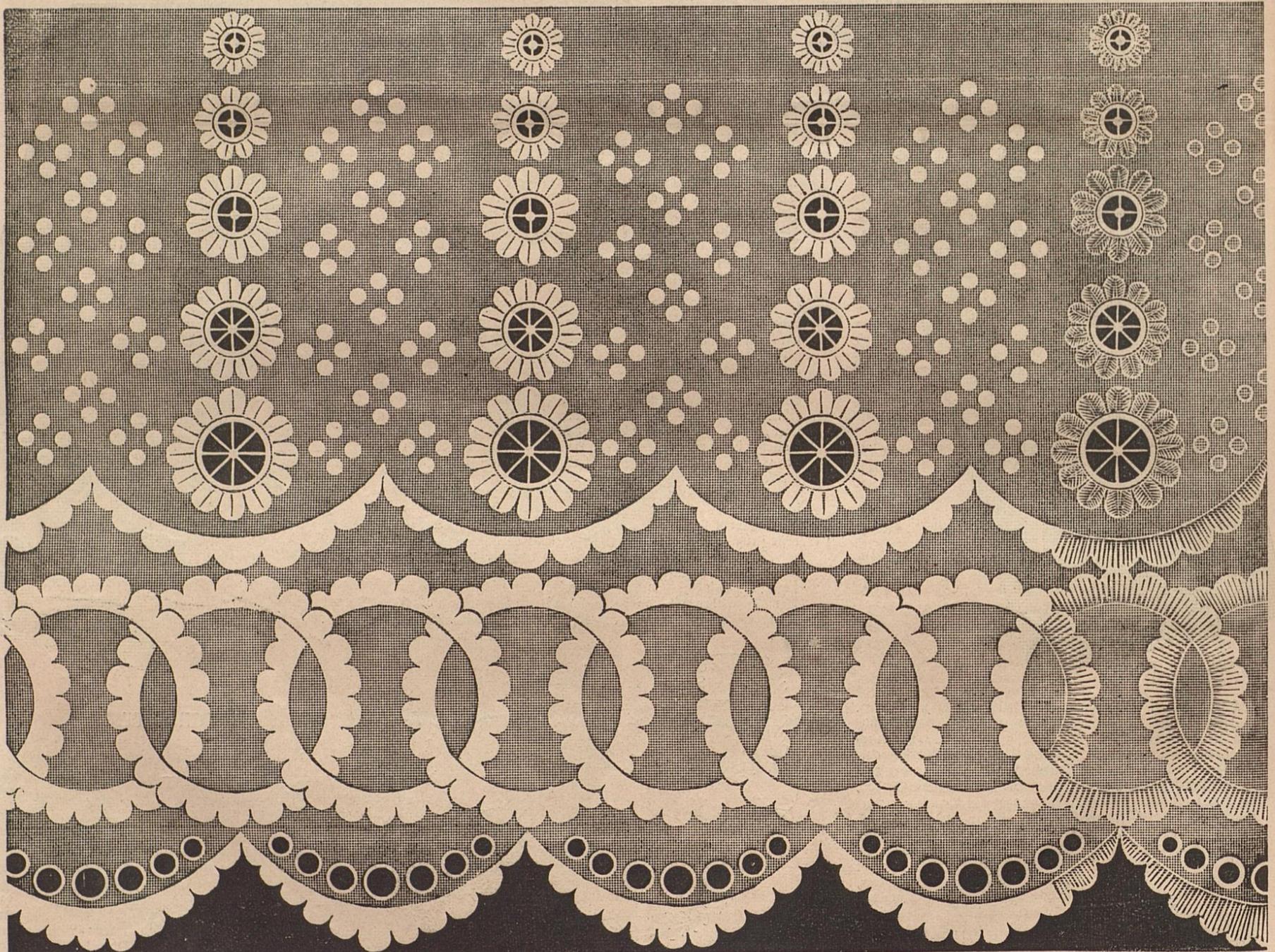
Weißstickerie-Deffin

zur Verzierung eines weißen Mull-Kleides.

Die Anwendung dieses Musters nach obiger Angabe ist gleich zulässig bei einem Volants-Kleide, als bei einer Robe à deux jupes und würde auch, für den Zweck besonderer Eleganz, als Bordüre eines Unterkleides von feinem Battist zu empfehlen sein.

Wir machen noch darauf aufmerksam, daß, wo Zeit und Mühe erspart werden soll, man das obere Deffin verkürzen kann, ohne dem Muster dadurch ein unvollständiges Ansehen zu geben, wenn man nur dabei beachtet, daß die Rosetten und die Punkte nicht in gleicher Höhe abschließen, sondern entweder erstere oder letztere etwas weiter vorstehen; das Muster würde sonst jedenfalls steif aussehen.

Die Ausführung der Stickerie bedarf keiner weiteren Erklärung, als daß die Festons, so wie die großen Ringe in Lanquettensich über eine dicke Unterlage von Baumwolle gearbeitet werden. Die Richtung der Stiche ist an einer Seite des Musters für alle Figuren angegeben. [2507]



Weißstickerie-Deffin.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 35.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. September 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von milanesischem Taffet, Basquine à l'impératrice von schwarzem Taffet mit offenen, edig geschnittenen Ärmeln und einem Glöckchenbesatz. Strohhut, dessen Kopf und Bavolet von rosa Taffet, um den Rand des Schirmes mit schmalen schwarzen Blonden, im Innern desselben mit rosa Blumen garnirt. Battistifragen. Unterärmel von Battistif, bestehend aus einem großen Puff mit ausgezackter, zurückgeschlagener Manschette.

Figur 2. Anzug eines kleinen Mädchen. Kleid von dunkelrothem Popeline, Casaque von weißem Piqué, Amazonenhut von italienischem Stroh, mit weiß und rosa Band garnirt.

Figur 3. Robe von stahlgrauem Taffet mit doppeltem Rock. Jeder Rock ist am Saum mit einem schmalen, dicht getollten Volant besetzt, und der obere an beiden Seiten durch eine große Bandschleife ausgenommen; Berthe von gleichem Stoff, wie die Kermel mit getollter Taffetflügel garnirt. Hut von Reisstroh, mit Guirlande von grünen Blättern. [2512]

Die Seele der Geige.

Das herrliche Tyrol mit seinen fruchtbaren Thälern, seinen schroffen Bergwänden hat manches kräftige Geschlecht unter seinen Bewohnern aufzuweisen, doch auf keines blickt es mit größerem Stolze, als auf die Bewohner des Zillertals, ein Völkchen voller Kraft, Kühnheit und Poesie, das den Stolz des Vaterlandes wohl rechtfertigt. Das Zillertal selbst ist der Garten Tyrols, es ist das gesegnete Land, wo der Weinstock die süßigen



Ranken von Baum zu Baum schlingt, wo vor jeder Thüre der dicke grüne Dom einer Kastanie oder eines Kufbaums sich wölbt, es ist überdies das Thal, welches die Stadt Zell in seinem Schooße birgt, und darauf sich nicht wenig zu gute thut, denn Zell ist weit und breit bekannt durch das Heiligensfest, das dort mit besonderem Glanze gefeiert wird.

Der Jahrestag dieses Festes hatte auch diesmal wie gewöhnlich Tanz, Gesang und Fröhlichkeit mitgebracht. Die ganze Jugend von Zunsbrunn und aus den benachbarten Dörfern hatte sich eingefunden. Da sah man reiche Bürger, Studenten in malerischer Tracht, Officiere in weißen Uniformen, Schäfer im Sonntagsstaat, Jäger mit spizen Hüten, von denen bunte Bänder herabfallerten, junge Mädchen mit weißem Camisol, dunkelblauem Rock, schwarzen Brusttuch und einem Männerhut auf dem Kopfe, kurz das ganze bunte Durcheinander eines wahren Volksfestes.

Immer höher schwall die frohe Luftpust, die Hurrah's wurden lauter, hinter den spizen Felszacken hervor schallten die hellen Klänge lustiger Weisen, die, vom Echo fortgetragen, die antwortenden Stimmen der umgebenden Berge wedten.

Die Menge brängte sich nach dem Hauptplatze von Zell, welcher an den Seiten mit Rasen umgeben, übrigens aber mit Sand bestreut war. Das Geräusch tausend fröhlicher Stimmen mischte sich mit den ersten Accorden der Instrumente; das Orchester, aus den besten Musikern des Landes gebildet, begann soeben einen Walzer, die Ungebild der unermüdeten Tänzer zu befriedigen.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Spielenden; der Vorsteher derselben, der erste Violinist, hatte die Nachricht erhalten, sein Sohn sei in Zell plötzlich gefährlich krank geworden. Der arme Vater brängte mit Gewalt die Thüren zurück, die seinen Augen entströmten.

„Könnte ich noch zu rechter Zeit kommen!“ murmelte er und ohne auch nur die Geige in ihr Futteral zu legen, stieg er die Stufen der Estrade hastig hinab und verschwand in der wogenden Menge, welche ihm ehrerbietig Platz machte.

Die Musik schwieg — und eine erwartungsvolle Unruhe schien sich der Volksmenge bemächtigt zu haben.

Einige Schritte vom Orchester, auf einer hölzernen Bank, saß in dessen ein junger Mann von ungefähr 15 Jahren mit einer alten Bäuerin. Der Jüngling, zart und schlank gebaut, zeigte, von langen blonden Locken umgeben, ein schmales bleichs Gesicht mit dem eigenthümlichen Ausdruck, welchen das innere qualende Feuer des Genies den Zügen aufsprüht. Er hatte bisher dem Treiben des Festes mit gleichgültiger Unbeweglichkeit zugegesehen, erst nach dem eben erwähnten Vorfall geriet er in ungewöhnliche Erregung, sprang plötzlich auf und wollte sich eilig entfernen, als die alte Bäuerin ihn zurückhielt mit den Worten:

„Was fällt Dir ein, Leopoldchen? Ist's Dir nicht wohl hier?“

„Mutter, Mutter!“ erwiderte der Jüngling mit sanft einbringlichem Ton, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was in mir vorgeht.“

„Bei allen Heiligen, Kind, so habe ich Dich mein Lebtag noch nicht gesehen, nicht einmal dazumal, als Du so schwer am Fieber darniederlagst und ich Dich pflegte. Weiß Gott, Du hast mir schon viel Kummer bereitet, seit ich arme Wittve Dich zu mir nahm, als die Nachbarin, Catharine Pfeffer, starb — sie war auch nur eine arme Wittve, die Catharine, und meine gute Freundin, was konnte ich anders thun . . .“

„Ich habe Eure Wohlthaten nicht vergessen, Mutter Schwarz, und kann mir das Zeugniß geben, daß ich mich stets bemühte, sie zu verdienen.“

„Was hilft's, Du hast doch keine Lust an der Feldarbeit, und unsere Ziegen zu hüten, ist Dir auch langweilig. . . Ja, ja, Rosje Leopold hat Nichts als den Bierfiedler im Kopfe, niemals ist er zufrieden, als wenn er die Geige im Arm hat. — Schönes Metier das für einen Mann!“

„Mutter, bringt mich nicht zur Verzweiflung; wenn Ihr so sprecht, kann ich Euch ja mein Vorhaben nicht mittheilen.“

„Rede nur frei heraus,“ sagte die gute Frau, besänftigt durch den Ausdruck tiefen Kammers im Antlitze ihres Pflegeohns.

„Ei, ei, was giebt's denn hier!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme des biden, rothbüchigen Mannes dazwischen, welcher den Beiden gegenüber saß; es war der Gastwirth Friedmann. —

„Ihr scheint ja ganz wo anders zu sein, als beim Feste, Frau Nachbarin!“

„Nu, ist wohl kein Wunder, Herr Friedmann; der Leopold spricht in lauter verblümmten Nebensarten.“

„Was, Junge, hast Du schon Geheimnisse — in Deinen Jahren?“

„Herr Friedmann,“ stotterte der Jüngling mit niedergeschlagenen Augen. . . Doch plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, oder vielmehr als eile er, einer innern Stimme zu gehorchen, ergriff er den Wirth heftig bei der Hand, zeigte auf den freien Platz der hölzernen Bank und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bitte Sie, Herr, bleiben Sie so lange bei meiner guten Mutter, bis ich wieder komme; ich gehe nicht weit,“ und ohne eine Entgegnung abzuwarten, stürzte er nach der Estrade zu, stieg rasch die Treppe hinauf, ergriff Müller's Geige und rief: „Der Entsetzte ist erseht!“

„Erseht? Durch wen?“ rief einer der Musiker.

„Durch mich!“ erwiderte Leopold stolz.

Ein allgemeines tolles Gelächter folgte diesen Worten. Leopold fühlte seinen Muth wachsen in der Bedrängniß. Er wartete, bis der Lärm sich etwas gelegt, hob dann Geige und Bogen in die Höhe und rief: „Meine Herren, ich würde nicht die Kühnheit haben, mich hier an den Platz des Musikers zu stellen, der so eben das Orchester verlassen, wenn ich mich nicht fähig fühlte, seine Stelle auszufüllen.“

Dieser Rede antwortete erneuter Lärm spottender Ausprühlungen, zwischen denen zuweilen die klagende Stimme der Wittve Schwarz hörbar ward, welche sich meinend an das Gerälde der Estrade klammerte, ohne auf Friedmann's Beruhigungsgründe zu hören.

Gott weiß, welchen Ausgang die Sache genommen, wäre nicht ein Mann von ernstem Ansehen vorgeschritten und hätte mit einem Ton, welcher jede Widerrede zurückwies, gesagt:

„Wie könnt Ihr das Vorhaben des jungen Mannes tabeln? Wißt Ihr im Voraus, daß er nicht werth ist, eine Stelle neben Euch einzunehmen? Ihr könntet mich auf die Vermuthung bringen, daß Ihr den Vergleich zu fürchten habt.“

Diese strengen Worte wirkten gleich mächtig auf Musiker und Publicum. Die ersten schwiegen, um nicht für eifersüchtig gehalten zu werden, und die Menge, wie immer und überall mit gewohnter Leichtgläubigkeit vom Spott zu ungebildiger Neugier übergehend.

Eine tiefe Stille folgte. Leopold fühlte, daß er sie benutzen müsse. Er ließ den Bogen über die Saiten gleiten, und spielte ein Andante aus der Pastoral-Symphonie von Beethoven. Die reinen, vollen Töne drangen in die Seelen und machten alle Herzen höher schlagen. Dröherer, Tanz, festlicher Lärm war verschwunden, Nichts war mehr da als ein jugendliches Haupt, umleuchtet vom Strahlengang des Genies, auf das alle Blicke unwiderstehlich gerichtet blieben.

Bewunderung ließ den Beifall verstummen. Erst nach Beendigung der Musik machte der Enthusiasmus sich Bahn, aber Leopold vernahm nichts davon; die Bewegung hatte ihn überwältigt.

Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich in dem Hinterstübchen eines Kaffeehauses auf einem Diwan, umgeben von Mutter Schwarz, von Friedmann und dem Unbekannten.

„Gott sei gelobt!“ rief die Wittve, „er kommt wieder zu sich; Leopoldchen, was hast Du mir für Angst gemacht — aber, sehet nur, Friedmann, sehet Sie nur, Herr, wie blüß er ist. Ist das ein Verstand, sich um das bischen Geigenpiel so herunter zu bringen! Ist das nicht eine Thorheit. Nachbar — nicht wahr? meinen Sie nicht, Herr?“

Der Wirth nickte bejahend mit dem Kopfe, der Unbekannte schüttelte verneinend den seinen.

„Nachbarin,“ sagte Friedmann, „ich sehe die Sache ganz mit Euren Augen an. Ein gut rentirendes Wirthshaus ist mir lieber als alle Musik und alle Musikanten auf der Welt.“ „Vielleicht werden Sie Ihren Ausspruch in etwas mildern,“ sagte mit ernstem Lächeln der Unbekannte, „wenn Sie erfahren, daß ich der Kapellmeister Sr. Majestät des Königs von Bayern bin.“

Der Gastwirth blieb mit offenem Munde stehen. Leopold reichte dem Kapellmeister beide Hände entgegen. Er studirte seine Züge, und ihm schien, als spräche das Genie in dem edlen Ausdruck derselben.

„Sie sind gewiß ein großer Musiker; als ich Sie zu der Menge sprechen hörte, fühlte ich das, ich hätte Sie schon damals.“

Der Kapellmeister drückte ihm warm die Hand. „Mich vergißt er.“ sagte Mutter Schwarz mit einem Seufzer.

„Euch vergessen!“ rief Leopold. „Habt Ihr mich armen Waisentknecht nicht ausgenommen und mir das tägliche Brod gegeben? Alles, was ich bin, verdanke ich Euch. Aber Mutter, denkt Ihr wohl auch an die freie Sehnsucht meiner Jugend, welche ich nicht zu befeuern, nicht zu verstehen vermochte, bis der Gesang der Biigel und die Afforde der Orgel mir die hohe Kunst enthüllten, welche mich tröstete, die Kunst, die ich, ohne Lehrer, ohne Führer, erwarben mußte.“

„Sie haben keinen Lehrer!“ fragte erstaunt der Fremde. „Es giebt keinen in unserem Dorfe,“ antwortete der Jüngling lächelnd, „es giebt hier keinen — wir haben hier nur Hirten, Jäger und Feldarbeiter.“

„Wunderbar! Also durch eignen Fleiß sind Sie auf diesen Punkt gekommen?“ Leopold, mein liebes Kind, Sie, von Gott so reich begabt, sollten Ihre ungewöhnlichen Gaben nicht nützen? das wäre unrecht. Die Fluth Ihrer Gedanken strömt noch wild einher, sie sollen geregelt werden, Ihre Hand berührt das Instrument mit fieberhafter Hitze, diese Hand muß geschickt und sicher gemacht werden. Sie sind ein geborner Musiker, Sie werden ein Virtuose; vertrauen Sie sich mir, ich vollende das Wunder; folgen Sie mir nach München.“

„Mein Himmel!“ jammerte die Wittve, „Sie wollen mir das Kind mit fortnehmen?“

„Um es Euch groß und berühmt wieder zu bringen.“

„Das laße ich niemals geschehen!“

„Frau,“ sagte der Kapellmeister mit großem Ernst, „Ihr dürft Euch der Schickung nicht widersetzen, welche Gott so sichtbar über den Jüngling verhängt.“

„Aber, lieber Herr, ich hab' ihn erzogen, Ihr werdet ihn mir nicht nehmen wollen. — Nicht wahr, Leopold, Du verläßt mich nicht?“ fügte die Wittve mit bitterer Geberde hinzu; Leopold sank in ihre Arme und weinte mit ihr. — „Nein,“ sprach er, „ich habe den Muth nicht.“

„Wußte ich's doch!“ sagte Mutter Schwarz, mit triumphirendem Blick sich zum Fremden wendend; aber Schrecken ergriff sie, als sie den tiefen Schmerz bemerkte, welcher in Leopolds Züge zurückgekehrt war.

„Hört,“ begann der Kapellmeister, „die Sache fordert ernste Ueberlegung. Ich weiß wohl, daß die Seele oft einem augenblicklichen Gefühl der Dankbarkeit ihre heissesten Wünsche opfern möchte, doch die Ueberlegung kommt und läßt einen so liberellen Entschluß bereuen. Bedenkt: Ihr habt zwar dem jungen Manne das tägliche Brod gegeben, doch habt Ihr deshalb ein Recht, den schönsten, ungleichbaren Beruf in ihm zu tödten? Denn, gute Frau, hättet Ihr ihm einen schlechten Dienst geleistet, Ihr hättet den Leib ernährt und die Seele getödtet. Bedenkt, daß ich Leopold Ruhm und Vermögen in Aussicht stelle — und so hoffe ich, werdet Ihr Nichts mehr dagegen haben, daß er mich begleite.“

„Im Grunde hat der Herr nicht Unrecht,“ sagte der Wirth, welcher bei dem Worte „Vermögen“ die Ohren spitzte.

Die Wittve flehte in stillem Gebet Gott an, er möge ihr Ruhe und richtiges Urtheil verleihen. — Sie ward endlich ihrer Empfindung Meister, ging auf Leopold zu und sagte, seine Hand ergreifend:

„Na, Kleiner! Geh und sei glücklich!“

„Ich soll fort?“ schluchzte Leopold.

„Ja, weil es Gottes Wille ist, so geh und sei glücklich bei Deiner Arbeit. Ich hoffe, Du wirst manchmal an unser Dörfchen zurückdenken, an Duchs, wo Du aufgewachsen bist, und Du wirst auch an die denken, die jeden Abend mit einem Gebet für Dich einschlafen wird.“

„Ach, ich kann nicht.“

„Geh, Leopold, jetzt beschle ich Dir's, ich Deine Pflegemutter, aber schnell — ich könnte wieder schwach werden.“

„Frau,“ sagte der Fremde, „Euer Opfer wird Euch einst reichlich vergolten werden.“

„Es ist schon,“ antwortete die Wittve, die Hand auf ihr Herz gelegt.

Nach wenigen Minuten führte eine Postchaise Leopold und seinen Beschützer der Hauptstadt Baierns entgegen.

Fünfzehn Jahre waren verflossen. Duchs, das friedliche Dorf, lag in die Schatten der Nacht gehüllt, und seine ganze arbeitssame, einfache Bevölkerung in den Armen des Schlafes. Ein leichter Windhauch flog von Hütte zu Hütte, von Dach zu Dach und bewegte kosend die Blätter der dunklen Kastanien.

Ein Wagen rollte durch die Hauptstraße des Dorfes und hielt vor der Schenke des Meister Friedmann, welchen der Postillon mit einiger Mühe glücklich herausspökte. Der Wirth erschien auf der Thürschwelle, ein Licht in der einen Hand, und mit der andern die Augen reibend.

„Ist schon spät, Herr,“ sagte er, „ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, jetzt eine Stunde und ein Abendbrod herzurichten zu so ungehöriger Zeit.“

Der Reisende, ein schlank gewachsener Mann, sprang aus dem Wagen und antwortete zerstreut: „Ich brauche Nichts als ein Zimmer nach der Straße heraus; mit dem Abendessen bemüht Euch nicht, ich habe keinen Hunger.“

„Das lohnt sich noch, um solches Lumpenwoll aus dem Schlaf aufzustehen,“ murmelte Friedmann zwischen den Zähnen, wies aber doch dem Reisenden ein Zimmer an und öffnete das Fenster. Dieser lehnte sich auf die hölzerne Brüstung und schaute unverwandt nach der kleinen Strohhütte gegenüber, deren einziges Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben durch ein Spitzengäng fast ganz verdeckt war. „Sagt mir,“ begann er, „in dem hübschen Häuschen da drüben . . .“

„Meint Ihr das Nest da!“

„Zu nun, kommt darauf an, wie man die Sachen betrachtet. Wem gehört dieses Haus?“

„Poß Tausend! Herr — nehmen Sie mir's nicht übel, aber — was kann Euch das an, daß die Barake — oder — das Häuschen da — einer guten Alten gehört, die hier im Dorfe die Wittve Schwarz heißt?“

Der Fremde konnte seine Bewegung nicht unterdrücken. Er faltete die Hände und blickte zum Himmel. Meister Friedmann fing an zu fürchten, daß er einen Narren unter seinem Dach beherberge, und ging ohne Säumen, seine Burschen und Knechte zu wecken, den Fritz, den Peter und den Gregor, damit er Hilfe habe, wenn sein seltsamer Gast etwa auf gefährliche Excursionsfahrten verfallen sollte.

Der Reisende hatte indeß aus seinem Koffer eine Geige genommen. . . „Du bist es, edles Instrument, dem ich Lebensunterhalt, Glück und Ruhm verdanke. Du hast mich in den Kämpfen der Welt begleitet; auf Dein von Alter geschwärztes Holz sind Thränen der Verzagttheit, Freudenathänen des Triumphes geflossen. Treuer Freund, unzertrennlicher Gefährte, lege Deine Seele auf Deine zitternden Saiten und trage diese reine Seele hinüber zur Hütte der armen alten schlafenden Frau. Um Deinetwillen verließ ich meine zweite Mutter, nun sage ihr auch, daß ich immer ihr Sohn gelieben. Rede und singe, theure Geige, zerstreue die Schatten der Nacht und das Weh der Trennung.“

Er näherte sich dem Fenster und spielte, gegen den Vorsprung desselben gelehnt, das Andante aus der Pastoral-Symphonie.

Die mächtige Melodie in der Stille der Nacht schien die Luft bis zur fernsten Grenze des Horizontes zu erschütterten.

Ein seltsames Concenz, von nur einem Musiker gegeben, gehört vielleicht nur von dem Echo des Dorfes — und doch schien es, als habe das erhabene Lied einige der harlosen Dorfbewohner geweckt. Hier und dort tauchte ein Lichtchen aus dem Dunkel auf, als Zeichen der Bewegung, des Lebens, der Achtsamkeit.

Jetzt öffnete sich das Fenster an kleinen Häuschen drüben. Eine wandende Gestalt, deren Umrisse sich nur durch die weißen Kleider von dem Dunkel abhoben, erschien am Fenster, stützte ihre zitternde Hand auf dasselbe und sprach wie für sich, laut die Worte:

„Mein Gott, mein Gott! — Das ist die Melodie, die er auf der Geige spielte, mein armes Kind! Mein Gott, so spielte er, als wir noch beisammen waren und glücklich! — O, mein Gott, ist es seine Seele, die auf die Erde zurückkommt, um mich zum Himmel abzurufen; wo es so schön ist? . . .“

Die Geige schwieg; aber von drüben rief eine liebevolle Stimme: „Mutter, Mutter! Ich danke Dir, Du hast mich erkannt!“

Man sagt, der Virtuose wolle im Dorfe bleiben, bis seine alte Pflegemutter die Augen geschlossen. Er hatte Vermögen erworben, Ruhm und Ehre gewonnen draußen in der Welt, aber Glück und Frieden waren im Dorfe zurückgeblieben. A. v. C.

Skizzen aus Paris

von Jehu und Einst.

6.

Eine Morgenstunde.

Es war ein herrlicher März morgen dieses Jahres; die Sonne strahlte in vollem Glanze, aber es hatte den Abend vorher geregnet und die Straßen von Paris waren bedeckt von jenem welberhülftent Schmutz, welcher der alten Lutetia einst den Namen gab und auch heut noch den bescheidensten Ginolinerböden, sogar den — viel vertragenen rothen Unterröcken Gefahr droht.

„Soll ich ausgehen? Soll ich zu Hause bleiben?“ fragte ich mich selbst, als eine Freundin, Fr. v. B., mit ihrer reizenden 16jährigen Tochter und ihrem Sohn Albert eintrat.

„Wir wollen Sie entführen!“ rief Fr. v. B. mir entgegen. „Vortrefflich!“ antwortete ich, froh, den inneren Debatten dadurch ein Ziel gesetzt zu sehen; „wohin aber werdet Ihr mich führen?“

„Nach dem Palais Royal; natürlich!“

„Eine herrliche Idee! also nach dem Palais Royal, um“

die merkwürdige Sammlung des Prinzen Napoleon zu sehen.

— Ich will gleich einen Wagen holen lassen. — Ginen Wagen? — Man sieht doch gleich, daß Sie keine Pariserin sind. — Einen Wagen! und wir haben von hier nur 2 Schritte zum Palais Royal.

„Aber der Schmutz!“

„Ach, wenn Sie eine Pariserin werden wollen, dürfen Sie von dem lächerlichen Schmutz sich nicht abschrecken lassen.“

„Gar zu sehr wollte ich mir doch meine unparisische Herkunft nicht vorwerfen lassen, nahm also entschlossen Hut, Shawl und Handschuhe und wir gingen.“

Unser Muth ward indessen auf keine geringe Probe gestellt; wir glitteten hin und her auf dem schlüpfrigen Trottoir und unsere Kleider trugen manchen Flecken davon; Herr Albert lachte schadenfroh in sich hinein.

„Garstiger Mensch!“ schalt seine Schwester, die ihn heimlich beobachtet hatte.

„Was thue ich denn?“ fragte der Bruder mit der Miene gefränkter Unschuld.

„Du moquirst Dich, das ist sehr unhöflich!“

„Nein, Manon, ich dachte über die traurigen Folgen nach, die schlechtes Wetter haben kann. Du hättest nur den armen Gautier hören sollen, der ist das Opfer des schlechten Wetters geworden.“

„Wie das?“ fragte ich ungläubig den Spötter.

„Madame, es kam nämlich so: Mein Freund Gautier wollte ein junges reizendes Mädchen heirathen. Die Verlobten hatten sich bisher nur Abends in den Salons gesehen, und begegneten sich nun eines Morgens auf dem Boulevard, d. h. an einem regnigen Morgen. Der Bräutigam ging auf der rechten, die Braut auf der linken Seite des Trottoirs und jedes glaubte, vom Andern nicht bemerkt zu sein. Welche Entdeckungen machten sie da! Das junge Mädchen, welche das Kleid mit beiden Händen hielt, machte dadurch ihre großen Füße und ihre feineswegs sorgfältige Chaufüre doppelt bemerkbar — und — mein Freund haßt die großen Füße. Dazu hing die Locke à la Sevigné, welche sonst das Gesicht der Braut so reizend umgeben, in langen losen Strähnen auf die Schultern herab. . . . „Meiner Braut fehlt Ordnungssinn und Geschmack.“ seufzte mein Freund leise vor sich hin, und . . . sie hat einen großen Fuß!“

Doch auch die Braut hatte ihre Beobachtungen gemacht. Sie bemerkte, daß der Hut ihres zukünftigen von einem kleinen Regenschirm überragt war, welcher, ohne Stiel, nur an den Hut befestigt wird und den Herren sorgfältig erlaubt, die Hände bequem in die Taschen zu stecken.

„Das that denn auch Mr. Gautier.“

„Mein Bräutigam ist ein Sonderling,“ dachte die Braut; „ich hasse alle Excentricität!“ Aber das war noch nicht Alles: Eine arme Frau, die dicht an Gautier vorüberging, sprach ihn um ein Almosen an, um Brod zu kaufen für ihr Kind. Doch zu bequem, den Ueberzieher aufzuknöpfen, um das Perlemonnaie aus der Rocktasche zu nehmen, ging Gautier vorüber; — und — sein Verdammungsurtheil war gesprochen.

Am nämlichen Abend sahen sich die jungen Leute und waren sehr kalt gegen einander, am nächsten Morgen noch etwas mehr und so fort, bis sie den Vorsatz, sich zu heirathen, aufgaben, ein Vorsatz, der ohne den großen Fuß, die schlechten Schuhe, den Regenschirm und den zuknöpfsten Ueberzieher sicher ausgeführt worden wäre — oder vielmehr ohne das schlechte Wetter.“

„Die Moral von der Geschichte,“ sagte Manon neckend, ist also: „Verlobte dürfen sich nur bei Sonnenschein und Kerzenlicht sehen!“

„Um die Ueberraschungen für die Ehe aufzubewahren,“ sagte Fr. v. P., „ist das wohl klug?“

Es war keine Zeit zur Antwort, denn wir betreten in diesem Augenblicke die Salons des Palais Royal.

„Abseheulich!“ rief unsere junge Begleiterin beim Anblick der Eskimo-Familie, aus drei Personen bestehend, welche eher an Gnomen als an Menschen erinnerten. Niemand fühlte sich bewogen, diesen naiven Ausruf des Mißfallens zu widerlegen, und doch, nachdem der erste Eindruck vorüber, machte der Abscheu einem tiefen Mitleid Platz für diese armen Wesen, mit gebrechlichem, mißgestaltetem Körper, die durch ihre platten Nasen, ihre Hängebacken, ihre bläuliche Haut noch häßlicher werden. Ihre Kleidung besteht aus einer Art Talar von Seehundsfell; ihre Wohnungen, der elenden Kleidung entsprechend, sind kleine Hütten oder Zelte von Seehundsfell, in denen keine Pariserin in Balltoilette wohl läge, so klein ist der Raum einer solchen Hütte, welche dennoch eine ganze Familie beherbergen muß. Eine Steinlampe, mit Seehundslebern am Dach des Zeltes aufgehängt, mit Seehundsfett genährt, dient sowohl zur Erwärmung der Hütte, als auch zum Kochen des Seehundsfleisches, welches die vorzüglichste Nahrung der Eskimo's ausmacht.

Man sieht dieses Thier ist für die armen Bewohner Grönlands Alles; es erkeft ihnen Felder, Heerden und alle Erzeugnisse der Industrie, die uns unentbehrlich scheinen.

Wie wenig braucht der Mensch! Aber ach! Welch ein Leben ist es, das keine andern Bedürfnisse kennt als solche, die in den engsten Grenzen der Nothwendigkeit sich bewegen!

Das Zelt der Eskimo's, welches Prinz Napoleon mitgebracht aus dem Norden, war auf der Terrasse des Palais Royal aufgeschlagen. Nachdem wir diesem unsern Tribut der Neugierde gezollt, gingen wir in den Saal, welcher die Zeichnungen und Gemälde enthält, welche an Ort und Stelle von den die Flotte begleitenden Künstlern ausgeführt waren. Wir glaubten uns in jene bisher so wenig gekannten Länder versetzt, nach Grönland, nach Zeslarb, denn alle Skizzen sind von solcher Lebendigkeit, daß man den unmittelbaren Eindruck der Natur zu empfangen glaubt. Der Hella dampft in seiner eisigen Umgebung, der Geysir wirft seine siedenden Wasserstrahlen in die Höhe, die Fiords oder Gießflüssen sehen wie diamantene Nadeln in der farbigen Landschaft da.

Wir hatten nun noch einen Saal zu besuchen, welcher fast der interessanteste genannt werden kann. Eine isländische Schöne, d. h. ein gnomenhaftes Wesen in der Kleidung der isländischen Frauen, empfing uns am Eingang, und ihren Gruß erwidend, hatten wir Zeit, ihr mit Kupferplättchen gesticktes Kleid, den in ähnlicher Weise erzieren Tuchfrag und die Art weißer Haare zu betrachten, welche ihren Haarputz krönte.

Ben dieser Dame hinweg wandten unsere Blicke sich der langen Tafel zu, welche die ganze rechte Seite des Saales einnahm; mehre Abbömmelinge desselben, von der Natur so stiefmüt-

terlich bedachten Geschlechtes hatten daran Platz genommen. Ihr Anblick vermochte uns nicht lange zu fesseln, da die in der Mitte des Saales befindliche Tafel bereits unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, an welcher man die Culturgeschichte Grönlands studiren konnte. Von dem Rachen an, der, in Gestalt einer Wanne, mit dem darin fahrenden Eskimo ein zu sein scheint, bis zu den häuslichen Geräthen, fand man hier Alles sinnig und in höchster Ordnung aufgestellt; nicht weit davon die mineralischen Producte des Landes und am Ende des Saales auf einer Erhöhung war sogar eine norwegische Braut in voller Parure zu sehen.

Sie ließ mit großer Gefälligkeit ihr goldenes Diadem, ihr Leibchen und ihren Gürtel bewundern, welche mit Gold und Steinen gefickt waren, und zeigte uns ihre Schürze und den weißen Leinwandfragen, dessen Sticerei unserer Gnipfearbeit gleich.

Endlich mußten wir dieses eigenthümliche Museum verlassen und beschloßen unsern Rückweg durch den Tuileriengarten zu nehmen.

„Wißt Ihr,“ begann meine Freundin, „was ich am meisten an dieser Unternehmung bewundere? Es ist der Eifer, womit Prinz Napoleon sich dieser beschwerlichen Reise unterzogen, um uns ein Land kennen zu lehren, von dem wir bisher so unvollkommene Begriffe hatten.“

„Der erlauchte Reisende hat noch ein anderes Verdienst,“ fuhr Albert fort, „statt eine Reisebeschreibung herauszugeben, die wenig oder flüchtig gelesen wird, bringt er uns, so zu sagen das ganze Land her. Es ist eine herrliche Idee!“

Hier ward er unterbrochen durch den Ruf: „Place, Messieurs!“ Die Kaiserin sollte von ihrem Spaziergang zurückkehren, wir stellten uns also auf an einer Stelle, wo wir hoffen durften, unsere anmuthige Herrscherin sehen und grüßen zu können. Sie erschien auch bald, von zwei Ehren Damen begleitet. Ihre Majestät trug eine Krobe von grünem Sammet, deren ebenfalls grüner Hut und einen herrlichen Caschmirshawl. Der Ruf: „Vive l'Impératrice!“ erhob sich, wo sie vorüber schritt, und sie beantwortete ihn mit freundlich huldvollen Grüßen. — Da stürzte ein junger Mann, unbedeckten Hauptes, ein Papier in der Hand haltend, durch die Menge. Welches war seine Absicht? Die Wachen forschten nicht erst danach, sondern suchten ihn von Ihrer Majestät zurückzuhalten. Wir erwarteten, die Kaiserin werde erschrecken und bestürzt vorwärts eilen, doch nein; mit der ihr eigenen Ruhe und Holdseligkeit schritt sie auf den jungen Mann zu, welcher sich ihr zu Füßen warf. Wir freuten uns dieser Geistesgegenwart unserer schönen Fürstin; vielleicht war es auch ein Gefühl des Mitleids, welches sie bewog, dem Flehen eines Unglücklichen sich nicht zu entziehen. . . Die einzelnen Worte des Gesprächs erreichten unser Ohr nicht, und so blieben wir für diesen Tag in Ungewißheit, wer der Held dieser Gartenscene gewesen, oder was er gewollt. Die Zeitung des andern Morgens belehrte uns, daß es — ein Wahnsinniger war!

„Eine inhaltreiche Morgenstunde,“ sagte ich scheidend zu meiner Freundin, „Dank Ihnen, daß Sie mir zum Genuß derselben verholsten.“

„Dacht' ich's doch,“ war ihre lächelnde Antwort, „daß Sie mir für die Beseitigung Ihrer wetterheuen Bedenklichkeiten danken würden. Ich wette, Sie werden noch eine brave Pariserin — Abieu!“

[2382]

Erinnerung an Theodor Körner.

Von G. A.

Vor mehreren Jahren war ich eines Abends in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft des Oberhofmarschalls . . . Es kam die Rede auf unsern unvergesslichen Sängersbrüder, Körner. Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Kammerherr, . . . welcher längere Zeit in England gelebt und eine lebenswürdige Britin heimgeführt hatte: ein Lord . . . habe dort in einer Gesellschaft die Briefstasche Körner's, welche derselbe im Augenblicke seines Todes bei sich gehabt, vorgezeigt. Die Briefstasche mag dem reichen Sammler manches Pfund aufgewogen haben. Ich widersprach dem Erzähler, und bemerkte, daß diese Merkwürdigkeit nur ein recht tüchtiger Betrug sein müsse, da ich selbst — man machte große Augen — die ächte Briefstasche Körner's eigenthümlich besitze. Ich legitimirte mich sofort, und man mußte mir glauben.

Wir ist die Briefstasche ein heiliges Andenken an den mir von meiner Universitätszeit her bekannten Körner — ich studirte in Wittenberg, Körner in Leipzig; an beiden Orten sahen wir uns — und an einen mir unvergesslichen Bruder, Körner's Kriegs- und Schlachtenfreund.

Mein Bruder, der 18 . . . geehrt und geachtet, nach einem vielbewegten ehrenvollen Leben in Frankfurt a. M. starb, vermachte mir unter andern, als Andenken an eine schöne Zeit seine Litgowsk's Uniform, seinen Briefwechsel aus der Kriegszeit mit den edelsten Männern der damaligen Zeit, und — Körner's Briefstasche.

Bald nach Körner's Tod und später im Jahre 1815 schrieb er mir über Körner's Tod und Bestattung rührende Worte. Er hat sie zum Theil auch in den „Erinnerungen aus den Befreiungskriegen 1813 und 1814“ Frankfurt a. M., Hermann. 1. Hest. 1847. S. 19 unter der Ueberschrift „Das Geschichtstropäon unter der Eiche bei Wöbbelin“ abdrucken lassen. Ich gebe hier das Wesentlichste davon.

Körner's Berechnung bei dem Corps der edlen Litgower ist bekannt. Sein Wort, sein Beispiel, vor Allem seine Lieder ermunterten, feuerten die Schaar der aus Nord und Süd zusammengerührten, an sich schon begeisterten Jünglinge an. Nur ein Beispiel hiervon: Im Frühjahr 1813 war das Corps durch Sachsen an der Elbe nach der Lüneburger Heide gezogen. Unter dem Namen der „Kapell“ bestand ein Sängerschor, dem J. Förster und Körner die Lieder, und zu denen später Zelter in Berlin die Melodien lieferte. — Da lag in einer kühlen Mairnacht, nach Sang und Lust, das Corps im Walee im tiefen Schlaf. Man hatte Abends den Feind mit Sehnsucht erwartet. Er war davon gezogen. Beim Erwachen erfuhr man indess, er habe sich auf der andern Seite des Waldes festgesetzt. Jetzt endlich hoffte man ein ernstes Begegnen. Schon knallten Schüsse am Walsäume. Da trat Körner zu meinem Bruder, der eben seine Patronen ordnete, mit den Worten: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können; sieh, was ich eben aufgeschrie-

ben habe; es wird sich singen lassen.“ Körner las das herrliche „Bundeslied vor der Schlacht“:

„Abnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.“

Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen,
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiederseh'n in der bessern Welt!“

Solche Worte entflammten; aber leider war es diesmal umsonst. Die Franzosen zogen, oder vielmehr liefen davon. Man erbeutete gegen 300 weggeworfene Pistolen. — Aber in den Herzen hallte es fort:

„Faßt euch an, ihr deutschen Brüder,
Jeder Nerve sei ein Helm!“

Nachdem so den braven Litgovern das gesuchte Bild schmachtvoll entgangen, zog sich das Corps von der Ghyde weg, bestand nach manchen Irrfahrten in der Mitte des Monats August die Gefechte bei Lauenburg — 17. August — und bei Bellehn — 21. August — wandte sich, um dem Feind in den Rücken zu kommen, nach Schriem, überfiel am 26. August bei Rosenhagen einen feindlichen Transport, und machte einen reichen Fang an — Zwieback, — verlor aber auch dabei seinen besten Kameraden und Sänger, unsern braven Körner.

Indess will ich von hier an strenge der brieftlichen Mittheilung meines Bruders folgen, und nur die aus vielen Schriften bekannte Scene des merkwürdigen Ueberfalls und Körner's Falles weglassen. Mein Bruder fährt im Wesentlichen fort:

„Unser Corps bivouacirte auf einer Trift bei Wöbbelin, in deren Mitte zwei uralte Eichen standen. Förster (F. Förster) und ich waren mit noch ein paar Freunden an diesem Morgen zu sogenannten Corps-Officiere ernannt worden; das hieß, wir waren Officierdienstthuende Oberjäger so lange, bis die Bestätigung des Königs, dem wir zu Officiere vorgeschlagen waren, ankam. Wer, wie wir, als Gemeine, Gefreite, Unterofficiere gedient hatte, weiß, was das sagen will: Officier zu werden. Man verläßt die Classe der Gehorchenden, und tritt herauf in die der Befehlenden. Man hat die höchste Stufe militärischer Ehre nun erreicht; ob Lieutenant, ob Feldmarschall, anderes als Officier kann man nicht mehr werden. Im Lager und unserm Herzen war Sonnenschein; aber ein finst'rer Schatten sollte bald alle Freude aufhellen.“

Unter allerlei Einrichtungen für mein neues Behältniß war der Tag vergangen. Ich lag auf meinem Strohlager. Alles schlief um mich her, und ich konnte keinen Schlaf finden. Da hörte ich auf einmal weiter unten im Lager schönen Gesang; ich raffte mich auf, eilte den Tünen nach, und fand eine Gesellschaft fröhlicher Freunde, die, weil ihnen das Glück eine Bouteille Urac zugeführt, Bunsch bereitet hatten, und nun nach Zelter'schen Melodien Körner'sche Lieder sangen. Ich half ihnen singen und trinken bis auf die Reige. Dann suchte Jeder seine Ruhestätte bei seiner Schaar. Im Lager war wieder Alles stille. Nur vom Dorfe her hörte man Wagengerassel und unsers (des „alten“) Jahn's Stimme.

So wenig auffallend das Letztere auch war, so sprang ich doch auf, um zu sehen, was denn wohl Jahn jetzt noch, nach Mitternacht, im Dorfe zu wirtschaften habe.

Der Mond war aufgegangen, und ich sah einen langen Zug von beladenen Wagen aus dem Dorfe kommen, begleitet von Einzelnen unserer Husaren.

Ich fragte den ersten, der an mich herankam, was sie da brachten? und erhielt die Antwort, sie wären so glücklich gewesen, den Franzosen den ganzen Transport von 40 Wagen mit Zwieback abzunehmen (ein reiner, auf eigene Faust unternommener Husarencoup Litgow's); nur hätten sie leider ihren Lieutenant dabei verloren.

Ich fragte nach dem Namen des Lieutenants. Der Husar nannte mir meinen Körner, und deutete, als ich fast zweifeln wollte, auf den nächsten Wagen, mit den Worten: „Da liegt er, da können Sie selbst sehen.“

Es war unser Sängler unser herrlicher Körner! (Noch am Morgen des Tages, eine Stunde vor dem Ueberfall, während einer Raft im Gehölze, hatte Körner sein letztes Lied, das herrliche „Schwertlied“ gedichtet:

„Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut, —
Hurrah, Du Eisenbraut!
Hurrah!“

Das waren des so begeisterten, wie begeisterten Sängers letzte Dichterworte. Er las sie eben noch seinen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Bald darauf schlug eine feindliche Kugel, nachdem sie durch seines treuen Schimmels Hals gegangen, in Körner's Unterleib, verletzete Leber und Rücken und nahm im Augenblicke Sprache und Bewußtsein.

„Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenwoth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!“

hatte er noch wenige Tage zuvor in einer Bivouakhütte bei Büchen an der Steidnitz in dem fröhlichen Liede „Männer und Vögel“ gefungen. Der schöne „Soldatentod“ hatte ihn bald er-eilt. Doch wieder zurück zu unserm Berichterstatter.)

„In diesem Augenblicke kam Jahn in Hast an mich heran: „Es ist mir lieb, daß ich Dich finde; Du bist heute Officier geworden; ich übergebe Dir hiermit diese 40 Wagen sammt den darauf befindlichen Gefangenen; laß die Wagen auffahren, umstelle sie mit Mannschaft, und hafte für ihre Sicherheit bis der Morgen kommt.“

Fort war er wieder, der alte Jahn!
Pfllichterfüllung trat jetzt an die Stelle des Schmerzes.
Ich ließ die Wagen möglichst nah zusammenfahren. Auf mehreren lagen todte, schwarze Husaren, auf anderen verwundete Franzosen.

Nun eilte ich an Körner's Wagen. Daß er uns für immer entrisen sei, hielt ich noch nicht für möglich; ich meinte, er sei vielleicht schwer verwundet, schlafe oder liege in Ohnmacht, und werde uns wohl noch einmal, so wie nach jenem fürchterlichen Hieb, der ihn schon bei Leipzig (in dem Gefechte bei Rixen am 17. Juni 1813, als der französische Divisionsgeneral Journein, trotz des Waffenstillstandes, das Corps überfallen) in eine tiefe Ohnmacht versenkt hatte, erhalten werden.

Ich wollte mich daher von der Art der Verwundung selbst überzeugen. Den Kopf fand ich frei von jeder Wunde, eben so die Brust; aber mitten in der Magengegend fühlte ich eine Schußwunde, die ihrer Richtung nach das Rückenmark verletzt haben mußte.

Da hatte ich denn plötzlich die schreckliche Gewißheit, daß der Herrliche für uns unrettbar verloren sei. Ich weckte die Freunde und theilte ihnen die traurige Nachricht mit.

Bald schloß im ganzen Lager Niemand mehr. Alles war von tiefem Schmerze ergriffen.

Zwei Schreinergefelln von Körner's Compagnie zimmerten nach in der Nacht einen Sarg von Eichenholz (von Eichen, welche der Sänger einst:

"Alter Zeiten alte treue Zeugen"
genannt, und von denen er in seinem Schmerze über die Fremdherrschaft gefungen:

"Deutsches Volk, Du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!")

Nah bei unserm Lager stand das Häuschen des Dorfschirten. Dorthin ließ ich meinen Körner bringen, und auf eine lange mit Eichenlaub belegte Tafel in der kleinen dürftigen Hausflur legen.

Außer Körner war noch ein Graf Hardenberg (wie Streckfuß in seiner Biographie des Dichters von dessen Werken sagt, ein hoffnungsvoller, sehr einnehmender junger Mann, welcher als Freiwilliger bei den Russen eine Abtheilung Kosaken bei dem erwähnten Litow'schen Corps mit großer Kühnheit führte) und ungefähr sieben von unsern Husaren gefallen. Diese wurden auf dem Boden der Hausflur ebenfalls auf Eichenlaub um die Tafel herum gelegt.

Es war ein schauerlich belebtes Bild, diese vom Tode unerblicklich überraschten, zu sprechen und zu handeln scheinenden Leichen auf dem Boden umher!

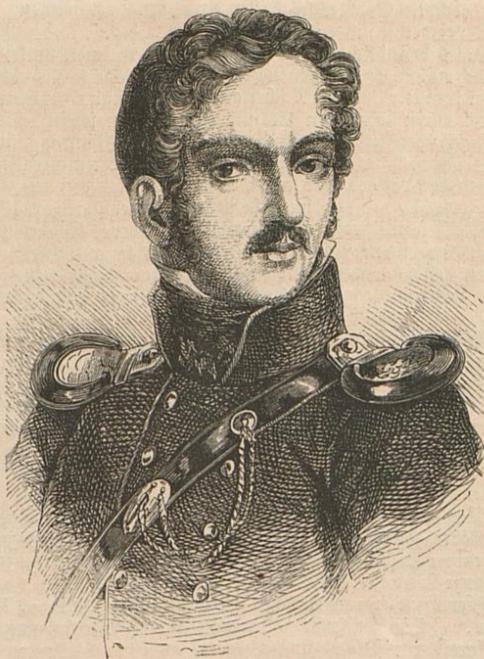
Körner's Mienen waren ruhig; so schien sein Gemüth im Augenblicke des Todes gewesen zu sein.

Als den schwer Betroffenen, vom Pferde Stürzenden seine Kameraden auf den Wagen legten, sagte er mit großem Gleichmuth: "Ich habe wieder etwas weggekriegt, doch es wird wohl nichts zu bedeuten haben."

Einen Augenblick darauf hauchte er sein Leben aus.

Was von Malern unter unsern Freiwilligen war, kam herbei, um seine Züge auf dem Papiere festzuhalten (dabei die vielen verschiedenen Porträts). Hier ist es nun auch Zeit meine Acquisition der Körner'schen Briefftasche einzuschreiben, und mich als den Besitzer der ächten Briefftasche zu legitimiren. Mein Bruder nahm, was Körner bei seinem Tode Werthvolles bei sich trug, in Verwahrung und lieferte es ab. Nur die 10th sassianene leere Briefftasche und ein kleines defectes perlenmutternes Petschaft behielt er, mit Einwilligung der ihm später sehr befreundet gewordenen Eltern des Dichters an sich, legte eine, dem Haupte des Geliebten entnommene Locke dazu, verwahrte Alles als Heiligthum, und vermachte es mir als solches, welches ich denn auch mit gleicher Pietät verwahre.

Förster und ich gingen zu Major Petersdorf, um mit ihm das Nähere über unsern Freundes Beerädigung zu besprechen. Wir äußerten den Wunsch, ihm unter der größern der beiden Eichen von Wöbblin ein Grab allein bereiten zu dürfen. Indes der Major (ein guter Haudegen, aber wohl kein Dichter) meinte,



Theodor Körner.

er finde es viel passender, ihn unter den Weilenstein zu legen, der bei dem Dorfe an der Landstraße stand; denn dieser könne dann gleich als Denkmal des Dichters dienen (eine göttliche Idee!).

Wir remonstrirten gegen das Unpassende, und der Major gab, nachdem er noch ein paar Worte über jugendliche, romantische Ideen herausgepölkert, nach, da er übrigens ein herzenguter Mann war.

Förster, Rostiz (der nachmalige, jetzt noch lebende Sächsische Minister des Innern a. D.), Thümmel (ein genialer junger Mann, Neffe des bekannten Ferdinand von Thümmel) und ich ließen es uns als Körner's Freunde und Landsleute nicht nehmen, ihm sein Grab zu machen.

Unter der zweiten Eiche empfing ein zweites größeres Grab die übrigen Gefallenen.

Gegen Mittag war Alles fertig. Körner lag in seinem schlichten eichenen Sarge auf Blättern seiner "Eichen", und nun setzte sich vom Hirtenhäuschen aus der Trauerzug unter dem gedämpften Schall der Trommeln, in Bewegung.

Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Officiere des eben vorbeimarschirenden Wallmoder'schen Corps. Den Leichenzug führte der an Körner's Stelle tretende Nächste (der nachherige herzoglich Nassauische Geh. Hofrath), Freund Niebe (damals als Feldwebel Bär allbekannt).

Als wir den Sarg in das Grab gesenkt hatten, sangen die, welche noch vor Weimen singen konnten, einige Verse aus

Körner's Liedern, in denen er seinen Tod fürs Vaterland vorausgekündet hatte; dann warfen wir vier Freunde das Grab zu, und der alte Moszoth von Berlin schnitt Körner's Namen und Todestag so tief in die heilige Eiche ein, daß die Inschrift nicht so bald verschwunden sein dürfte.

Voll Trauer, wie wir waren, wollten wir eben still auseinandergehen, als plötzlich Alarm im Lager geblasen wurde, und es hieß, der Feind zeige sich.

Da strahlten die traurigen Gesichter auf vom freudigsten Muth. Was konnte uns in diesem Augenblicke des dumpfen, sprachlosen Schmerzes erwünschter sein, als denen im Kampfe zu begegnen, an denen wir unsern Zorn auszulassen nur zu sehr berechtigt waren!

Aber leider war es wieder einmal blinder Lärm gewesen. Wir stellten unsere Gewehre hin und hingen unsern Gedanken nach.

Was war das Resultat des Kampfes gewesen?
Eine Partie Zwieback erobert, und Körner verloren!

Beinahe ein Jahr nach diesem Unglückstage stand unser Corps in Subenrode in Belgien. Ich benutzte die Zeit der Ruhe, um meinen Onkel, den Kunsthändler N. A. in London, zu besuchen. (Hier schaltet mein Bruder eine kurze Erzählung seiner Wirkksamkeit bei der damaligen Deutschen Hilfsgesellschaft in London ein, während der er seinen Abschied vom Corps nahm, und fährt dann fort:

Es war zum Theil in Angelegenheiten dieser Gesellschaft, daß ich im Winter 1814/5, bei einer Reise durch ganz Deutschland und namentlich im Heimatland Sachsen, in Dresden in Körner's Familie eingeführt und mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Hier lernte ich des Dichters geist- und gemüthreiche Schwester Emma kennen.

Es war eine hochbegabte Jungfrau, und in ihrem Kreise für des Vaterlandes Ehre und Erhebung so wirksam, wie es ihr Bruder in dem seinen gewesen war. Sie hatte ihn nicht nur (aus der bloßen Erinnerung) als Litow'schen Jäger in Del gemalt, wornach der bekannte beste Kupferstecher gemacht worden ist, (ein Exemplar davon schenkte Emma meinem Bruder, aus dessen Nachlaß es in meinen Besitz überging), sondern auch sonst noch in verschiedenen Lebensaltern. Jetzt war sie beschäftigt mit einem kleinen (Pastell-) Miniaturbilde, welches ihn als siebenjähriges Kind darstellte, und womit sie ihren Vater an dessen 58. Geburtstag zu überraschen gedachte.

Als sie mich nach meinem Urtheil über ihre Porträts des theuren Bruders fragte, und mir von ihrer unendlichen Sehnsucht nach ihm, und von ihrem und der Eltern Besuche an dessen Grab erzählte, da stand sie vor mir in der ganzen Fülle jugendlicher Gesundheit und vier Wochen später — ruhte sie bei dem Bruder unter der Eiche bei Wöbblin.

Emma hatte nicht einmal die Freude des väterlichen Geburtstags erlebt. Der Vater schenkte das liebliche Medaillonbild des siebenjährigen blondlockigen Körner, meinem Bruder, des Sängers vertrautem Freunde. Auch dieses Bild ist ein Theil des heiligen Nachlasses, der mir zu Theil wurde.

Zu Betrachtung dieses Nachlasses werde ich heuer und stets den Todestag des jugendlichen Varden feiern, den 26. August.



Kindertoiletten.

Erklärung des Modenbildes.

Kindertoiletten.

Figur 1. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von grauem englischen Barège, mit 3 Volants, welche eine Einfassung von grün quadrillirtem Taffet haben. Ausgeschnittenes glattes Leibchen mit abgerundeter Schneppe und einem Fichu-Bretelle von grünem Taffet, in abgerundeten Enden vorn herabfallend und mit grau und grünen Franzen besetzt. Offene faltige Aermel, garnirt mit einem Schrägschnitt von grünem Taffet. Ruffisches Hemdchen von Mouffeline mit gesticktem Bündchen. Unterärmel von Mouffeline mit gestickten Volants. Pantalons mit gestickter Borte. Grüne Stiefelchen. Schwarze Halbhandschuhe von Fillet. Im Haar schwarze Sammetstreifen.

Figur 2. Mädchen von 11 Jahren. Kleid von rosa Fil de chèvre mit feinen schwarzen Querstreifen. Der Rock ist ganz glatt ohne alle Verzierung; das Leibchen mit langem Schoß und aufgeschlitzten Aermeln fällt tief hinab auf den Rock und ist ringsum mit schwarzem Sammet und Glöckchen verziert. Glatter Kragen von gesticktem Battist. Ballon-Unterärmel von Mouffeline, mit entsprechender Manschette. Strohgelbe Handschuhe; weiße glatte Pantalons, braune Stiefelchen, brauner Strohhut (Facon Louis XIII.) mit einer langen braunen Feder, à l'espagnole gelegt. Unter der Nase Bouquets von rosa Taupenblüthen und schwarze Sammetstreifen. Rosa Bindebänder.

Figur 3. Knabe von 6 Jahren. Mädchen von Nanjing, zu beiden Seiten pyramidalisch mit weißer Borte besetzt, deren einzelne Streifen mit Knöpfen besetzt sind. Halbantliegendes Mädchen von Nanjing, an den Hüften aufgeschlitzt und durch weiße Borte vermittelst Knöpfen zusammengehalten. Die aufgeschlitzten Aermel werden auf dieselbe Weise geschlossen. Langguetirtirter Battistkragen; Unterärmel von Battist mit zurückgeschlagener Manschette. Pantalons mit schmalen Säumen und langguetirtirter Borte. Braune Stiefelchen.

Figur 4. Knabe von 9 Jahren. Mädchen von braunem Popeline, mit Brandenburg aus schmalen schwarzen Sammetband verziert. Weste von weißem Piqué. Chemiset von holländischer Leinwand. Graue Pantalons, Hut von italienischem Stroh mit schwarzem Sammetband.

Figur 5. Knabe von 7 Jahren. Mädchen von grünem Popeline, mit Borten derselben Farbe besetzt. Pantalons von weißem Piqué; Chemiset von holländischer Leinwand, mit glattem Kragen und weiten Unterärmeln.

Figur 6. Mädchen von 2 Jahren. Kleid von gesticktem Tracomb mit doppeltem Rock. Ausgeschnittenes Leibchen mit tragbandähnlichem Fichu, dessen Stückeri sich als Besatz des obersten, vorn offenen Rockes wiederholt. Kurze Volantärmel, graue Stiefelchen, Korallenhalband.

Figur 7. Mädchen von 8 Jahren. Kleid von blauem Taffet ohne Besatz. Lange Basquine von schwarzem Taffet, sehr weit und an Rock, Taille und Aermeln mit Reihen von Glöckchen garnirt. Kragen von gesticktem Mouffeline, Unterärmel von Mouffeline, Hut von belgischem Stroh mit blauem Band und im Innern der Basche mit einer Kornblumenguirlande verziert. Schwedische Handschuhe.

Figur 8. Knabe von 5 Jahren. Costüm Louis XIII. Mädchen von grauem Popeline, mit einem Carrébesatz aus schmalen schwarzem Sammetband. Offenes, halbanschlitzendes Mädchen mit derselben Garnitur. Hemd von Battist, vorn weit offen im Zeitgeschmack Louis XIII., und an der Taille durch eine orientalische Schärpe gehalten, welche, an der Seite geschlungen, auf den Rock herabhängt. Gestickte Pantalons, graue Stiefelchen.

Die Spigen an den Prophetenhüten.

Die Mode wird es uns nicht verargen, wenn wir, obgleich zu ihrem Hoffaat gehdrig, unsere Leserinnen auf eine Tyrannie dieser Herrscherin aufmerksam machen, und ihnen rathe, sich derselben zu entziehen.

Im Interesse für die vielen freundschaftlichen Augen, welche so oft theilnehmend uns begleiten, rathe wir nämlich denen unserer Leserinnen, welche Prophetenhüte tragen, ja zu beachten, ob die von denselben herabhängende Spitze an den Augen ihnen nicht Schmerz, oder mindestens ein unangenehmes Gefühl verursache, und wenn dieses der Fall, durch Zurückschlagen der Spitze dem verderblichen Einfluß derselben auf die Sehnerven Einhalt zu thun. Denn daß ein solcher stattfindet, besonders bei den mit Perlen und Schmelz gestickten Spigen, ist schon so viel in Erfahrung gebracht worden, daß es zu bezweifeln nicht mehr möglich.

Vielleicht werden manche junge Damen, denen es einigermaßen schwer wird, sich von dem kurzen Schleiern zu trennen, welcher die lebensfrohen Blicke scheinbar verhüllt, sie um so interessanter durchleuchten läßt, vielleicht werden Viele uns arger Pedanterie beschuldigen, und fragen, warum wir denn Schleier überhaupt dulden, wenn wir das Anathem aussprechen über die hauptsächlich weit harmloseren Spigen, die als Diminutiv eines Schleiern die Propheten- oder Amazonenhüte schmücken?

Beim ersten sächlichen Blick könnte unser Beginnen wirklich wie eine Ungerechtigkeit aussehen, vielleicht gar wie ein wohl ausstudirter Plan zur Unterdrückung einer Mode, die zu benutzen uns die Hauptfordernisse, Jugend und Schönheit fehlen; dennoch auf die Gefahr hin, unsere Motive verdächtig zu sehen, wiederholen wir den wohlgemeinten Rath, den wir auf die traurige Erfahrung manches schönen Augenpaares gründen, welches das Vergnügen, die Welt einen Frühling lang durch das schmelzglühende Muster der wehenden Spitze zu betrachten, mit Schmerzen bezahlen mußte.

Es liegt eine verführerische Macht in der Erscheinung einer „neuen Mode“, die uns nicht sogleich berechnen läßt, welche Folgen dieselbe für die Gesundheit möglicher Weise haben könnte; wie so oft im Leben, müssen wir auch hier unsere Weisheit durch Erfahrung erkaufen, und wohl uns, wenn wir fremde und eigene Erfahrung uns zur Lehre dienen lassen.

Wir bitten also unsere Leserinnen, die Spitze ihres Prophetenhutes — nicht abzuschneiden — o nein, ein so großes Opfer ist nicht nöthig — sondern nur, wie gesagt, sie vorn zu-

rückzuschlagen, was dem eleganten Aussehen des Hutes nicht schadet und dem Auge unendlich nützt.

Die Ursache, weshalb diese Spigen den Augen so viel schädlicher sind als Schleier, mag eben in der Kürze der Spitze zu suchen sein, welche die geschwörkelten Contouren ihres Designs dicht vor dem Auge hin und her schwanke läßt, und demselben dadurch, daß ihr Rand gerade in die natürliche Richtung des Blickes fällt, eine ewige Anstrengung auferlegt; bei einem das Gesicht bedeckenden Schleier, besonders wenn derselbe von feinem Seidenstoff, oder nur am Rand gestickt ist, findet dieser Zwang gar nicht, oder doch in weit geringerer Maße statt, ganz abgesehen von dem wirklichen Nutzen, den die Schleier gegen Wind, Staub und Regen, gegen kalte und scharfe Luft gewähren.

Schwerlich hätten sich wohl die Schleier, ohne diese ihre reellen Vorzüge Jahrvanderte lang in Gunst erhalten; weil sie nützlich und schön, dauern sie. Auch die Mode hat ihre Weltgeschichte, von der man sagen kann: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“.

Wir fordern hiermit unsere Leserinnen auf, das Nichteramt zu üben, und über die schädliche, oben erwähnte Mode das Verdammungsurtheil zu sprechen, indem sie ferner durch keine noch so zarte Spitze sich die Welt und ihr Auge trüben lassen.

Einer Freude und hübschen Mode huldigen, ist nichts als natürliche Neugier am Neuen und Schönen, doch eine als thöricht, oder gar schädlich erkannte Mode aus Eitelkeit beibehalten, ist mehr als Thorheit, ist fast — Sünde.

Heut und Morgen.

Heut und Morgen sind kurze Worte, leicht ausgesprochen, und doch fordern sie, wie kaum andre in unsrer Sprache, zu tiefer Betrachtung auf.

Die Gewohnheit des Lebens ist so mächtig in uns, daß wir leben, als wäre unser Erdenbestehen von ewiger Dauer, und doch wissen wir nicht, wie viele oder wie wenige „morgen“ uns beschieden sind, Grund genug, Nichts aufzuschieben, was wir ernstlich zu thun Willens sind. Wie manche Sorgen würden uns und Andern erspart, wenn zuweilen durch die laute Lust des frühlichen „Heute“ eine mahnende Stimme und zuckelnde: „Morgen!“

Nicht als ob wir das „Morgen“ zum alleinigen Gegenstand unsers Denkens machen sollten und darüber das „Heute“ vernachlässigen und versäumen. Wir würden dann dem Gerichte gleichen, welcher sich selbst alle Freuden und Genüsse versagt um Schätze aufzuhäufen, die sein leichtsinniger Erbe vielleicht verschwelgt; oder, wenn dieser Erbe nicht leichtsinnig wäre, wenn er der Besie und Achtungswertheste der Menschen, wenn er der Wohlthäter der Armen, der Freund der Künste und Wissenschaften . . . Wo liegt der Vortheil des Schatzesammelns? Wenn Reichthümer zum Nutzen der Kunst und Gewerbe, zum Wohl der Bedürftigen verwandt werden sollen, warum nicht von dem, der sie erwarb? Wenn Gutes gethan werden soll, kann es zu früh begonnen werden. Das Heute gehdrt uns; laßt es uns weise benutzen, mit Heiterkeit und Hingebung, als könne es der letzte Tag unsers Lebens sein, so benutzen, daß wir mit Freudigkeit uns sagen können: Wir thaten, was in unsern Kräften stand, um unsern möglichen Verlust Demen, die uns lieben, nicht zum Unglück werden zu lassen.

Wie oft eilt der Mensch, wenn er hinter sich den ersten leisen Fußtritt des Mißgeschicks hört, erschreckt und furchtbar vorwärts, ohne sich umzuwenden; ach, wie viel besser wäre es, ihm nur einen Augenblick müthig ins Auge zu schauen . . . Da er zu furchtsam war, eine unangenehme Wahrheit kennen zu lernen, einem kleinen Uebel heute durch beherzten Entschluß abzuwehren, tritt ihm das kleine Mißgeschick, welchem er heut entgegenzutreten vermied, morgen als Ruin entgegen.

Der Spieler sucht allmächtig den verhängnißvollen grünen Tisch; anfänglich lockt Gewinn den Thoren, denn er ist in den Händen schlauer Betrüger. Dann folgt Verlust auf Verlust, und endlich vollständiger Ruin. Um sich zu retten, sucht er Andre in den Schlingen zu fangen, die ihn umgarnten — er wird ein falscher Spieler, und — was wird dann aus ihm? Er, der heute nur ein Spieler ist, kommt morgen als Fälscher auf die Galeere.

Zwei Herzen sind eng verbunden durch gegenseitige Liebe, und in dem Augenblicke, wo sie am Ufer der Hoffnung zu landen denken, zerbricht ein leichtes, gedankenlos hingeworfenes Wort das Band für immer! Was ein Wort gefehlt, kann ein Wort leicht wieder gut machen; das denken, das hoffen Weib. Heute begegnen sie sich. Ihr Ton ist milder warm, fällt nicht mehr wie Brandstift ins Ohr, nicht mehr ins Herz wie Balsam. In jeder Seele bräunt die Sehnsucht, mit dem Freimuth der Liebe zu sprechen, doch der Stolz tritt dazwischen und flüstert: „Gieb nicht nach, wenigstens nicht zu früh!“ Sie folgen dem falschen Rathgeber . . . Heut könnte ein Wort, ein Blick vielleicht das Lächeln der Liebe wiederbringen — doch der Feind alles Herzensglückes, der Stolz, triumphirt — sie meinen nur für kurze Zeit — und verziehen die Verzeihung bis „morgen.“

Der Morgen dämmert — das „morgen“ wird „heut“: — die Klust erweitert sich; der Keim der Zwietracht wächst mit ungehörter Schnelle; Jeder beschuldigt im Innern den Andern der Zurückhaltung, welche er selbst nicht aufzugeben geneigt ist. Jeder hätte die Macht den Strahl der Liebe neu zu entzünden, doch die Zeit mehrt die Entfernung. Heut trennen sie sich in Kälte. Morgen begegnen sie sich mit Groll.

Jahre lange, treu bewährte Freundschaft wehlt oft in einer Stunde dahin aus Mangel einer offeneren Frage, einer freimüthigen Antwort im entscheidenden Augenblicke, wenn ein unselbiges Mißverständnis sich zwischen die Freunde drängte. Der am wenigsten Schuldige fühlt sich im Augenblicke zu gekränkt zu freundschaftlichem Entgegenkommen; nicht als ob er gleichgültig ein ihn so lange beglückendes Band könne sich lösen lassen — nein, er braucht noch Zeit, seinen Zorn abzulassen; er fühlt sich zwar verletzt, doch gern zum Verzeihen geneigt — nur heut nicht — morgen will er dem Mißverständnis ein Ende machen. Der Andre fühlt sein Unrecht und gesteht es innerlich zu, scheidet aber die Demüthigung, sich schuldig zu bekennen, jetzt im Augenblicke — später will er's thun; doch warum jetzt, wo die Neuheit seines Vergehens des Freundes Triumph nur erhöhen müßte. Der erste Sturm mag vorübergehen — Beide sind ja

gesund und jung — sie brauchen nur die Hand auszustrecken, so ist's abgethan — also nicht heute — morgen wird der Freund milder sein.

Ach wer von uns kann mit Recht sich für mächtig genug erklären, einen Streit durch ein Wort zu beschließen, durch ein „morgen“ zu sprechendes Wort! Lebend stehen wir mit einem Fuße im Grabe. — Heut sind wir noch hier, und morgen vielleicht für immer dahin gegangen! — Wieder begegnen die Freunde einander, Beide zögern mit dem verführenden Wort, sie trösten sich damit, es könne, wenn nicht heut, ja morgen gesprochen werden, von Tag zu Tag wird ihr Entschluß schwächer, ihr Gefühl kälter. — Heut trennen sie sich gleichgültig, und morgen lebt nur noch Einer.

Es giebt keine Pflicht auf Erden, deren Uebung mehr zu unsrer geistigen Erhebung beitrüge, als das Bekennen unsers Unrechts. Oft mag es einen harten Kampf kosten, das Eingeständniß unsers Fehlers über die Lippen zu bringen, aber laßt uns damit nicht zögern, denn wer kann verbürgen, daß ein verlornen Augenblick wiederkehre? Derselbe Gedanke möge auch den Beleidigten erweichen und ihn zum Vergeben neigt machen. Vergebung ist ein göttliches Geschenk, welches dem Herzen den Lohn reiner Seligkeit spendet.

Laßt uns heut und morgen nicht als getrennt betrachten, nicht als Brüder nur, sondern als Willingsbrüder, deren Erstgeborener für den Augenblick auch unsre erste Sorgfalt in Anspruch nimmt. Bei Allem, was wir heut thun, laßt uns die Wirkung auf morgen bedenken, und bei Allem, was wir morgen zu thun gedenken, überlegen, ob es nicht eben so gut heut gethan werden könne. — So werden wir heut nie nöthig haben, das „Morgen“ zu fürchten, und morgen zurückblicken können auf das „Heute“ ohne die Geißel des unachtsamsten Richters zu empfinden: Selbstvorwurf.

Ueber Briefstyl.

Von Marie L.

In unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, des Umschwungs und des raschen Wechsels aller Verhältnisse, wie nöthig ist es da, daß man sich ein rasches, klares, festes, leicht auffassungsgabe und eine kurze ansprechende Ausdrucksweise anzueignen sucht! Wer noch die gemüthlich rücksichtsvolle Denk- und Sprechweise der vergangenen Jahrzehnte bewahrt, wird breit und langweilig gefunden, in der Unterhaltung unterbreitet und bei Seite geschoben, und muß endlich zur Einsicht kommen, daß auch bei uns der Ausspruch: „Zeit ist Geld“ in seinem vollen Werthe anerkannt wird. — Diese, von den Zeitverhältnissen bedingte Kürze und Klarheit tritt auch in der heutigen Schreibweise immer deutlicher hervor; es ist aber nicht leicht für diejenigen, die bereits die mobile Denk- und Sprechart sich angeeignet haben, dieselbe auch auf ihre schriftlichen Leistungen anzuwenden, und die Folge davon ist, daß solche möglichst vermieden werden. Noch gar häufig, besonders bei unserm Geschlechte, findet sich großer Widerwillen gegen das Briefschreiben, und Aeußerungen wie: „Alles in der Welt, nur keinen Brief schreiben; es kostet mich die größte Ueberwindung, eine Feder anzusetzen“ sind eben nicht selten, und doch gehört es zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens, mit entfernten Freunden und Gleichgesinnten in stetem Verkehr und schriftlichem Gedankenaustausch zu bleiben. Doch sprechen wir jetzt nicht von den Annehmlichkeiten, die die gewandte Briefschreiberin vor Andern voraus hat, sondern von dem weit gewichtigeren Wort: dem Nutzen, den ihr in so unzähligen Fällen ihre geübte Feder bringen kann.

Es wurde noch Keiner von uns an der Wiege gesungen, in welche Lagen sie dereinst Zeit und Verhältnisse bringen können, und welche einen Schatz trägt die Frau in sich, die überall, in jeder Lage, sich in Wort und Schrift sicher fühlt, und es ihr dadurch leicht fällt, selbstständig aufzutreten und zu handeln. Es ist in allen nur denkbaren Lebensverhältnissen eines Mädchens dringend nöthig, daß dasselbe im schriftlichen Ausdruck möglichst geübt und sicher ist; sei sein Pfad nun rosig oder dornenvoll, überall wird diese Eigenschaft ihm Stab und Stütze sein, und ihm über gar manche Schwierigkeit hinweg helfen. — Die Gattin eines hochgestellten Mannes, die sich in der großen Welt bewegt und so glücklich ist, einen Kreis geistreicher Menschen um sich versammeln zu können, sie bedarf vor Allem die Gabe eines leichten, gewandten Briefstils; denn wie viel Briefe, kurze Notizen, Verabredungen, Anfragen, Dank- und Einladungsbillete bei einer Frau, die ein Haus macht, täglich aus und eingehen, weiß wohl Jeder, der einmal in der Nähe einer solchen gelebt hat. Wehe der Frau, die in solcher Stellung dieser Gabe entbehrt, sie wird sich vielfach lächerlich machen, und sei sie mündlich noch so geistreich und liebenswürdig. Fragen wir uns doch selbst, wenn wir eine Persönlichkeit kennen lernen, die uns anspricht, interessiert, für wir nicht gespannt darauf, auch etwas Schriftliches von derselben zu sehen?

Zu unserm gesammtem Urtheil hängt häufig davon ab, und finden wir uns in unserer Erwartung getäuscht, so sehen wir nicht selten unser Interesse erlöschen und endlich ganz absterben.

Und nun die Unverheirathete, in glücklichen Verhältnissen Lebende, die nur für sich und ihre Toilette zu sorgen hat! Welche Annehmlichkeit für sie, wenn sie sich mit entfernten Verwandten und Freunden unterhalten kann! Ihre Correspondenz füllt einen guten Theil ihrer Zeit aus, gehört zu ihren Erholungen, ihren Gemüthen. Welch ein Vortheil ist es doch für alleinstehende Damen in späteren Jahren, wenn sie auch mit dem Geschäftsfähigkeit der Gerichte, Verwaltungen u. s. w. vertraut, ihre Vermögensverhältnisse selbst zu überwachen und zu leiten im Stande sind, und nicht nöthig haben, jeden darin vorkommenden Brief durch den Advocaten schreiben zu lassen, was oft Verzögerungen und Unannehmlichkeiten aller Art mit sich führt.

Wir haben hier nur zwei gesicherte Lebensstellungen in Betracht gezogen; wie viel scharfer aber tritt die Nothwendigkeit eines guten Briefstils bei solchen Frauen hervor, die auf sich selbst und ihre eigene Thätigkeit bei Erwerbung ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind, und deren Zahl in unserer Zeit leider so groß ist. — Bei den Bewerbungen um eine Pension, eine Stelle, eine größere Arbeit, bei den mannigfachen Anfragen und Bitten, die in dem Leben einer solchen Frau täglich

vorkommen, wie segensbringend und wohlthunend ist es für dieselbe, wenn sie selbst im Stande ist, mit einfachen, kurzen Worten in ansprechender Weise ihr Gesuch vorzubringen, und nicht erst durch Benutzung fremder Kräfte denselben den Einblick in ihre innersten Lebensverhältnisse gestatten muß. Bei vielen Bewerbungen hängt es häufig von dem Eindruck des Schreibens ab, welcher Bewerberin man den Vorzug geben soll. Man wird nie einer Person, die in einem schlecht stylisirten, unklaren Briefe ihre Dienste anbietet, die Erziehung seiner Kinder anvertrauen wollen, eben so wenig die Führung eines Hauswesens, denn man ist allzuleicht geneigt, dem Briefe nach unwortheilhafte Schlüsse auf die Persönlichkeit der Schreiberin zu ziehen, und doch ist dies in vielen Fällen unrichtig, da es oft den tüchtigsten, verständigsten Leuten aus Mangel an Uebung unmöglich ist, ihre Gedanken brieflich auszusprechen.

Sehen wir zunächst, wie diesem oft empfindlich fühlbar werdenden Mangel abzuhelfen sei, und was man hauptsächlich bei den heranwachsenden Mädchen zu thun hat, um ihnen einen fließenden Briefstyl zu eigen zu machen.

Die Kinder dürfen dazu keines besonderen Talentes, sondern es beruht dies einzig und allein auf Uebung. Wer, nachdem er einigermaßen schreiben gelernt hat, schon beginnt, eigene Gedanken niederzuschreiben, der wird bald, sowie sich der junge Geist durch Lesen bildet, auch die eigene Ausdrucksweise verbessern und veredeln; die oft gebrauchten Worte genügen nicht mehr, das Kind sucht nach besseren, schwungvolleren, und gebraucht jene, die es in Büchern gefunden und die es angeprochen haben. Es ist gut und schön, die Kinder Aufsätze machen zu lassen, eine Erzählung wiedergebend oder irgend ein Thema erörternd, besser aber und weit bildender für den Styl ist es, die Kinder solche Aufsätze in Briefform, an irgend eine bestimmte Person gerichtet, abfassen zu lassen. Sie gewöhnen sich daran, eine bestimmte Richtung im Auge zu behalten, sie müssen bei öfter vorkommenden Uebungen eine gewisse Abwechslung eintreten lassen, und endlich verliert sich dadurch die Scheu, die man bei so vielen Menschen findet, die vor dem Worte „Briefschreiben“ förmlich erschrecken, und es als harte, saure Arbeit betrachten. — Gut schreibt mir der, der gern schreibt; ein mit Mühe, mit halbem Widerwillen geschriebener Brief wird nie auf den Empfänger einen angenehmen Eindruck machen, und wäre er auch mit Artigkeiten angefüllt. Bei vielen Kindern findet sich frühe schon die Neigung Tagebücher zu schreiben. Man unterstülze dieselbe, und verlange nicht, dieselben lesen zu wollen; lebhaftige Kinder haben einen eigenthümlichen Drang, ihre kleinen Erlebnisse aufzuschreiben, allein eine große Scheu, solche Ergüsse älteren Personen mitzutheilen. Lassen wir sie gewähren; es ist bildend für ihren Geist und ihr Herz, wenn sie sich jeden Abend so weit sammeln, daß sie aus dem Chaos ihrer Gefühle und Gedanken Einiges niederzuschreiben im Stande sind. Schreiberin hat das Tagebuch eines kleinen Mädchens gelesen, das es im 7. Jahre begonnen, und es sorgfältig vor den Augen ihrer Erzieher verborgen haltend, bis zum 12. Jahre fortgeführt hatte. Die Fortschritte, die die Kleine von Jahr zu Jahr in Auffassungsgabe und Styl gemacht, waren deutlich zu erkennen, und es fanden sich in den letzten Abschnitten schon recht klar ausgesprochene, fertige Gedanken und Ansichten, so wie durchgehend eine naive, poetische Anschauungsweise. — Die Einteilung der Kinder an Neujahr und anderen Festtagen die Wünsche für ihre Eltern und Verwandten in kleinen selbstverfaßten Gratulationschreiben darbringen zu lassen, ist längst veraltet, und doch hatte sie recht viel Gutes, indem sie die Kinder zwang, ihre Gefühle in einer bestimmt gehaltenen Form auszusprechen, und dadurch, daß oft mehreren Personen zugleich gratuliert werden mußte, doch auch wieder eine gewisse Abwechslung in der Behandlung des Gegenstandes eintreten zu lassen. Einsefenderin erinnert sich noch recht gut, wie schwer es ihr fiel, die Neujahrswünsche für die Eltern, 3 Onkels, 2 Tanten und die liebe Kathin zu schreiben, und Jedem doch etwas Anderes zu sagen.

Bei Geburtstagen und andern Kinderfesten lasse man die Festgeber ihre kleinen Einladungen schriftlich machen, und wenn sie welche erhalten, so bringe man darauf, daß sie dieselben schriftlich beantworten, besonders aber unterstütze und bestärke man ihre Correspondenzen, die sie so gerne im zarten Alter schon mit entfernter Gespielen anknüpfen. Eine kleine Unterweisung der Eltern und Erzieher ist allerdings dabei nothwendig, doch beschränke man sich auf die allgemeinen Briefregeln und lasse das Kind im Uebrigen schreiben, was ihm Verstand und Herz eingiebt. Nichts ist widerlicher als den Brief eines Kindes zu lesen, aus dem uns der geschraubte pedantische Styl eines Hofmeisters oder einer Gouvernante entgegenweht. — Haben die Kinder selbstständig geschrieben, dann lasse man sie ihren Brief auch allein zusammenfalten, siegeln und adressiren, denn auch dazu gehört Uebung, wenn es sicher und gut gemacht werden soll. Es liegt eine gewisse Grazie in einem richtig gefalteten, gut gesiegelten und sicher überschriebenen Briefe, während ein schieß zusammengegebogenes Blatt mit unklarem Siegelabdruck und schlecht geschriebener Adresse uns von der Anmuth der Schreiberin nicht eben sehr überzeugen kann.

Aber auch schon Erwachsene können den Mängeln ihrer Erziehung kräftig nachhelfen, und in späteren Jahren noch sich einen gewandten, angenehmen Stylaneignen; sie müssen nur mit einer gewissen Freudigkeit ans Werk gehen und nicht denken, daß es eine Arbeit ist, der sie entgegengehen, wenn sie an den Schreibtisch treten, sondern vielmehr ein Vergnügen. Wer sich von allen steifen Redeformen und althergebrachten Topfphrasen ferne hält, und seine frische Eigenthümlichkeit in die Feder fließen läßt, ist immer sicher einen ansprechenden Brief zu schreiben. Daß derselbe, je nachdem man an nähere oder entferntere Grade der Stände oder der Bekanntschaft schreibt, auch wärmer oder kühler gehalten werden muß, versteht sich von selbst, doch lassen sich darüber keine Regeln feststellen. Die Beziehungen im Leben sind so tausendfältig, und jeder Fall hat wieder so viel eigene Verhältnisse, daß jede hierüber aufgestellte Regel an den Klippen der Ausnahmen zerschellen würde, und es dem Takte der Schreiberin überlassen bleiben muß, das rechte Maß überall einzuhalten. Bei einem Briefe von einiger Wichtigkeit wird man wohl thun, sich einen kleinen Entwurf mit Bleistift zu machen. Beim Durchlesen desselben finden sich dann leicht die Stellen, die verkürzt, die Sätze, die abgerundet werden müssen, und man kann durch Numeriren derselben sich bezeichnen, wie sie auf einander zu folgen haben, wenn sie ein fließendes harmonisches Ganze ausmachen sollen. — Sammlungen von Musterbriefen, wie sie vielfach existiren (und zum Theil auch recht

gut sind), sollen, von des Briefschreibens ganz unkundigen Personen wohl gelesen, aber nicht allzu ängstlich copirt werden; denn sie sind doch nur eine Krücke für den Augenblick, und bringen bei stetem Gebrauche den Schüler nicht vorwärts, sondern machen ihn im Gegentheil so abhängig, daß er ohne das Hilfsbuch nicht schreiben kann. Liebe zur Sache ist das erste Erforderniß eines guten Styls; Uebung thut das Weitere. Darum frisch daran, und es muß gelingen! [2453]

Garten-Arbeiten.

September.

Der Garten, das Feld, gewinnt mehr und mehr einen herblichen Anstrich; neben dem sonst allein herrschenden Grün, das, mit der bunten Krone farbiger Blüten geschmückt, in der freien Natur seinen Thron aufgeschlagen, beginnt das fahle Gelb manches dünnen Blattes sich bemerkbar zu machen, doch das ist keine Erscheinung, worüber der fleißige Gärtner, die kundige Gärtnerin sich betrüben — denn es liegt im Gesetz der Natur, daß, wo die Frucht reift, der Schmelz der Blüten und Blätter schwinden und bleichen muß, und erndten ist ja doch die größte Freude und der höchste Lohn Dessen, der gesät hat.

Im September mahnen die Kartoffelbeete durch ihre dürr gewordenen Stauden an die Reife ihrer in der Erde verborgenen Frucht, und die Erndte derselben beginnt. Von anderen Gartenfrüchten sind die frühen Mohrrüben zum Herausnehmen tauglich, und die Früchte der Bäume zum größten Theil reif genug, um abgenommen zu werden.

Um die mit Früchten prangenden Spaliere summen lustig die Wespen, um von der Psiriche mit sammetner Wange, von der feurigen Aprikose zu naschen, und es ist die Sorge des Gartenfreundes, den köstlichen Früchten ihre gefährlichen Verehrer fern zu halten. Die Wespen lieben das Süße, und umschwärmen deshalb die saftigen Früchte. Wollen wir nun diese schützen, so giebt es dazu kein besseres Mittel, als den Wespen etwas noch Süßeres als Lockspeise hinzustellen, und sie auf diese Weise zum Verschmähen des Obstes zu nöthigen. Zuderwasser, in offenen Gläsern an verschiedenen Stellen des Spalieres zwischen den Zweigen aufgehängt, ist die Speise, welche den nachhaften Wespen dargeboten werden muß, wenn sie die Früchte unbeschädigt lassen sollen. Das Abkranken der Erdbeerstauden wird abermals nöthig — die Kopsfloharten werden am Schluß des Monats zum Ueberwintern abgestochen, die Endivien zusammengebunden, Rabbitschen, Winterspinat und dgl. mehr gesät.

An Gemüsen und Blumen giebt es fortwährend Samen einzusammeln, denselben zu sortiren, damit im Spätherbst, wenn aller Same eingebracht ist, das Ordnen und Bezeichnen desselben nicht zu schwierig sei. Gewöhnlich ist im September trockenes Wetter und daher ist dieser Monat vorzüglich geeignet zum Rigolen, zum gründlichen Umgraben und Reinigen der Beete.

Die für Zwiebelgewächse bestimmten Beete müssen gedüngt, und Ende des Monats wieder mit Zwiebeln bepflanzt werden. Die zum Treiben bestimmten Hyazinthen, Tulpen oder sonstige Blumenzwiebeln legt man dagegen in Töpfe, und gräbt sie mit diesen in die Erde bis zur Zeit, wo sie herausgenommen und ins Zimmer gebracht werden.

Die verschiedenen Topfblumen, welche man zu ihrer Kräftigung und zur Verschönerung des Gartens ins freie Land gesetzt, die Winterleukoiden, den Goldblat z. B. grabe man wiederum aus, ohne jedoch die Erde von den Wurzeln abzuschüttern, und setze sie wieder in Töpfe. Wenn man bei dieser Verpflanzung mit der gehörigen Vorsicht verfährt, hat man noch lange die Freude, im Zimmer diese Blumen blühen zu sehen.

Will man die verschiedenen Cactuzarten durch Ableger vervielfältigen, so können dieselben in ein Frühbeet gepflanzt, müssen jedoch nicht häufig begossen werden, wenn sie anwurzeln und nicht faulen sollen. Je dichter unter dem Glasfenster des Beetes sie zu stehen kommen, um so sicherer ist ihr Gedeihen.

Die Georginen bilden jetzt den höchsten Schmuck des Gartens, wenn sie wohlgepflegt und auf besonderen Beeten so geordnet sind, daß ihre majestätische und doch so reizvolle Schönheit zur Geltung kommt, was am sichersten erreicht wird, wenn die Georginenbeete auf großen Rasenplätzen angebracht sind.

Der Gladiolus streckt die bunten Helme seiner Blüten aus den schwertförmigen Blättern, der Herbstsonne entgegen und bildet in Reih und Glied mit seinen Gefährten auf dem sauber gehaltenen Beet stehend, gleichsam die bewaffnete Macht unter dem Völkchen Florens.

Die Centifolie, die Lilie, die duftende Nelke ist verblüht, doch das Stiefmütterchen steht noch mit härtigem Angesicht im grünen Rasen, und scheint zu schmolzen mit der lieblichen Monatrose, welche im frischeren Hauch des Herbstes in lebhafteren Farben glüht, und mit der holden Reseda ihre bescheidenen Dülste tauscht. [2519]

Am Geburtstage meines Sohnes.

Wie stolz, mit frohem Blicke
Wiegi' ich den ersten Sohn! —
Schar' auf die Zeit zurücke —
's sind zwanzig Jahre schon.

Ich seh' mit stolzem Sinnen
Den weiten Lebensraum
Nochmals vorüber rinnen
In der Erinnerung Traum.

Das Knäbchen seh' ich lächeln
Im Bettchen weiß und feint.
Des Meeres Winde sächeln
Zum Fenster mild herein!

Ich seh' das Bübchen spielen
Auf meinem Mutterarm,
Die Locken mir zerrwühlen
Mit Händchen braun und warm.

Ich seh' an meinen Knien
Das kleine Bürschchen stehn,
Mit eifrigem Bemühen
In seine Fabel sehn.

Ich seh' den wilden Jungen,
Wie bleich er und erblüht
Mit Stärkeren gerungen,
Die Schwächeren beschützt.

Ich seh' den ersten Knaben
Desh weiche Zärtlichkeit
Weit mehr als Geistesgaben
Mein Mutterherz erfreut.

Und in die Zukunft schaue
Ich mit getrotem Muth,
Der Sohn, dem ich vertraue,
Er ist ja brav und gut!

Und weiter zwanzig Jahre,
Sie werden schnell entflieh'n,
Und meine braunen Haare
Mit Silber wohl durchzieh'n.

Doch mag das Alter nahen —
Ich fürchte nicht sein Droh'n
Ich will es froh empfangen.
Mich liebt und ehrt mein Sohn.

Julie Durow.
(Fr. Pfannenstmidt.)

Zwei Krieger.

Es kehrt'n zwei Krieger heim aus dem Krieg —
Sie hatten errungen den herrlichen Sieg;
Sie hatten gekämpft für den heimischen Heerd
Und sich als wackere Kämpen bewährt.

Der Eine reitet auf stattlichem Ros,
Er hält vor dem prächtigen hohen Schloß,
Am Throne prangt Wappen und Adelskron' —
Der Krieger war eines Grafen Sohn.

Und als er schreitet den Hof entlang,
Da vernimmt er Musik und Becherklang;
Und er fragt die Diener, wach' Fest hier sei?
„Es hat sich der Graf vermählt auf's Reu!“

Und der junge Krieger die Augen senkt,
Und der lieben verstorbenen Mutter gedenkt. —
Dann tritt er hinein in den Ahnensaal
Und findet ein glänzendes Hochzeitsmahl.

Da der Vater den kräftigen Sohn erblickt,
Da hat er ihn jubelnd an's Herz gedrückt.
Mit Stolz und mit Freude er auf ihn schaut —
„Nun komm auch, mein Sohn, und grüß' meine Braut!“

Und todtbleich, das Auge von Thränen getrübt,
Steht sie vor ihm, die er selber geliebt —
Da steht sie, mit Schleier und Myrthenkron' —
Das war der Empfang von des Grafen Sohn.

Der andere Krieger, mit frühlichem Sinn,
Eilt schnell zu der kleinsten Hütte hin.
Er tritt zu der niedern Thüre herein:
Da sitzt sein herzliches Mütterlein.

Sie sitzt von der Thüre abgewandt,
Drum hat sie nicht gleich den Sohn erkannt;
Doch da sie vernimmt seiner Stimme Ton:
„O Jesus Maria! Das ist mein Sohn!“ —

Und was der Sohn, was die Mutter empfand,
Das macht kein Wort, keine Sprache bekannt. —
Sie drückt ihn still an die treue Brust,
Und weinte Thränen der seligsten Lust.

Erstbrend blickt auf die Beiden hin
Die liebliche Tochter der Nachbarin;
Und Wilhelm ruft wohnetrunken ihr zu:
„O Anna, mein Leben, gegrüßt sei'st auch Du!“

Und er saßt sie kühl um den schlanken Leib,
„Du Liebe, Du Holbe! Nun wirft Du mein Weib,
Nicht keh' ich zurück, wie ich fortging, so leer —
Da seht diesen Beutel, von Gelde schwer.“

Es gelang mir, zu retten des Grafen Sohn,
Da drang er mir auf so reichen Lohn.
Nun hab' ich genug für uns alle Drei,
Und wir bleiben vereint in Liebe und Treu!“

Und die Mutter die Hände faltend that
Und kniete nieder zum frommen Gebet,
Sie sandte es auf zu Gottes Thron —
Das war der Empfang von der Wittwe Sohn.

Friederike W. [2430]

Original-Musik des Bazar.

Und die Rosen, die prangen.

Gedichtet von W. Osterwald.

Gustav Eggert.

Andantino.

The musical score is written for voice and piano. It consists of five systems of music. The first system includes the vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: "Und die Ro-sen, die pran-gen, brü-ber-hin fährt der Wind, und die Luft ist ver-gan-gen, eh' sie be-ginnt." The second system continues with: "Und die Bög-lein, die sin-gen, und die Luft, die ver-weht's - durch die Welt geht ein Kin-gen, und Rei-ner ver-". The third system includes a long pause: "[lunga pausa]" and the lyrics: "steht's." followed by "Und die Eter-ne, die schei-nen so hell durch die Nacht - Ich a-ber muß wei-nen in-mit-ten der". The fourth system continues with: "rallent." and "stringendo" markings. The fifth system ends with a piano part marked "Ped. *".

A short musical piece consisting of two systems of music. The first system is marked "pp Bracht!". The second system continues the piece and is marked "Ped. *".

[2483]

Ueber die Aufbewahrung der Eier.

Es ist bekannt, wie groß der Werth der Eier, insbesondere der Werth der Hühnereier als Nahrungsmittel ist, und es muß sonach daran gelegen sein, dieselben auch in solchen Zeiten zu besitzen, wo wir über frische Eier nicht mehr verfügen können. Das gewöhnliche Verfahren, die Eier in Gefäßen oder auf einem besondern Brete, wo sie in ausgeschüttelten Böchern vertikal aufgestellt werden, an der Luft aufzubewahren, reicht nur für eine gewisse Zeit aus. Die atmosphärische Luft, welche als der vornehmste Factor aller Zerfetzungsprocesse der thierischen und pflanzlichen Gebilde betrachtet werden muß, dringt unter diesen Umständen auch durch die harte Schale ein, und je wärmer der Ort ist, wo dieselben aufbewahrt werden, um so eher wird ihr Inhalt in Fäulniß übergehen.

Die erste Bedingung zur Vermeidung einer solchen Veränderung besteht demnach in der Abschließung der atmosphärischen Luft. Man erreicht dies theilweise durch Aufbewahrung der Eier in Asche, Sand u. s. w. Allein wie schon erwähnt, erreicht man hierdurch seinen Zweck nur theilweise, denn selbstverständlich kann hier von einer vollständigen Absperrung der Luft nicht die Rede sein. Wenn man dagegen die Eier unter Wasser aufbewahrt, kommt man dem Ziele schon näher. Doch ist hierzu erforderlich, daß einmal das Wasser keine Luft enthalte (was man durch Abkochen des Wassers erreichen könnte) und zwei-

ter, daß das Gefäß vor dem Zutritt der Luft möglichst geschützt werde. Indessen würde dies Mittel an und für sich gebraucht, dennoch den Zweck verfehlen. Denn das Wasser allein schon vermag den kohlen-sauren Kalk, welcher den wesentlichen Bestandtheil der harten Schale ausmacht, aufzulösen. Viel schneller aber würde dies geschehen, wenn diejenige Luftart, der wir überall in dem gewöhnlichen Wasser begegnen, nämlich die Kohlensäure, vorhanden wäre.

Um aber dennoch das Wasser für diesen Zweck benutzen zu können, läßt man zuvor so viel Aetzalkali oder gebranntes Kalk darin auf, als dasselbe aufzulösen vermag. Ein solches Kalkwasser bereitet man sich am besten, wenn man ein Stück frischen und gut gebrannten Kalkes zunächst mit einer kleinen Quantität Wassers löst und dann mit größeren Quantitäten des letzteren vermischt, gut umrührt, und die klare Flüssigkeit vom Bodensatz vorsichtig abgießt. Diese ist alsdann eine gesättigte Auflösung des Kalkes in Wasser, und in einem solchen lassen sich die Eier ziemlich lange unverändert aufbewahren.

Man thut sehr wohl, bei der Bereitung des Kalkwassers abgekochtes Wasser anzuwenden, und in das Gefäß, worin die Aufbewahrung der Eier geschehen soll, nur so viel von diesem hinein zu legen, daß das Kalkwasser noch eine Hand hoch darüber zu stehen kommt. Außerdem wende man Lehterz so kalt wie möglich an, und vermeide auch bei der weiteren Aufbewahrung warme Orte.

Die Wirkung des Kalkes ist hier eine doppelte. Einmal verbindet er sich mit der Kohlensäure, wenn solche im Wasser vorhanden, oder durch die atmosphärische Luft demselben zugeführt würde, und hebt so die nachtheilige Wirkung der Kohlensäure auf die Schale der Eier auf. Zweitens dringt der Kalk mit dem Wasser auch in die Poren der Schale ein, und erhärtet hier, und an der innern Wand derselben in Gemeinschaft mit dem Eiweiß zu einem unlöslichen Kitt, wodurch die Schale an Festigkeit und Undurchdringlichkeit bedeutend gewinnt.

Die Löslichkeit des Kalkes in Wasser ist jedoch eine sehr geringe. 1 Quart Wasser vermag kaum $\frac{1}{2}$ Quentchen desselben aufzulösen. Diese geringe Menge des Kalkes wird aber dadurch,

daß derselbe sich theils mit der Kohlensäure verbindet, theils in die Schale eindringt, in kurzer Zeit verbraucht sein. Dadurch könnte aber leicht einer der oben angedeuteten Nachtheile eintreten. Um daher ganz sicher zu sein, ist es gut, eine kleine Quantität des Aetzalkalis auf den Boden des Gefäßes zu bringen, ungefähr so viel, daß derselbe einige Linien hoch damit bedeckt wird. In dem Maße, als nun der aufgelöste Kalk ausgeschieden wird, findet das Wasser Gelegenheit von Neuem Aetzalkali aufzulösen. — Bei dieser Gelegenheit wird man beobachten, wie von der Oberfläche der Flüssigkeit aus, krystallinische Massen sich bilden, welche die Eier nach und nach bedecken. Dies ist kohlen-saurer Kalk, der nun nicht mehr löslich ist.

Vor allem ist freilich dafür Sorge zu tragen, daß frische, gute und unverdorrene Eier hierzu ausgewählt werden. Ein verdorrenes Ei kann daran erkannt werden, daß dasselbe, gegen das Licht gehalten, trübe und undurchsichtig erscheint, während das unverdorrene Ei mindestens durchscheinend ist. Dieses Mittel ist aber bei Tage nicht gut anwendbar, es sei denn, daß man die Untersuchung in einem dunklen Raume vornehme. Sonst erreicht man aber auch seinen Zweck, wenn man abwechselnd das stumpfe und das spitze Ende mit den trockenen Lippen berührt. Ist das Ei unverdorren, so wird man bei der Berührung des spitzen Endes Kälte, bei der des stumpfen aber das Gefühl von Wärme beobachten. Ist hingegen das Ei verdorren, so wird man an beiden Enden das Gefühl der Kälte haben. — Der Grund dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß bekanntlich in dem unverdorrenen Ei, an dessen stumpfem Ende ein Raum zwischen dem Inhalte des Eies und dessen Schale vorhanden ist, der mit Luft ausgefüllt ist, während an dem spitzen Ende eine solche Luftkammer fehlt. Die eingeschlossene Luft ist aber bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter: Aus dem Grunde wird bei der Berührung dieses Endes mit den Lippen von letztern wenig Wärme abgegeben, und selbst die abgegebene, bleibt zunächst an der Schale, ohne bemerkbar fortgeleitet zu werden. Der eigentliche Inhalt des Eies aber, zunächst also das Eiweiß, leitet die Wärme, welche das

spitzere Ende des Eies empfängt, sogleich weiter, woher das scheinbare Gefühl der Kälte entsteht. In einem faulen, verdorbenen Eie ist aber jene Luftkammer zerstört, und der flüssige Inhalt wird auch an diesem Ende, wie an dem spitzeren, bis an die Schale reichen. [2522]

Mittel gegen Wein- und Kirschflecke.

Um diese Flecke aus der Tischwäsche zu bringen, taucht man so bald als möglich den besetzten Theil der Wäsche in siedende Milch, reibt ihn damit und wäscht ihn dann gelinde in reinem Wasser aus.

Gegen den Hauschwamm.

Als bewährtes Verwahrungsmittel wird angegeben, daß man die rohe Bräthe von Sauerkraut mit Haringlake, jedes zu gleichen Theilen, vermische, und damit das fertig zubereitete Bauholz oftmals bestreiche und diese Mischung völlig in dieselbe einziehen lasse.

Silberwaaren zu poliren.

Ein ganz neues, von einem Silberarbeiter in London herührendes Mittel, ist folgendes: Man nimmt sehr verdünnte Citronensäure, eine geringe Menge Soda und gepulverten Kalk. Man mische dieses gut zusammen und setze es der Sonnenhitze aus. Wenn die Flüssigkeit auf diese Art verdünnet ist, bleibt ein feines Pulver zurück, welches man schon am folgenden Tage anwenden kann und das vortreffliche Dienste leistet.

Fettflecken aus Papier zu machen.

Man erwärmt zuerst das besetzte Papier und legt so lange Löspapier auf und unter, als dieses noch Fett einsaugt. Als dann taucht man einen Pinsel in fast kochendes, sehr reines Terpentinöl, bestreicht mit ihm beide Seiten des Fettflecks und fährt damit so lange fort, bis der Flecken ganz verschwunden ist.

Um nun dem Papiere seine frühere Weiße und Glätte wiederzugeben, taucht man eine Bürste in Weingeist und bestreicht mit ihr einige Male die Stelle des früheren Flecks. Es bleibt dann keine Spur zurück, mag der Fleck nun durch Del, Wachs oder Talg verursacht worden sein.

Bouillon in einer Stunde zu bereiten.

Wenn man Bouillon rasch nöthig hat, sei es für einen Kranken oder zum Küchenbedarf, so nimmt man ein Pfund Rindfleisch mit etwas Kalb- oder Hammelfleisch (Erstere, wenn das Bouillon für Kranke, das Letztere, wenn sie zur Bereitung einer Sauce dienen soll), schneidet das Fleisch in kleine Stücke, thut diese Stücke in ein Casserol mit Zwiebeln, Mohrrüben, den gewöhnlichen Suppenkräutern, etwas Speck (wenn nämlich das Bouillon nicht für Kranke bestimmt ist), und ein halbes Glas Wasser. Eine Viertelstunde läßt man das Alles über gelindem Feuer schmoren, gießt alsdann eine größere oder geringere Quantität kochendes Wasser hinzu, je nachdem man das Bouillon stark oder schwach wünscht, thut etwas Salz hinzu und läßt das Ganze noch ¼ Stunden kochen. Hierauf wird es durch ein reines Leinentuch filtrirt und ist vollkommen gut und kräftig zum Genießen, wie zum Küchenbedarf.

Goldene, plattirte und vergoldete Schmucksachen zu reinigen.

Man wirft ein wenig Ammoniacsalz in kochendes Wasser, rührt es um, taucht die Schmucksachen hinein, zieht sie sogleich wieder heraus und trocknet sie an sehr feinen Leinen gut ab. Wenn sie völlig trocken sind, werden sie mit einer weichen Bürste und etwas englischem Roth gebürstet.

Erfrischendes Getränk.

Auf 20 Pfund Wasser nimme 30 Gramm Hopfen, eine in Scheiben geschnittene Citrone, 1 Pfund Zucker, 2 kleine Gläser Brantwein, 6 Drangenblätter und etwas Bierhefen. Laß das Ganze 4 Tage stehen und schüttele es während dieser Zeit oftmals um. Nach Ablauf derselben wird das Getränk in Flaschen gefüllt, gut zugestopft und an einem kühlen Orte bis zum Gebrauch aufbewahrt.

Ritt.

Bei der Eroberung von Algier lernten die Franzosen den Ritt kennen, der bei den Gebäuden dort häufig gebraucht wird und der Witterung selbst mehr noch widersteht, als Marmor. Er ist aus zwei Theilen Asche, einem Theil Sand und drei Theilen Thon zusammengesetzt und bekommt noch einen Zusatz von Del. Die Mauren nennen ihn „Zabbi“.

Rösselsprung-Aufgabe.

dig	springst	dir	Laß	offen.	gen.	füh-	le
auch	Vah-	ben-	tra-	die	bald	in	Wo
le-	in	Dann	nen	fest	nem	See-	zu
gen,	das	neue	stark	be	Dir	Glau-	Wa-
sind	Er-	schla-	Hof-	be,	gen	Lie-	den
Hoff-	ge-	That	Wur-	ed-	Glau-	den	Kro-
feu,	zel	nung	Lie-	feu;	ne	Und	die
sich	be,	trof-	ter	ben	ne	Mit	wer-

Zweihylbige Charade.

Wäge das Auge zum Himmel sich wenden oder zur Erde, Ober versenkt sich der Blick tief in die Seele hinein — Ueberall kannst Du erspähen der ersten tiefes Geheimniß, Ueberall zeigt sie sich Dir als die gewaltige Kraft! In dem bunten Getümmel der Welt erkennst Du, daß mancher Ringt mit febrischer Gluth nach der zweiten Besitz; Dennoch birgt sich der Arme am tiefsten verschlossen das Kleinod; Hat er es einmal erreicht — „ist“ er, was jener nur „scheint.“ Inhaltvoll sind die Sylben, nicht minder bedeutend das Ganze, Und wer die erste besitzt, steht dem Ganzen nicht fern!

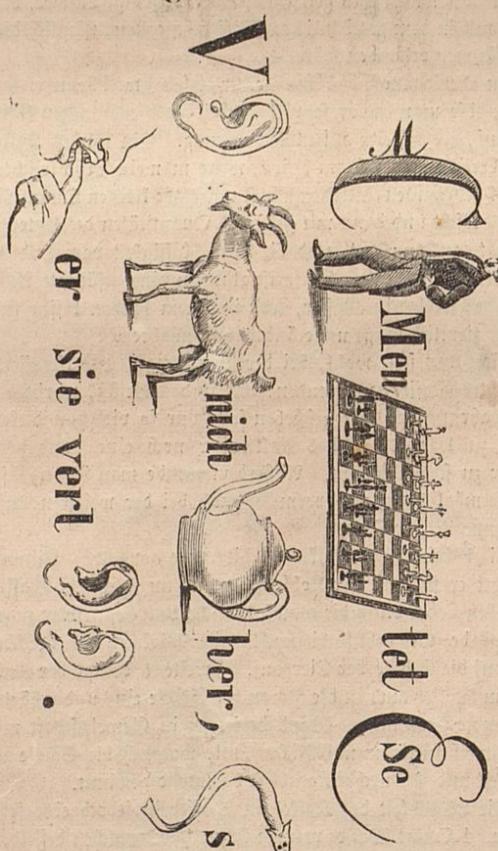
[2520]

J. Scherle.

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 33.

„Wind-Parce“

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 33.

Das Glück gedeiht nur in der Stille Bei einem kleinen Eigenthum. Ein Name tödtet es, ein Wille, Es steht vorüber ohne Ruhm; Vom Leben kommend schafft es Leben, Die Liebe schürt's, weil's Liebe ist! Man kann's genießen, nicht erstreben Mit Menschenlist.

L. Scherer.

Auflösung des Rebus in Nr. 33.

O Valentine, was weinst Du, beste Schwester?



Hr. N. G. in B-n. Schwarze Kleider werden häufiger mit doppelt- und einfachem, à bandes garnirten Mod., als mit Volants getragen. Schutte zu Tallein brachte bereits Nr. 28 des Bazar und können wir vorläufig nicht wieder darauf zurückkommen. Die Art der Aus schmückung finden Sie auf mannigfache Weise bei den Abbildungen in Bazar Nr. 24, Seite 188, und in Nr. 28, Seite 219, angegeben, deren Erklärung zugleich auch die Mode der Kleider behandelt.

Hr. L. E. in S. und W. K. in B-n. Als theilweise Beantwortung Ihrer Anfragen, machen wir Sie aufmerksam auf die sehr hübsche Brauttoilette des in Nr. 33 des Bazar erschienenen Modebildes, ferner auf die in Nr. 22, Seite 172, gelieferten Abbildungen verschiedener Coiffuren, worunter die einer Braut. Was die Morgentollette betrifft, so glauben wir, daß Sie die einer jungen Frau meinen, da die Morgentollette einer Braut wohl nicht in Betracht kommt. Der Morgenanzug einer jungen Frau kann in einem weißen Ueberrock von „Bique“, „Jacomet“, oder ächten Wattist bestehen, derselbe erhält eine Verzierung à bandes je nach dem Stoff des Ueberrockes, von Spitzen, Stickerei, oder Besamenterborten. Legteres gilt natürlich für den Bique. Das Leibchen (Schoofstille) wird vorn herunter mit farbigen Bandstreifen geschmückt. Hierzu gehört ein leichtes Häubchen, welches sich vorn in einer Spitze der Stirn zuneigt, nach hinten mit gleichem Band garnirt ist.

Hr. M. S. in L. Zwar nicht gleich, aber so bald als möglich.
Hr. S. B. in S-w. Auf einem der nächsten Stickereibogen soll das Gewünschteste erscheinen.

Hr. E. J. M. in W-e bei D-f. Der nächste Stickereibogen enthält 2 Stickereibogen zu Kindermägen; daß diese Ihren Anforderungen entsprechen, wollen wir wünschen.

Hr. J. C. L. in W. Es thut uns leid, auf Ihren so freundlich ausgesprochenen Wunsch nicht eingehen zu können. Derartige Abwege würden uns zu weit führen. Was die Spiele betrifft, so kommen wir später darauf zurück.

H. B. 22. Der Artikel: „Das Gesicht“ in Nr. 1 des Bazar 1857, Seite 6, giebt Ihnen Aufschluß über naturgemäße Behandlung der Gesichtshaut, auch der Artikel in Nr. 21, Seite 167: „Die Mit-eiser“ wird Ihnen wahrcheinlich einen Theil Ihrer Fragen genügend beantworten. Keine Unbebeilten der Haut, die Sie erwähnen, führen fast immer von verdorbenen Säften, von Unterleibsleiden, überhaupt von inneren Ursachen her, und können daher auch nur durch innere Mittel geheilt werden. Solche Mittel hier anzugeben, ist jedoch aus dem Grunde schon unmöglich, weil die vielfachen inneren Uebel der Menschen, und mithin deren äußere Wirkungen, nicht mit ein oder zwei Mitteln zu bekämpfen sind. Am besten ist einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

Um Locken kraus zu erhalten, ist das geeignetste Mittel, sie mit Zunderwasser, oder einer Abkochung von Weinsamen beim Aufwachen zu besprengen. Der nassem Luft widersteht jedoch die so behandelten Locken keinesweges, das ist nur die Eigenschaft natürlich krausen Haares. Glattes Haar in krauses zu verwandeln gelingt zwar auf Stunden, oder auf Tage — aber ganz besiegen läßt sich die Natur nicht.

Herr C. B. in C-u. Wir sind reichlich mit musikalischen Compositionen versehen.

H. J. v. J. in B. bei W. Der Rebus enthält einige zu gewagte Unrichtigkeiten — daher nein.

Hr. H. B. in D. Ihre Lösung des Räthfels in Nr. 33 war nicht richtig. Sollte Sie der Ausdruck irre geführt haben: „In unsern vernünftigen Tagen“? Eine Bemerkung Ihres Briefes brachte uns auf den Gedanken, so unwahrscheinlich ein solcher Irrthum ist. Wenn von „unsern vernünftigen“ Tagen die Menschen „unvernünftig“ gewesen seien, sondern nur, daß in unseren Tagen im Allgemeinen die Vernunft über das Gefühl herrscht. Ist Ihnen das Wort störend, so erlegen Sie es in Ihren Gedanken durch „nüchtern“, doch ja nicht etwa als Gegensatz von „betrunken“.

Hr. U. v. B. in L. Volantstroben ohne abgegebte Garnitur werden mit Schrägstreifen von Taffet, Gaze, Grew, Popeline oder Sammet verziert, je nachdem der Stoff des Kleides es bedingt. Die Breite der den Saum der Volants bedeckenden Befestigungsstreifen ist 1-2 Sechzehntel Elle; Kermel und Fichu werden mit gleichen Streifen garnirt.

Hr. M. B. in O. Lassen Sie sich Ihre Basquine nicht verleiden, wenn eine oder die andere Dame Ihrer Bekanntschaft die Eleganz dieses Kleidungsstücks bezeugt. Vielleicht sind jene Damen corvulent und können selbst keine Basquine tragen. Damit wäre ja das Räthfel gelöst.

Hr. v. J. in M. Sie sind sehr gewissenhaft, in Betreff dessen, was dem Alter, was der Jugend gebührt. Man findet das selbe. Wenn Sie darüber unsere Ansicht hören wollen, so dürfen wir sie Ihnen nicht vorenthalten. Bei der jetzigen Beliebtheit des Glöckchen-Besatzes wird derselbe zwar ohne Unterchied von älteren und jungen Damen getragen, doch wenn Ihr richtiger Tact die Glöckchen, als für das höhere Alter etwas coquet, zum Verzicht Ihres Gutes und Ihres Kleides vermahle, so sind Ihre Gründe nicht zu mißbilligen. Glöckchen stehen allerdings der Jugend besser, während Spitzen und Franzen ein das spätere Alter stets wohlfeidender Ruh sind.

Hr. M. F. in P. Wenn Sie die große Ausgabe für ein Chantilly-Spizentuch nicht scheuen, so kaufen Sie es von Violard in Paris, Rue de Choiseul, 4, denn mit dem Ankauf eines Tuches oder einer Mantille von Violard ist der große Vortheil verbunden, daß man bei etwaigem Modewechsel den genannten Gegenständen eine andere Form geben kann, ohne durch unarmberziges Zerbrechen einen Theil des schönen Gewebes zu zerören. Violard fertigt seine Chantilly-Spizent-Mantelets aus einzelnen Streifen, welche durch Lösen einer Naht auseinander zu nehmen sind und zu neuer Gestalt zusammengeheftet werden können, ohne daß das Muster im Ganzen leidet, bei neuer Zusammenfügung. Die Figuren des Musters sind nehmlich so gewebt, daß sie stets an einander passen, wie die Figuren eines Zusammenfügungsspiels. Hr. Violard hat auf diese Erfindung ein Patent auf 15 Jahre erhalten.

Berichtigung.

In Nr. 34 des Bazar Seite 268 in der Erklärung der beiden Weisheitsräthel, muß der Satz „Die Ringe werden“ — sich unmittelbar den Worten „Halsbündchen u. f. w.“ anschließen.

MODERNE BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 36.

Alle 3 Tage erscheint eine Nummer.

Berlin, 23. September 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VI. Band.

Nr. 1. Mantille

von weißem Tüll, mit rosa Bandschleife.

Der Schnitt des Fend dieser Mantille (Fichu) befindet sich auf der Rückseite des Supplementes, ein Stickerei-Dessein zum Volant im Hauptblatt Seite 286.

Nr. 2. Basquine

von weißem Mull mit rosa Bandauspuß.

Die Basquine hat ein bis über die Hüften gehendes, anliegendes Leibchen, dessen Schooß, so wie die Aermel mit einem breiten reich gestickten Volant von Mull umgeben sind; der Volant ist mittelst eines breiten rosa durchgezogenen Puffes angelegt — eine gleiche Puffenverzierung, nach der Taille zu schmaler werdend, ist um den Halsausschnitt und zu beiden Seiten des

Leibchens, vorn herunter angebracht und letzteres daselbst durch Knöpfe geschlossen. Aermel und Leibchen sind, wie die Abbildung zeigt, mit langen Schleifen rosa Bandes verziert.

Nr. 3. Aermel

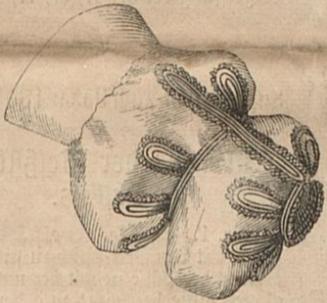
von Tüll, mit schwarzen Sammetbändchen und schwarzen Spitzen garnirt.

Dieser Aermel besteht aus zwei gleich weiten Puffen, welche durch ein schmales Bündchen verbunden, oben an ein glattes Theil (Oberärmel), unten an ein um das Handgelenk schließendes schmales Bündchen gefast sind. — Die Garnitur des Aermels ist aus einzeln aufgesetzten blätterartigen Theilen gebildet, welche, wie die Abbildung zeigt, vom Bündchen ausgehend, in bestimmten Entfernungen um beide Puffen arrangirt sind und deren Verzierung, mit schwarzen Sammetbändchen und Spitzen

ein Abtrennen der Blätter bei der Wäsche nöthig macht. In gleicher Weise sind die Bündchen verziert, so wie auch der längere Streifen, welcher den Aermel an der inneren Armkrümmung die Länge nach zusammenfast; diese Garnitur, so wie die Verzierung der Bündchen, muß ebenfalls so eingerichtet sein, daß sie bei der Wäsche abgetrennt werden kann.

Nr. 4. Aermel von Mull.

Zwei dicht aneinander schließende Puffen, von denen der obere etwas kleiner, als der untere, bilden den mittleren Theil des Aermels, an welchen unten ein breiter Volant, oben ein engerer glatter Aermel sich anschließt. Der Volant hat unten herum eine Verzierung von Spitzeneinsatz und Stickerei, an welche alsdann noch eine schmale Spitze gesetzt ist; die Aermelnaht entlang ist die Breite der Puffen zusammengezogen, wodurch der Aermel die bestimmte Länge



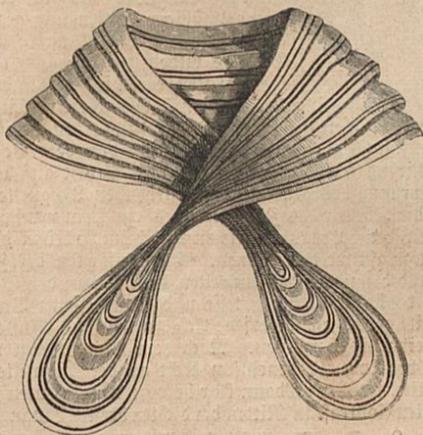
Nr. 3. Aermel von Tüll.



Nr. 1. Weiße Tüll-Mantille.
(Der Schnitt befindet sich auf dem der heutigen Nummer beiliegenden Supplement. — Stickerei-Dessein zum Volant, Seite 286.)



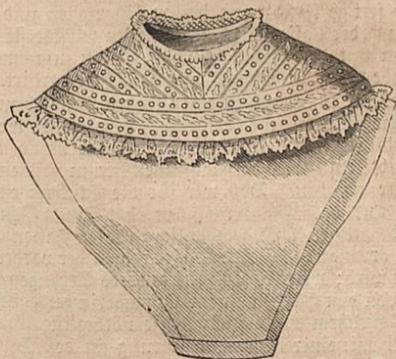
Nr. 4. Aermel von Mull.



Nr. 5. Schweizerinnen-Fichu (à la Suisse).



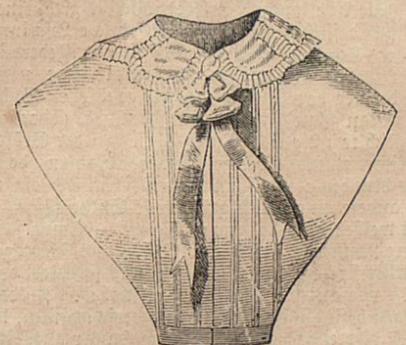
Nr. 6. Kragen von schwarzem Seidentüll.



Nr. 7. Unter-Chemisett von Mull und Spitzeneinsatz.



Nr. 2. Basquine.



Nr. 8. Kragen von Tüll mit Bandschleife.

erhält. Wir weisen hier nochmals zurück auf die detaillierte Beschreibung des in Nr. 32 des Bazar Seite 253 unter Nr. 1 gelieferten Aermels, deren Angabe für die Größe und das Arrangement der Puffen auch hier benutzt werden kann.

Nr. 5. Schweizerinnen-Fichu (à la Suisse)

von weißem Turlatan mit schwarzem Sammetband besetzt.

Dieses kleine Fichu hat eine etwas vom Hals abfallende Form und ist aus fünf übereinander liegenden Schrägstreifen gebildet, welche auf ein glattes, der Form des Fichu nach geschnittenen Stück gleichen Stoff gefest und (jeder der Streifen) zweimal mit schmalem schwarzem Sammetband besetzt sind. — Die Schrägstreifen folgen in stets kleineren Bogen der Rundung der Enden und erscheinen da, wo die Enden sich kreuzen, als ganz schmale Fältchen.

Nr. 6. Kragen

von klarem schwarzem Seidentüll mit schwarzem Sammetbändchen und breiter Spitze garnirt.

Der Krage ist aus glatten, mit Sammetbändchen besetzten, und aus kraus gezogenen Tüllstreifen gebildet, welche auf einem glatten, von gleichem Stoff geschnittenen Krage, in der Weise die Abbildung zeigt, zusammengesetzt sind. Die Form des Krages ist hinten rund, vorn etwas spitz, und derselbe um den äußeren Rand mit einer breiten krausen Spitze umgeben. Vorn vom Ausschnitt bis zur Spitze herunter, hat der Krage eine aus schwarzem breiteren Sammetband gebildete Schleifengarnitur, welche in langen Enden ausgeht.

Nr. 7. Unter-Chemiset

von Mull und Spitzen-Einsatz zu einem ausgeschnittenen Kleide zu tragen.

Dieser Krage bildet gleichsam ein glattes russisches Hemdchen und schließt sich mit der, die Stickerei umgebenden Spitze dem Ausschnitt des Kleides an. Er ist übereinstimmend mit der Garnitur des Aermels Nr. 4 aus Spitzeneinsätzen und einfachen Mullstreifen zusammengesetzt, deren Arrangement die Abbildung deutlich zeigt, und müssen diese einzelnen Mullstreifen und Spitzen-Einsätze in dem bezeichneten Wechsel auf den Schnitt des Chemisets gefest und dann aneinander genäht werden. An den Halsausschnitt ist eine Spitze kraus angefest und das Chemiset hinten mit Knöpfen geschlossen.

Nr. 8. Kragen

von feinem glatten Tüll mit blauer Bandgarnitur.

Diese Bandgarnitur — der einzige Schmuck des übrigens sehr einfachen Krages — ist à la vieille getollt, um die äußeren Bogen des Krages und von den Einschnitten der Bogen aus, in einzelnen Streifen nach dem Halsausschnitt gehend, aufgesetzt; eine blaue Schleife mit langen Enden deckt den Schluß des Krages, welcher an ein gefaltetes Chemiset genäht ist und daher auch zu vorn offenen Kleidern getragen werden kann. [2523]

Feder-Wischer.

Material: schwarzes und graues Tuch; kleine Stücke Tuch von verschiedenen lebhaften Farben, schwarzes Seidengewebe, Goldfäden, drellirte Seide, kleine Perlen.

Die Ausführung dieser kleinen niedlichen Arbeit fordert durchaus keine besondere Kunstleistung, sondern nur ein wenig Geschmak und die Geschicklichkeit, welche wohl keiner weiblichen Hand fehlt, die ihren Werken den Stempel der Accurateffe und Sauberkeit aufzudrücken weiß.

Die Abbildung des Federwischers giebt eine originalgroße Ansicht desselben, doch mögen unsere Leserinnen den umgebenden Schatten nicht der Gestalt des Federwischers zulegen, sondern sich die weißen Zacken als eine um den äußeren Rand einer der Tuchrundungen gehäkelten Spitze denken.

Man schneidet von grauem Tuch (oder auch bräunlich, grünlich u.) 2 gleiche Rundungen von der Größe, wie sie durch den inneren Rand der gehäkelten Spitze angedeutet ist; faßt die eine Rundung mit schmalem Seidenband ein und häkelt um die andere eine beliebige schmale Spitze mit Goldfäden, oder mit weißer oder hellgrauer Seide. — Dann schneidet man die obere Rundung in gleicher Größe aus schwarzem Tuch, Languettirt sie bogig mit Goldfäden und schneidet den Rand danach aus, wie auf der Abbildung ersichtlich. Alsdann werden die darauf befindlichen Blumen aus verschiedenem, lebhaft farbigen Tuch mit einer scharfen Schere sauber ausgeschnitten, in der angegebenen Weise arrangirt und mit einigen Stichen in ihrer Mitte auf die Tuchrundung gefest; mit Ausnahme jedoch der mittleren Blume, welche bis zuletzt bleibt. Mit verschiedenen

Perlen, z. B. Bronze, Stahl oder Gold, bildet man die Staubfäden, oder besser gesagt, den Kelch der Blume; auch würde es dem Ganzen noch mehr Ausdruck verleihen, wenn man von der Mitte der Blume aus einige Stiche von verschiedener Länge strahlenförmig nach der Spitze der Blätter ausführte, und zwar mit schwarzer oder brauner Seide, mit Goldfäden, je nachdem es für die Farbe der Blume passend scheint.

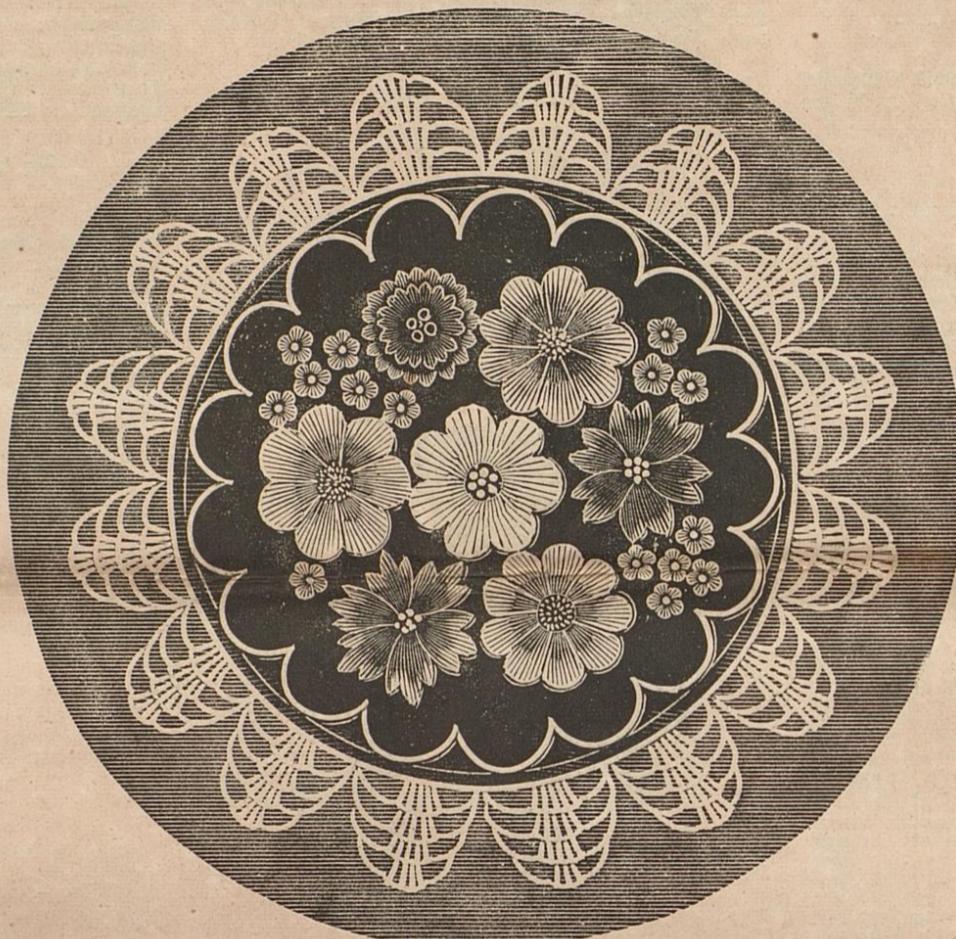
Man schneidet nun noch mehrere Rundungen aus schwarzem Seidengewebe, in der Größe zu den anderen Rundungen passend, zum Auszwischen der Federn; diese Rundungen faßt man mit der Schere aus und arrangirt dann die sämtlichen Theile des Federwischers folgender Art: zuerst, als unteren Boden, nimmt man die eingefaßte Rundung, darauf werden die Seidenrundungen gelegt, dann die umhäkelte Rundung und darüber die schwarze, mit Blumen verzierte Rundung. Selbstverständlich müssen alle Theile genau passend auf einander liegen und werden nun mit der für die Mitte bestimmten Blume zusammen befestigt, deren Inneres man, wie die übrigen Blumen, mit Perlen und Seide verziert. [2524]

Gehäkelte Franze

zur Verzierung der Herbstmäntel.

Material: drellirte Seide.

Da wir der Zeit nahen, wo vielleicht Manche der Leserinnen für die kühlen Herbsttage an eine wärmere Umhüllung, oder die Erneuerung der Aus schmückung einer solchen zu denken



Feder-Wischer.

hat, bringen wir die Abbildung und Beschreibung einer gehäkelten Franze, welche die in Nr. 28 des Bazar gelieferte Franze an Eleganz übertrifft.

Der Besatz einer solchen Franze beschränkt sich gewöhnlich nur auf den oberen Theil des Mantels und wird entweder tuchartig (siehe Nr. 2 unserer heutigen Mantel-Abbildungen) oder rund um die Schultern gehend angebracht; der untere Rand erhält alsdann nur eine Einfassung von Sammet oder Seidenborte. Die Wahl der Farbe für die Franze hängt von der Farbe des Mantels ab.

Erklärung der gehäkelten Franze.

Die Stäbchen des versetzten Grundes der Zacken und des oberen Randes sind „kleine Stäbchenmaschen“, über deren Ausführung wir in voriger Arbeitsnummer in der Beschreibung des gehäkelten Unterfasses Seite 255 Näheres besprochen haben.

Man macht einen Anschlag von Kettenmaschen in der für die Franze gewünschten Länge.

1. Tour — 1 Stäbchenmasche, 1 Luftmasche, beim Anhäkeln der Stäbchenmasche stets eine Masche des Anschlags übergehend.

2. Tour — ebenso; die Stäbchenmaschen kommen stets auf die Luftmaschen der vorigen Tour.

3. und 4. Tour — wie die 2. Tour.

5. Tour. (Mit dieser Tour beginnen die in dem mittleren nequadrigen Muster der Borte befindlichen kleinen Maschen oder Blättchen.)

1 feste Masche in die zwischen 2 Stäbchen liegende Luftmasche, 11 Luftmaschen, 1 feste Masche in die zwischen dem 4. und 5. Stäbchen liegende Luftmasche, so daß also zwischen beiden festen Maschen 4 Stäbchen sich befinden. — Man wendet jetzt die Arbeit um, so daß man die linke Seite derselben vor sich hat, und häkelt in die eben gefertigte feste Masche, indem man unter beiden Fäden der oben aufliegenden Masche durchsticht, folgende Maschen: (1 feste Masche, 2 kleine Stäbchenmaschen, 3 große Stäbchenmaschen, 2 kleine Stäbchenmaschen,

1 feste Masche.) Man läßt hierauf die auf der Häkelnadel befindliche Masche herunter gleiten, dreht die Arbeit wieder um, sticht mit der Nadel von vorn abermals durch die feste Masche, in welche das Blättchen gehäkelt ist, und holt die herunter gelassene Masche hindurch. Dann sticht man durch die zuerst gehäkelte feste Masche des kleinen Blättchens, zieht den hinten hängenden Faden durch und auch zugleich durch die auf der Nadel befindliche Masche. Man häkelt jetzt wieder 11 Luftmaschen, dann 1 feste Masche zwischen das 4. und 5. Stäbchen der vorigen Tour, so daß 4 Stäbchen unter dem Luftmaschenbogen stehen, dreht die Arbeit wieder um und häkelt auf die vorhin beschriebene Weise das zweite Blättchen — und so fort — die Blättchen werden stets auf der linken, die Luftmaschen auf der rechten Seite gehäkelt.

Die 6., 7. und 8. Tour ist der 5. Tour gleich und wie die Abbildung erkennen läßt, die feste Masche, welche das Blättchen faßt, stets auf die mittlere der 11 Luftmaschen gehäkelt, so daß die Blättchen versetzt stehen, die Luftmaschenbogen ein Netz bilden.

9. Tour — 1 feste Masche auf die mittlere Masche jedes Luftmaschenbogens, dazwischen 7 Luftmaschen.

10. Tour — wie die 1. Tour.

11. und 12. Tour — wie die 2. Tour.

Jetzt werden die Zacken, und zwar jede einzeln, gearbeitet wobei man im versetzten Stäbchengrund weiter häkelt. Die erste Tour einer Zacke enthält 7 Stäbchenmaschen, die 2. Tour 6, die 3. Tour 5; dann 4, dann 3. Da man hier stets auf der rechten Seite arbeitet, so muß bei jeder Tour abgebrochen und die nächste wieder auf der entgegengesetzten Seite der Zacke angefangen werden.

Die folgende Zacke beginnt dicht neben der vorhergehenden, so daß also bei der ersten Zackentour kein Stäbchen ausbleibt. Man häkelt jede der Zacken nach der eben gegebenen Erklärung und nach Beendigung derselben, von Anfang bis zu Ende der Borte eine Tour feste Maschen um den Rand der Zacken, wobei man die hängen gebliebenen Fäden mit verhäkelt, welche man vorher so kurz verschneidet, daß sie ungefähr mit 2 bis 3 festen Maschen zu bedecken sind.

Der Breite der Borte angemessen, dürfen die Franzen nicht kürzer sein, als es die Abbildung angeht; sie länger zu machen, kann ihre Eleganz nur erhöhen. Die Franzen werden in 8 bis 10 Fäden starken Strähnen um die einzelnen Stäbchen der 11. Tour geknüpft. Wünscht man die Franze einfacher, also auch die Borte schmaler zu haben, so kann dies am leichtesten geschehen, indem man die verschiedenen Muster der Borte in seltenerer Wiederholung arbeitet; z. B. durch Weglassung der 3., 4., 6., 7., 10. Tour. [2503]

Supplement zum Bazar 1857 Nr. 36.

Erklärung der Weißstickerei- Dessins.

Nr. 1. Passe einer Haube auf Mull mit Languettenstich zu sticken. Der Schnitt der Passe ist mit der umfassenden glatten Linie bezeichnet und demnach die Haube ihrer Größe nach für ein 1jähriges Kind passend.

Dieses Dessin ist entweder nur mit einfachen Languetten auszuführen, welche in regelmäßiger Entfernung gegeneinander stehend, die verschlungene Figur des Musters bilden, so wie auch die einzelnen Rosetten, deren innere Rundung ausgeschnitten und mit einem Zwirnradchen verziert wird; oder man verwendet zur Ausführung des Dessins einen ganz schmalen Zwischenfaden (Spitzwand), festet ihn vor dem Beginn des Languettstichs auf der linken Seite der Arbeit auf den leeren Zwischenraum des gegeneinander stehenden Languettendessins, so daß die Ränder des Zwischenfadens ein klein wenig über die glatte Linie der Languette reichen und beim Arbeiten der Letzteren mit gefast werden können. Das Aufheften des Zwischenfadens und besonders das Anhalten desselben in den Biegungen muß mit möglicher Accurateffe und angemessener Vertheilung der Weite geschehen, auch jede Ecke, welche das Muster bildet, scharf eingebogen werden. Nach dem Languettiren wird der Mull über dem Spitzeneinsatz dicht an der Languette hinweg geschnitten, welcher alsdann klar hervortritt und einen sehr vortheilhaften Contrast in Mitten der dichten breiten Languette bildet.

Nr. 2. Der Fond dieser Haube. Der Schnitt des Fonds ist eine Zirkelrundung, deren Größe mit dem Dessin selbst bezeichnet ist. Dieses wird in derselben Weise wie Dessin Nr. 1 ausgeführt, der fertige Fond rund herum eingezogen und in die hohle Rundung der Passe gefest, welche man selbstverständlich vorher hinten mit den beiden schmalen Enden zusammennäht. Die Haube wird mit Spitzen oder Tüllrüsche garnirt.

Das Dessin Nr. 2 kann auch zu einer großen Haube benutzt werden, indem die Stickerei sehr vortheilhaft hervortritt, wenn um dieselbe noch ein mehr oder weniger breiter Rand des Stoffes frei bleibt, und wird derselbe außen herum mit einer bogigen Languette versehen. Daß wir für die Stickerei einer größeren Haube nur des Fonds erwähnen, hat seinen Grund darin, daß ein derartiger Fond gewöhnlich in losen Falten auf die Passe fallend arrangirt und diese übrigens von der vorderen Garnitur bedeckt wird; wenn jedoch ein anderes Arrangement gewünscht, und von den Händen einer Putzmacherin ausgeführt werden soll, bei welchem eine gestickte Passe nöthig ist, fähnte das Dessin Nr. 1 mit einer leichten Aenderung an den Seiten auch dazu benutzt werden.

Nr. 3 und 4. Dessin und Schnitt einer dreitheiligen Kinderhaube in französischer Stickerei auf feinem Mull zu arbeiten.

Nr. 3 ist das Seitentheil der Haube, und wird zweimal, in entgegengesetzter Richtung, gearbeitet. — Nr. 4 das mittlere Theil, dessen vorderes Ende mit A, das hintere mit B bezeichnet ist, verbindet die beiden Seitentheile in der Weise, daß A an A, B an B der Nr. 3 trifft.

Die Stickerei erfordert eine sehr zierliche correcte Ausführung, eine getreue Nachbildung der kleinen herzförmigen Blättchen, der tiefgezackten langen Blätter, mit regelmäßigen Querschnitten; ebenso der aus einzelnen herzförmigen oder getheilten Blättchen bestehenden Blüten. Die rund gezackten Blumen (Kosetten) werden nur mit Stielstich eingefast und mit Steppstich ausgefüllt, wie es auf dem Muster Nr. 3 angegeben ist. Alle Stiele müssen sehr fein und genau nach der gezeichneten Form gestickt werden. Der Plein ist als Punkte zu behandeln; das kleine Randmuster besteht aus hochzuckenden Blättchen, welche durch eine dünne Stielstichlinie verbunden werden.

Das Zusammenfügen der Haube nach der oben angegebenen Weise geschieht mit einer ganz feinen Wirbelsnaht, damit das äußere kleine Blättermuster zweier Theile möglichst dicht zusammentritt.

Die Garnitur, sei es eine getollte Spitze oder Tüllkränze, wird in doppelter Reihe um die Haube gesetzt, in der Entfernung von einander, welche durch die beiden, das Muster umgebenden Linien bezeichnet ist.

Nr. 5. Dessin zu einem Krage auf Nanjoc oder Mull, in französischer Stickerei und mit Anwendung von Spitzenstich auszuführen. — Dieser Spitzenstich, dessen Breite auf dem Muster mit den beiden, der Form des Krages nach gleichlaufenden Linien bezeichnet ist, kann hier auf der rechten Seite der Arbeit aufgefeset werden, da die Stickerei nicht, wie bei der vorhin beschriebenen Haube, stellenweise über die Spitze hinweggeht. Letztere wird auf beiden Seiten mit einer schmalen Languette, die schon bezeichneten beiden Linien entlang, an das Zeug gefast und das übrige Dessin in Languettenstich, französischer Stickerei, und wo es durch Punkte bezeichnet ist, in englischer Stickerei ausgeführt. Die als Plein gezeichneten Rundungen können auch als Punkte gearbeitet werden.

Nr. 6. Dessin zu einem Krage auf Battist oder Nanjoc, in englischer, französischer Stickerei und Languettenstich zu arbeiten.

Die englische Stickerei, d. h. das dicke überwölbliche Umstechen ausgeschmittener Figuren, beschränkt sich hier nur auf die Rundungen (Bindlöcher); die außerdem noch mit Punkten versehenen, also zum Ausschneiden des Stoffes bestimmten Stellen erhalten eine breite Umsfassung mit Languettenstich. Die länglichen, mit Andern versehenen Blätter werden getheilt, mit etwas schrägen Stichen, die übrigen nicht getheilt, mit Querschnitten gestickt.

Nr. 7. Dessin zur Randverzierung einer Piquepelerine, oder um Weinkleider zu arbeiten. Die bogige Einfassung wird breit languettirt, der Plein ist als Schattenbindlöcher zu arbeiten.

Nr. 8. Dessin zur Randverzierung einer Piquepelerine in Languettenstich zu arbeiten. Der Stoff wird nur in dem länglichen Kern der großen Blätter ausgeschnitten.

Nr. 9. Taschentuch-Bordüre mit Schweiß über den Saum zu sticken. Die Blättchen werden mit Querschnitt gestickt, wobei man zu beachten hat, daß der obere Einschnitt des Blattes sich stets marfirt; die Rundungen sind kleine Bindlöcher.

Dieses und das unter Nr. 10 und 11 befindliche Dessin, welche sämmtlich über einen schmälern oder breiteren Saum gestickt werden, bilden reizend einfache Verzierungen der Taschentücher, die auf diese Weise auch neben den sehr reich gestickten oder Spitzen-Taschentüchern würdig sind, zu seiner Toilette getragen zu werden.

Nr. 10. Taschentuch-Bordüre mit Gde und den verschlungenen Buchstaben A. E. über den Saum zu sticken. Das Dessin besteht aus leichten Ranken mit kleinen gezackten Blättern; erstere werden mit feinem Stielstich, letztere recht erhaben mit Querschnitt gestickt. — Die Buchstaben können ebenfalls, übereinstimmend mit der übrigen Stickerei, mit Querschnitt gearbeitet, die Rundungen als Bindlöcher gestickt werden.

Nr. 11. Taschentuch-Bordüre mit Gde und den Buchstaben G. C. über den Saum zu sticken. Das Dessin wechselt mit glatten Linien und kleinen Rundungen, erstere werden mit feinem Stielstich, letztere als recht erhabene Punkte, die Buchstaben mit schrägen Stichen gestickt.

Nr. 12. Taschentuch-Bordüre in Languettenstich und französischer Stickerei. Diese Bordüre wird um den Rand des Taschentuches gestickt, und kann, wenn eine Vereinfachung gewünscht wird, mit den beiden Languettenreihen abschließen.

Der kleine Plein zwischen den Festsätzen besteht aus einem Bindloch und 4 Punkten; das Ränzchen innerhalb der Languetten-Bordüre wird in französischer Stickerei und möglichst fein ausgeführt. Die beiden geraden Linien, welche dieses Ränzchen von der Languette trennen, werden als eine breite Linie mit Querschnitt gestickt.

Nr. 13. Bordüre zu Aermelvolants mit Tüll auf Tüll in Application zu arbeiten. Dieses Muster giebt auf diese Weise Gelegenheit zu einer sehr schönen Spitzen-Imitation. Man nimmt zum Appliciren des Musters besonders dichten und feinen, zum Grund der Spitze etwas klareren Tüll, bestet beide zusammen, so daß der dicke Tüll unten liegt, und führt sämmtliche Contouren des Musters mit feiner weißer Baumwolle in recht dichtem Kettenstich aus; die äußere Linie, welche den Rand der Spitze bildet, wird fein languettirt. Die zusammenhängenden Rundungen können durchbohrt und innerhalb der Kettenstichumsfassung ganz fein als Bindlöcher umstochen werden. Die Andern der Blumen und Blätter führt man mit leichtem weitläufigen Stielstich, die quergestrichenen, schmalen Figuren leiterstichartig aus. Der dichtere Tüll wird auf der linken Seite außerhalb des Musters hinweg geschnitten, eben so da, wo die Kreuze sichtbar sind; an diesen Stellen wird alsdann der einfache Tüll mit einem roseauartigen Spitzenstich ausgenäht.

Nr. 19. Bordüre zu gleicher Verwendung wie Nr. 18. — Die Blätter der Kosetten können getheilt gestickt, das übrige Dessin, bis auf die Randlanguette in englischer Stickerei gearbeitet werden.

Nr. 20. Zwischenstich in englischer und französischer Stickerei.

Nr. 21. Zwischenstich in französischer Stickerei und Languettenstich mit Anwendung eines Spitzenstiches zu arbeiten; der Spitzenstich kann bei diesem Muster auf der rechten Seite der Arbeit aufgefeset werden. (Siehe Beschreibung von Nr. 1 und 5.) Die Blätterquirlande wird nicht hohl gestickt.

Nr. 22. Zwischenstich zu Aermelbindchen, Mullbauben, Halsbindchen u. s. w. in englischer und französischer Stickerei, welche sich in den einzelnen Parthien des Musters durch die gewöhnliche Bezeichnung mit Punkten oder Andern unterscheiden lassen.

Nr. 23. Kleine Bordüre auf Tüll in Application und französischer Stickerei zu arbeiten. Die Application entweder mit Tüll oder mit Mull wird nur für das Muster des Randes angewendet, der Plein in französischer Stickerei ausgeführt. Eine nähere Erklärung der Application ist bei Nr. 13 dieser Beschreibung zu finden.

Nr. 24. Bordüre an Kindergarderobe oder Negligé-Gegenstände zu verwenden.

Nr. 25. Bordüre zu Aermelbindchen in französischer und englischer Stickerei.

Nr. 26. Zwischenstich in Languettenstich zu arbeiten.

Nr. 27. Zwischenstich in feiner französischer Stickerei und mit Zwirnwädhchen auszuführen. Die sich kreuzenden feinen Linien werden zuerst gearbeitet und die dadurch gebildeten Carreaux theils mit kleinen Bindlöchern, theils mit Zwirnwädhchen verziert. Die äußere Blättereinfassung muß etwas erhaben vortreten.

Nr. 28. Rosa mit Federstich zu sticken (schräg nach der Ader gerichtete Stiche).

Nr. 29. Maria mit Querschnitt zu sticken.

Nr. 30. Taschentuch-Bignette mit den verschlungenen Buchstaben V. G. Die äußeren Bogen werden languettirt, ebenso wird auch das geschlängelte Band gearbeitet, die Rundungen dazwischen sind als Bindlöcher, der Name mit schrägem Stielstich zu sticken.

Nr. 31. Taschentuch-Bignette mit den verschlungenen Buchstaben A. P. Die schuppenartigen Figuren erhalten einen breit languettirten Rand, werden innen ausgeschnitten und mit einem Zwirnwädhchen verziert. Die Buchstaben sind mit schrägem Stielstich zu arbeiten.

Nr. 32. A. R. mit Krone. Zu dieser Stickerei nimmt man feines rothes Zeichengarn und arbeitet alle seine Linien und Fasern mit dichtem schrägem Stielstich aus. Bei der Krone werden alle Rundungen und Ovale hoch gestickt, eben so die beiden breiteren Reifen der Krone, die doppelten Festsätze, so wie die beiden einzelnen gebogenen Linien werden mit schrägem Stielstich gestickt.

Nr. 33. P. C. mit Krone. Wird auf dieselbe Weise wie Nr. 32 ausgeführt.

Nr. 34. E. B. verschlungen mit einer Krone wird durchgängig hoch gestickt, mit Querschnitt.

Nr. 35. J. C. B. verschlungen. Wird hoch gestickt, wie Nr. 34. Der darüber befindliche Kranz wird ebenfalls — jedes Blumen-Blättchen einzeln — mit Querschnitt gestickt.

Nr. 36. A. G. verschlungen. Das A wird mit Querschnitt hoch gestickt, das G aus Bindlöchern gebildet.

Nr. 37. N. B. verschlungen. Das N wird mit etwas schrägen Stichen hoch gestickt, das B aus Bindlöchern gebildet.

Nr. 38. A. J. verschlungen wie Nr. 36.

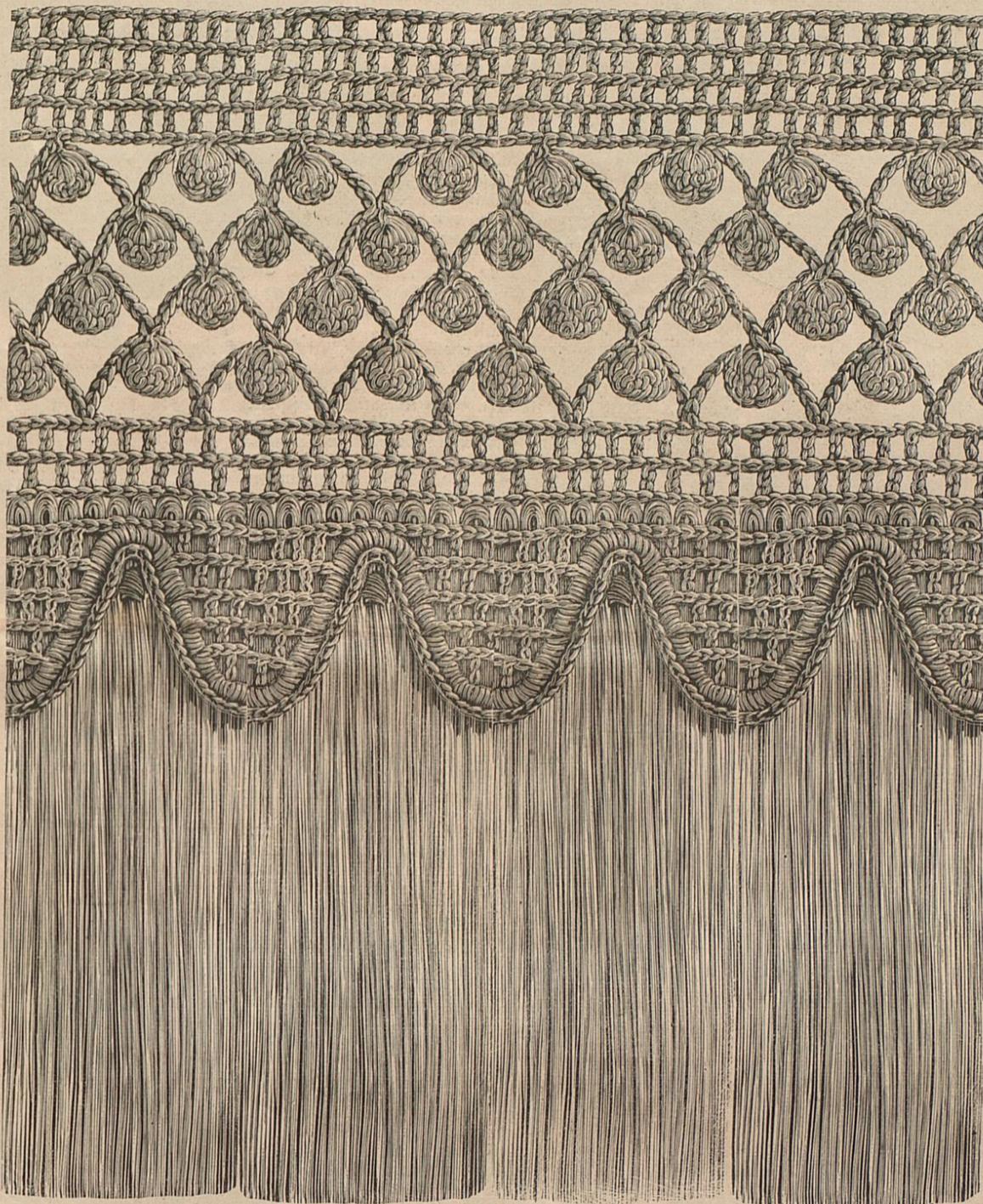
Nr. 39. A. C. verschlungen ebenfalls wie Nr. 36.

Nr. 40. E. M. Die kleinen Blüten können aus Bindlöchern gebildet werden, das Uebrige ist mit Querschnitt zu sticken.

Nr. 41. E. B. Die Rundungen werden hohl, die felsartigen Figuren hoch gestickt.

Erklärung der Stickerei-Dessins auf der Rückseite des Suppléments.

Nr. 42. Stickerei-Dessin und Schnitt eines ausgeschneittenen Fichu (Mantille) in Kettenstich und französischer Stickerei zu arbeiten. — Dieses Muster bildet die Hälfte des Schnittes und bezeichnet mit dem Buchstaben A den oberen, mit dem Buchstaben B den unteren Rand des Fichu, welches mit einem breiten Bolant umgeben, die Stelle einer leichten Mantille vertritt. Sowohl zu weichen als farbigen Kleidern bildet diese Mantille einen sehr anmutigen Schmuck und



Gehäkelte Franze.

Nr. 14. Dessin zu Aermelvolants. Dieses Dessin kann entweder in französischer Stickerei auf Mull, oder auf die bei Nr. 13 beschriebene Weise ausgeführt werden und kann man, ohne die Schönheit des Ganzen zu stören, die Bezeichnung des Spitzenstiches und Leiterstiches unbeachtet lassen. Eine feine Languette, dem unteren Rande des Musters folgend, wie bei Nr. 13, wäre auch hier in jedem Fall zu empfehlen.

Nr. 15. Bordüre zu Unterkleidern an Kindergarderobe. Die langen Blätter werden breit umstickt, jedoch nicht ausgeschnitten.

Nr. 16. Unterrock-Bordüre. Das Dessin kann sowohl über den Saum als um den unteren Rand des Rockes angebracht werden und ist theils zu languettiren, theils mit Querschnitt zu sticken. Die Languetten, welche die fcheinbar obenauf liegenden Figuren des gewundenen Musters bilden, werden sehr dicht unterlegt, und müssen sich besonders ausdrucksvoll abheben von den darunter liegenden, mit Querschnitt zu stickenden glatten Stäben.

Nr. 17. Bordüre zu Strichen oder Aermelvolants in englischer und französischer Stickerei.

Nr. 18. Bordüre zu Aermelbindchen, an Kindergarderobe u. s. w. zu verwenden. — Die Blüten und länglichen Blättchen werden hochgestickt, das übrige Dessin, ausgenommen die Randlanguette, in englischer Stickerei ausgeführt.



Nr. 1. Herbstmantel (Rückansicht).

wird von den Damen auch gewiß noch nicht verabschiedet werden, wenn kühlere Tage d. h. mehrere Umbüllungen nöthig machen, nur daß ihr Zweck dann nicht mehr der Promenaden-, sondern der Gesellschaftstoisillette gilt.

Der Stoff zur Mantille kann entweder recht harter Mull oder Tüll sein; und wenn wir nach unserem Geschmack den letztgenannten Stoff hier als den schöneren bezeichnen, so wollen wir doch hinzufügen: wo es nur aufzierlichkeit und Eleganz abgesehen ist.

Die aus kleinen Bogen bestehenden Festsens, so wie die Rosetten, werden in Kettenstich ausgeführt, die Ründungen, innerhalb der kleinen Bogen, hochgestickt. Die äußere Bogenreihe der Festsens wird über dem Kettenstich, welcher hier als Unterlage dienen kann, zur Haltbarkeit noch langgestickt. Zum Volant befindet sich im Hauptblatt Seite 286 ein Stickerei-Deffin zu gleicher Ausfübrung, auf dessen genaue Beschreibung wir hier zugleich verweisen. Dieser Volant wird um den untern Rand des Fichu, die Festsens entlang, unterhalb der langgestickten Bogenreihe angekraust und geht bis zur Spitze der Enden des Fichu. — Die Ansicht der fertigen Mantille befindet sich ebenfalls im Hauptblatt Seite 281 unter Nr. 1 der Abbildung.

Nr. 43 u. 44. Deffin eines Pyramiden-Befazes (à bandes) zu einem seidnen oder feinen Wollenkleide. Die Art, wie diese Verzierungen „à bandes“ an den Kleidern

erscheinen, ist unsern Leserinnen jedenfalls bekannt, sowohl durch die mehrfachen Mittheilungen darüber in den Modeberichten, als auch anschauungsweise durch unsere Modenbilder, ja durch die Mode selbst, welche, wie die Luft, überall hindringt, wenigstens wo es Menschen giebt, die sich kleiden. — Daß man diese Verzierungen nicht allein in den Stoff der Kleider gewirkt findet, sondern sie auch durch Posamentierbefäße, Franzen, Spitzen oder Stickerei herstellt, haben wir ebenfalls schon berichtet und glauben daher den Wünschen vieler unserer Abonnentinnen mit dem hier gelieferten Deffin eines solchen Befazes zu begegnen, dessen Erklärung so einfach als seine Ausführung ist.

Beide Theile des Musters werden A an A, B an B, aneinander gefest. — In Betreff der Farben für das zur Ausführung nöthige Material ist zu bemerken, daß schwarz zu allen Grundfarben paßt, dem soliden Geschmack, Gleichheit der Farben zusetzt, daß aber auch dunkelblau, pensée oder braun auf grauem Grund hierbei eine beliebte Zusammenstellung ist.

Die Ausführung des Musters als Befaz à bandes kann auf verschiedene Art geschehen, z. B. das Deffin, mit Ausnahme der kleinen und großen Doppelkreise, sowie der äußeren Einfassung, wäre entweder mit Soutache zu befühen, oder in starker Seide mit Kettenstich oder einer Ründschur gleich mit schrägem Stielstich zu arbeiten. Die Einfassung und die schon erwähnten größeren

und kleineren Ringe, auf dem Muster mit doppelten Linien bezeichnet, würden mit breiter Rüge oder in eleganterer Weise, mit schmalen Sammetband auszuführen sein, welches an beide Seiten noch mit einem Soutachegürtchen, oder einer in Seide genähten Stielstichlinie eingefast werden kann. Die möglichste Sorgfalt ist hier zu empfehlen, daß der Stoff nicht zusammen gezogen werde. Bei Waschkleidern könnte diese Verzierung nur mit weichem weißen Befazmaterial hergestellt werden, doch würden wir, wenigstens bei einem dünnen Kleide, nicht dazu raten, da dasselbe alsdann seine Leichtigkeit und dadurch also seine Anmuth verlieren würde. [2525]

Herbstmäntel.

Modelle aus dem Magazin von Theodor Morgenstern. Paris und Berlin.

Der Sommer neigt sich zu Ende, und obgleich zum Schutz gegen die Launen des Wetters jetzt noch eine Mantille oder ein leichtes Tuch hinreichend sein dürfte, ist es doch Zeit, unsere Aufmerksamkeit den dichteren Hüllen zuzuwenden, welche wir gegen die kühleren Lüfte des Herbstes zu brauchen pflegen.

Die diesjährigen Herbstmäntel sind, wie seit langer Zeit, anliegend, d. h. sie erfordern etwas Crinoline, um anliegend zu sein, und haben sich von der beliebten Burnousform nicht weit entfernt, wie unsere Abbildungen bekräftigen, obgleich auch Mäntel mit anliegender Taille, der Basquinenform sich nähernd, mit jenen die Gunst der Damen theilen werden.

Die Mäntel von leichtem Stoff, z. B. Seidenplüsch, werden häufig gefüttert, hingegen die von dichtem, namentlich Doublestoff, stets ungefüttert getragen.

Die Verzierung seidener Franzen wird nur den leichteren Mänteln gegeben, während die schwereren fast allein mit Vorte, Sammet und Posamentiarbeit garnirt werden. Daß die Capuchons unverändert im Besiz ihrer Rechte geblieben sind, würde, auch ohne daß wir es bekräftigen, aus unsern Abbildungen hervorgehen, welchen sämmtlich diese zweckmäßige Zierde gegeben ist, obgleich in verschiedener Gestalt.

Wir gehen nun zur Beschreibung der hier dargestellten Modelle über, welche zu den distinguirtesten Neuheiten der kommenden Saison gehören!

Nr. 1. Mantel

von Doublestoff (blau und braun).

Die untere Weite dieses Mantels beträgt 4 1/2 Elle, davon 2 Ellen 3 Sechsteltheil auf das Rückentheile, das Uebrige, in gleichen Theilen auf die Vordertheile kommt, welche letztere jedoch fast gänzlich verdeckt werden von den großen Ärmeln, die an den Seiten des Rückentheils, ihrer ganzen Länge nach angefügt sind, (ungefähr 1 Elle 3/16 lang), so daß ihre obere Spitze an den Schultern zwischen Vorder- und Rückentheile eingenäht



Nr. 1. Herbstmantel (Vorderansicht).

wird an der Stelle, wo die Schulternaht aufhört, und der Ärmel selbst durch eine 1 1/2 Viertel lange Naht mit dem Vordertheile verbunden ist. Dieser Ärmel, von der oberen Spitze an rechtwinklig sich erweiternd, giebt dem Mantel seinen eigenthümlich plastischen Charakter. Seine vordere, frei herabhängende Länge beträgt mit Einschluß der kurzen Naht, die den Ärmel mit dem Vordertheile verbindet, 1 Elle 1 1/2 Viertel, seine untere Weite 2 Ellen. Der Ärmel ist so geschnitten, daß er am untern Rand einen angedrückten Bogen bildet und nach vorn in eine schmale Spitze ausläuft.

Die Vordertheile sind mit dem Rückentheile oben durch 5/16 lange Schulternahte verbunden, deren Ende mit dem Ansatz des Ärmels zusammenstrift. An dieser Stelle, wo Vordertheile und Rückentheile sich trennen, beträgt die Breite der ersteren vom Beginn des Halsauschnittes bis zur Ärmelspitze reichlich 1 1/2 Viertel, die Breite des letzteren 3 1/2 Viertel, von wo aus es, breiter werdend, zu dem angegebenen untern Maß des Rückentheils sich erweitert. Ein Gleiches ist bei den Vordertheilen der Fall, welche nach unten zu mit einzelnen Stichen an die Ärmel und Rückentheile verbindende, Naht gefest werden. Der Mantel hat ein aus einem Stück geschnittenes Capuchon,



Nr. 2. Herbstmantel (Vorderansicht).



Nr. 2. Herbstmantel (Rückansicht).

dessen Umschlag hinten durch gelegte Doppel-Falten gebildet wird. Der Anschlag an die Figur wird durch 1/4 Elle lange Einnäher auf den Schultern bewirkt.

Die vordere Länge des Capuchon (eine reichliche halbe Elle) ist durch eine breite von unten nach oben gelegte, und vorn herunter festgeheftete Falte auf die Länge 1/4 Elle vermindert. Der untere Rand des Capuchon hat vorn einen Ausschnitt, durch welchen der zurückfallende Neberschlag vorn und auf den Schultern eine Zacke bildet. Die hintere Länge des Capuchons beträgt 1 Elle weniger 2/10. Die untere Weite desselben beträgt von der Spitze der hinteren Aufschlagklappen beinahe 2 Ellen.

Der Mantel, in den Farben: blau und grünlichbraun, ist ringsum mit starker Seidenborte eingefasst, und mit leichten Seidenpuscheln in den Farben des Mantels reichlich verziert, in der, auf unserer Zeichnung sichtbaren Anwendung. Die vorderen Spitzen der Ärmel und die Neberschläge des Capuchon sind mit größeren Troddeln in den Farben des Mantels verziert. Mantel und Capuchon sind ungefüllt, da der auf beiden Seiten gleiche Stoff das Futter unnötig macht.

Nr. 2. Mantel

von weiß und schwarzgestreiftem Plüsch und schwarzem Sammet, mit weiß und schwarz gesticktem Taffet gefüttert.

Dieser sehr graziose Mantel (Burnousform) wird beim Tragen an den Seiten von unten in die Höhe genommen. Das sehr weite, runde, mit Taffet gefüllte Capuchon fällt über eine Art Tuch von schwarzem Sammet, an welches sich das untere radförmige Theil des Mantels schließt. Ehe wir die Garnitur des Mantels beschreiben, wollen wir die schon einzeln genannten Theile desselben etwas näher erklären.

Der obere Sammetansatz hat die Form eines gewöhnlichen Fichu mit Schulternast und ist der Figur anschließend, vorn und hinten gerade geschnitten. Vorn und auf den Schultern ist dieses Fichu 1/2 Elle, hinten herunter 1/2 Elle und beinahe 2/10 hoch.

Das untere Manteltheil, von gestreiftem Plüsch, ist in 2 Theilen, vorn und hinten schräg geschnitten, hat unten herum die Weite von 6 Ellen und ist hinten 3/4 und 2/10 Elle, vorn 1 Elle weniger 1/10 hoch. Oben ist dieses Theil der Rundung des Tuches nach geschnitten und glatt an dasselbe angefügt.

Das Capuchon ist, wie schon gesagt, sehr weit und im Ganzen geschnitten, vorn 1/4 Elle, hinten in der Mitte 3/4 Elle hoch; der Umfang des unteren Randes des Capuchon bis zur vorderen Spitze beträgt ungefähr 2 1/2 Elle und erhält dasselbe seine Form dadurch, daß dieser Rand hinten in Falten gelegt und damit die angegebene Weite von 2 1/2 Elle zu 1 Elle 1 1/2 Viertel vermindert wird. Auf diese Weise bildet sich der Anschlag des Capuchon; der in Falten gelegte Rand ist mit Sammet eingefasst und zwar bis zur vorderen Spitze des Capuchon, welche ebenfalls, 1/10 breit, auf die rechte Seite umgeschlagen ist. Am Halsausschnitt ist das Capuchon nach hinten in 6 (fingerbreite) Falten gelegt und schließt vorn dicht zusammen.

Die Garnitur des Capuchon besteht aus 4 langen Quasten, deren 3, in der Entfernung 1/4 Elle von einander, an den sammetumfassen Rand gefügt sind und auf den Anschlag herabfallen, die mittlere dieser 3 Quasten muß auch die Mitte des Randes treffen. 2/10 tiefer, unter dieser mittelsten Quaste ist die 4. Quaste an das Capuchon befestigt und hängt auf den Mantel herab. Dieser ist vorn herunter mit schwarzseidner Borte eingefasst, unten herum und um den Rand des Sammettuches mit breiter Franze besetzt, welche besonders reich aussieht durch die in bestimmten Entfernungen darauf befestigten Seidenpuscheln.

Vorn am Halsausschnitt, bis zur Spitze des Tuches herunter sind Haken und Oesen zum Schließen des Mantels befestigt. [2526]

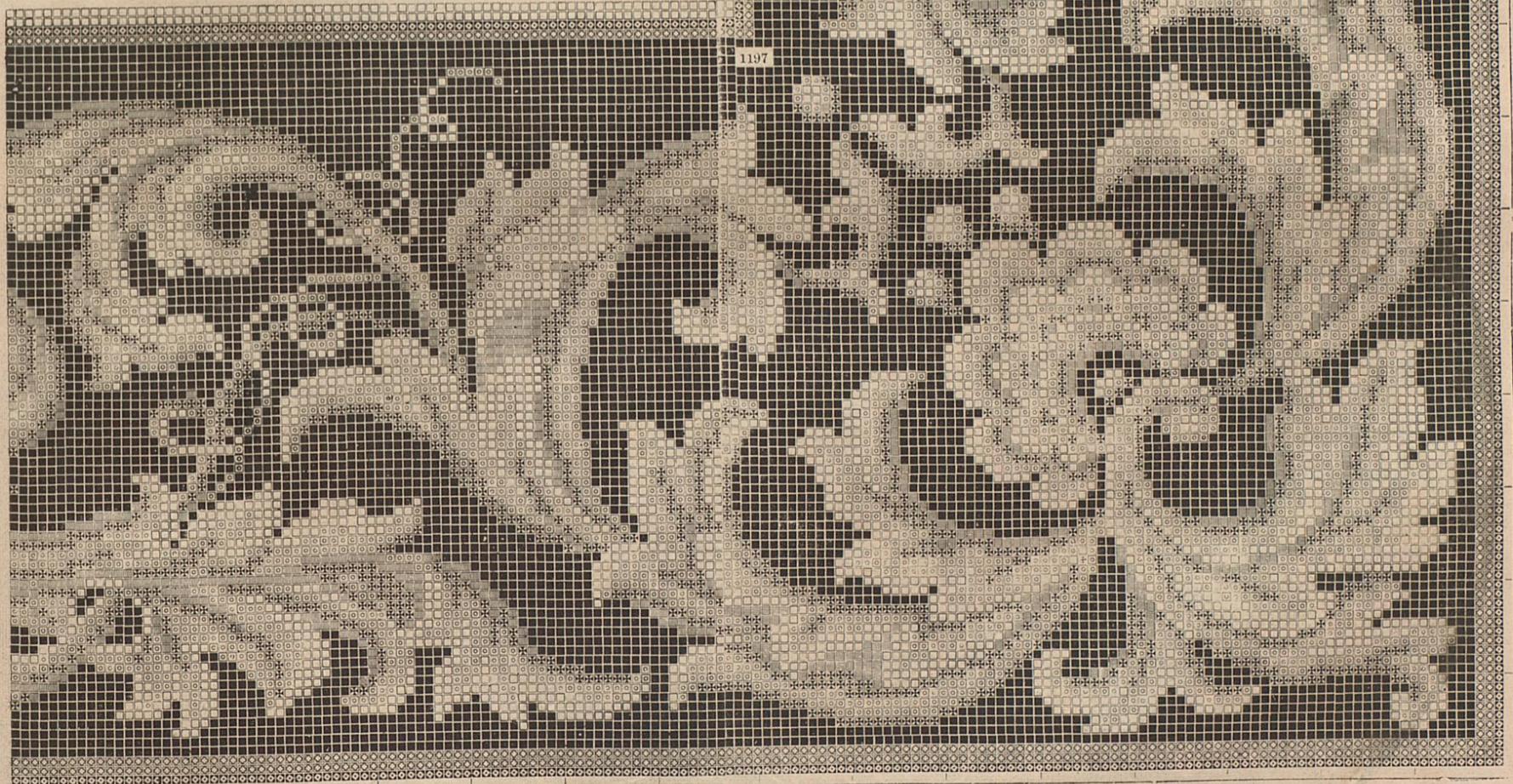
Muster zu einer Teppichborte

(Tapisseriearbeit.)

Material: Canvas; Wolle in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Das Muster bildet, zu einem Ganzen vervollständigt, eine viereckige, abgewastete Bordüre, deren arabeskenartige Figuren sich regelmäßig in entgegengesetzter Richtung von der Mitte jeder Seite aus wiederholen, wie dies an dem langen Ende des Musters sich zeigt. — Um die Borte für ein größeres oder kleineres Mittelstück benutzen zu können, muß daher zur Ausführung derselben die Stärke des Canvas sehr genau geprüft und danach das Wollmaterial gewählt werden.

Nach der auf dem Muster enthaltenen Farbenskizze sind die Arabesken in grauer Schattirung auf grünem Grunde anzuführen, welcher in dieser oder einer anderen beliebigen Farbe auch schattirt in 3-4 Nuancen gearbeitet werden kann, entweder von der Mitte aus dunkel, nach dem Rande zu heller werdend, oder umgekehrt; überhaupt gestattet sowohl die phantastische Zeichnung des Musters, als auch die einfache Farbzusammenstellung jede beliebige Veränderung in lezterer Beziehung, da hierin entweder die Decoration des Zimmers, auf dessen Boden der Teppich seinen Platz finden soll, oder die Farbe des Mittelstückes und vor Allen der Geschmack des Empfängers maßgebend und zu berücksichtigen ist. Wir wollen daher der Güte und gewandten Phantasie unserer Leserinnen mit feinerer Rathschlägen vorgehen, sondern ihnen, neben dem Vergnügen des leichten Nachbildens, auch das des freien Waltens ihres Geschmacks gewähren. [2527]



Zeichen-Erklärung: □ weiss, ◻ hell-, ◻ mittel-, ◻ dunkelgrau, ◻ dunkelbronze, ◻ braun.

Design zu einer Teppichborte. Tapisseriearbeit.



Sticherei-Deffin zur Mantille (Abbildung Seite 281) sowie zu Schleier, Bolants an Tüllkleider u. s. w.

Stickerei-Deffin (Kettenstich)

zum Volant des auf dem heutigen Supplement befindlichen Fichu (Mantille).

Material: brüßeler Tüll oder feiner Mull und Stiefbaumwolle.

Dieses Muster, auf dessen Anwendung zum Volant einer Mantille wir bei der Abbildung derselben auf der ersten Seite dieser Nummer, so wie bei der Erklärung des Schnittes hingewiesen, bildet zugleich die Breite des Volant und wird in gleicher Richtung für die ganze Weite desselben fortgesetzt.

Der Zeitverbrauch bei der Ausführung eines so reichen breiten Deffins, wie das vorliegende, ist bei diesem Zweck, im Vergleich mit einer einfachen oder schmalen Stickerei, nur scheinbar ein größerer, weil ein mit reicher Stickerei bedeckter Volant, damit diese zur Geltung kommt, nur wenig kraus sein und also ein verhältnißmäßig sehr geringes Längenmaß haben darf.

Das Deffin wird in Kettenstich ausgeführt, mit Ausnahme der weißen Punkte, welche hoch gestickt werden; die äußere der Bogenweihen übersticht man der Haltbarkeit wegen noch mit Languettenstich, der Kettenstich kann dabei anstatt des Vorziens als Unterlage bleiben. Die Baumwolle muß in der Stärke gewählt sein, daß die Kettenstiche eine eben so breite Linie bilden, wie die Contouren des Musters.

Auf Tüll, wenn man denselben über ein Tambourin spannt, würde sich die Arbeit mit der Häkelnadel im sogenannten „Tambourinstich“ sehr rasch und leicht vollenden lassen. Möglich wäre auch (nämlich auf Tüll) die Ausführung durch einfaches Nachziehen der Contouren mit Vorderstich, doch würde das Deffin auf diese Weise weniger scharf hervortreten.

Der fertige Volant wird in der Weise angefertigt, wie es die Beschreibung des Fichu, Seite 183, in der Erklärung des Supplements unter Nr. 42 angiebt.

Schließlich bemerken wir hier noch, daß dieses Deffin, in der oben beschriebenen Ausführung, auch zum Schleier, so wie zu Volants an Tüllkleider, zur Verzierung doppelter Tüllröcke u. s. w. geeignet ist.

Ein Tabacksbeutel

in Algier'schem Geschmack.

(Häklarbeit.)

Material: schwarze, grüne und hochrothe Häfelseide, Goldfäden. — Feine dünne Schmir, überzogene Nigelsen und Trödeln in Farbe und Stoff übereinstimmend mit dem übrigen Material.

Die Herren müßten sehr ungerecht sein, wollten sie behaupten, daß der Arbeitstisch der Damen ihre Lieblingsneigungen nicht berücksichtige. Hoffentlich fällt das Keinem ein, schon weil es fast keinen Herrn in unsern civilisirten Ländern giebt, der nicht mindestens eine von weiblicher Hand gestickte Cigarrentasche bei sich trägt. Seit die Cigarren Mode geworden, ist freilich der Taback mehr ein Bedürfnis des Hauses geworden; er und die Pfeife werden nur selten, höchstens auf weiteren Ausflügen mitgenommen, aber doch giebt es noch Herren, die ihn schätzen und erfreut sein würden, wenn eine liebe, schöne Hand sich die Mühe gäbe, einen Beutel zur Aufbewahrung des Tabacks zu fertigen. Wir liefern in heutiger Nummer ein Muster dazu, welches freilich Mühe, Zeit und nicht geringe Kosten fordert. Doch es giebt ja Viele unter unsern Lesern, die das Alles daran wenden können und es gern daran wenden, wenn es gilt, dem Bruder, Gatten oder Vater eine Freude zu bereiten und dem bewährten Hausfreunde, dem Feinde der Mäcken und weißen Gardinen, dem Taback, eine Ehre zu erweisen.

Absichtlich haben wir in unsern Angaben das Material des Originals nicht vereinfacht, da jede Veränderung ihm den algier'schen Charakter nehmen würde. Ueberhaupt wäre die einzige etwa zulässige Veränderung die, das Gold durch goldgelbe Seide zu ersetzen.

Der Tabacksbeutel wird durchgängig, bis auf den oberen Rand, mit festen Maschen gehäkelt.

Mit einer der Seide angemessenen feinen Häkelnadel und mit dem Goldfaden schlägt man 8 Kettenmaschen auf und verbindet die letzte Masche mit der ersten, häkelt in der Runde auf jede Masche eine Masche und beginnt dann das Muster.

1. Tour. Ebenfalls mit Gold. In jede der 8 Maschen 2 feste Maschen.

2. Tour — grün und Gold — * 1 Masche grün, 1 Masche gold, * noch 7 mal wiederholt.

3. Tour. * 2 grüne Maschen auf die grüne Masche, 1 gold — * noch 7 mal wiederholt. (Das Muster bleibt durchgängig in dieser Eintheilung und wiederholt sich also in einer Tour stets 8 mal, wir haben daher nicht nöthig, dies im Verlauf der Beschreibung ferner zu bemerken; auch werden wir, da hier nur von festen Maschen die Rede ist, das Wort „Masche“ nicht brauchen, ausgenommen, wo es unbedingt nöthig ist, und nur die Farbenennen, mit welcher die betreffende Masche gehäkelt wird).

4. Tour. — * 3 grün auf die beiden grün, 1 gold * wiederholt.

5. Tour. — * 3 grün auf 3 grün, 2 gold auf 1 gold * wiederholt.

6. Tour. — * 3 grün auf 3 grün, 3 gold auf 2 gold * wiederholt.

7. Tour. * 1 gold, 1 grün auf die zweite der 3 grünen, 5 gold auf die übrigen 4 Maschen des Musters * wiederholt.

8. Tour — wird ganz in Gold gehäkelt, man nimmt bei dieser Tour 8 Maschen, regelmäßig vertheilt, zu.

9. Tour — man schneidet das Grün ab und legt statt dessen roth an. — * 4 gold, 1 roth, 4 gold — * wiederholt — die rothe Masche muß stets die Mitte bilden zwischen 2 grünen Maschen der 7. Tour.

10. Tour — * 3 gold, 3 roth, 4 gold — * wiederholt — die 2. der 3 rothen Maschen muß auf die rothe Masche der vorigen Tour kommen.

11. Tour — * 2 gold, 7 roth, 2 gold — * wiederholt — die 3 mittelsten der 7 rothen Maschen müssen auf die 3 rothen Maschen der vorigen Tour kommen.

12. Tour — * 4 gold (auf 2 gold und 1 roth) 5 roth (auf 5 rothe) 4 gold (auf die 7. roth und 2 gold). — * wiederholt.

13. Tour. — Man legt jetzt auch noch schwarz an. — * 1 schwarz (in dieselbe Masche, in welche man die letzte Masche

18. Tour — * 4 schwarz, 13 gold, 3 schwarz — * wiederholt.

19. Tour — * 7 schwarz, 7 gold, 6 schwarz — * wiederholt.

20. Tour — * 10 schwarz, 3 gold (auf die 3 mittelsten der 7 gold), 10 schwarz — * wiederholt.

21. Tour wird ganz schwarz gehäkelt und bei jedem der sich wiederholenden Muster eine Masche zugenommen, so daß jedes Muster 24 Maschen zählt.

Man häkelt in derselben Maschenzahl noch 1 Tour schwarz. — Bei der nächsten Tour häkelt man abwechselnd 1 schwarz, 1 gold.

Dann 2 Touren gold.

Dann 1 Tour abwechselnd, 1 schwarz, 1 gold.

Dann wieder 2 Touren schwarz.

Hiermit ist der untere Stern des Beutels beendet und die nöthige Weite für denselben erreicht — es wird also hinfort nicht mehr zugenommen; jedes der 8 Mustertheile zählt 24 Maschen.

1. Tour des mittleren Musters des Beutels. (Die Tour beginnt an derselben Stelle wie die vorigen Touren). * 10 schwarz, 5 gold, 9 schwarz — * wiederholt.

2. Tour — * 8 schwarz, 9 gold, 7 schwarz — * wiederholt.

3. Tour — * 6 schwarz, 13 gold, 5 schwarz — * wiederholt.

4. Tour — * 1 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 15 gold, 3 schwarz, 1 gold — * wiederholt, — (man legt zur nächsten Tour grün mit an).

5. Tour — * 2 schwarz, 7 gold, 7 grün, 7 gold, 1 schwarz — * wiederholt.

6. Tour — * 3 schwarz, 4 gold, 11 grün, 4 gold, 2 schwarz — * wiederholt.

7. Tour — * 3 schwarz, 3 gold, 3 grün, 2 gold, 3 grün, 2 gold, 3 grün, 3 gold, 2 schwarz — * wiederholt.

8. Tour — * 3 schwarz, 2 gold, 5 grün, 2 gold, 1 grün, 2 gold, 5 grün, 2 gold, 2 schwarz — * wiederholt.

9. Tour — * 2 schwarz, 2 gold, 1 schwarz, 4 gold, 1 grün, 5 gold, 1 grün, 4 gold, 1 schwarz, 2 gold, 1 schwarz — * wiederholt.

10. Tour — * 2 schwarz, 5 gold, 3 grün, 5 gold, 3 grün, 5 gold, 1 schwarz — * wiederholt.

11. Tour — * 2 schwarz, 4 gold, 3 grün, 7 gold, 3 grün, 4 gold, 1 schwarz — * wiederholt.

12. Tour — * 1 schwarz, 5 gold, 2 grün, 9 gold, 2 grün, 5 gold — * wiederholt, (die schwarze Seide wird hier abgetrennt).

13. Tour — * 6 gold, 2 grün, 9 gold, 2 grün, 5 gold — * wiederholt.

14. Tour — * 3 gold, 5 grün, 9 gold, 5 grün, 2 gold — * wiederholt, (bei der nächsten Tour wird roth angelegt).

15. Tour — * 2 gold, 6 grün, 4 gold, 1 roth, 4 gold, 6 grün, 1 gold — * wiederholt.

16. Tour — * 1 gold, 3 grün, 3 gold, 2 grün, 3 gold, 1 roth, 3 gold, 2 grün, 3 gold, 3 grün — * wiederholt.

17. Tour — * 1 gold, 2 grün, 5 gold, 1 grün, 3 gold, 1 roth, 3 gold, 1 grün, 5 gold, 2 grün — * wiederholt.

18. Tour — * 2 grün, 10 gold, 1 roth, 10 gold, 1 grün — * wiederholt.

19. Tour — * 2 grün, 2 gold, 1 roth, 6 gold, 1 roth, 1 gold, 1 roth, 6 gold, 1 roth, 2 gold, 1 grün — * wiederholt.

20. Tour — * 2 grün, 2 gold, 2 roth, 4 gold, 1 roth, 3 gold, 1 roth, 4 gold, 2 roth, 2 gold, 1 grün — * wiederholt.

21. Tour — * 2 grün, 2 gold, 8 roth, 1 gold, 8 roth, 2 gold, 1 grün — * wiederholt.

22. Tour — * 1 grün, 4 gold, 15 roth, 4 gold — * wiederholt.

23. Tour — * 2 grün, 4 gold, 3 roth, 1 gold, 2 roth, 1 gold, 2 roth, 1 gold, 3 roth, 4 gold, 1 grün — * wiederholt.

24. Tour — * 3 grün, 7 gold, 1 roth, 3 gold, 1 roth, 7 gold, 2 grün — * wiederholt.

25. Tour — * 5 grün, 4 gold, 2 roth, 3 gold, 2 roth, 4 gold, 4 grün — * wiederholt.

26. Tour — * 2 grün, 1 gold, 3 grün, 3 gold, 2 roth, 3 gold, 2 roth, 3 gold, 3 grün, 1 gold, 1 grün — * wiederholt.

27. Tour — * 2 grün, 7 gold, 3 roth, 1 gold, 3 roth, 7 gold, 1 grün — * wiederholt.

28. Tour — * 1 grün, 7 gold, 9 roth, 7 gold — wiederholt.

29. Tour — * 1 grün, 4 gold, 6 roth, 1 gold, 1 roth, 1 gold, 6 roth, 4 gold — * wiederholt.

30. Tour — * 2 grün, 4 gold, 4 roth, 1 gold, 3 roth, 1 gold, 4 gold, 1 grün — * wiederholt.

31. Tour — * 3 grün, 8 gold, 3 roth, 8 gold, 2 grün — * wiederholt.

32. Tour — * 4 grün, 6 gold, 5 roth, 6 gold, 3 grün — * wiederholt.

33. Tour — * 2 gold, 3 grün, 5 gold, 5 roth, 5 gold, 3 grün, 1 gold — * wiederholt.

34. Tour — * 3 gold, 5 grün, 2 gold, 5 roth, 2 gold, 5 grün, 2 gold — * wiederholt.

35. Tour — * 5 gold, 2 grün, 4 gold, 3 roth, 4 gold, 2 grün, 4 gold — * wiederholt, (zur folgenden Tour wird schwarz angelegt).

36. Tour — * 1 schwarz, 3 gold, 2 grün, 5 gold, 3 roth, 5 gold, 2 grün, 3 gold — * wiederholt.



Tabacksbeutel.

gold hineingehäkelt) 3 gold, 2 roth, 1 gold, 1 roth (diese rothe auf die mittlere der 5 rothen der vorigen Tour), 1 gold, 2 roth, 3 gold — * wiederholt.

14. Tour — * 1 schwarz (auf die schwarze) 6 gold (auf 5 Maschen), 3 roth (auf die einzelne rothe und 1 gold an jeder Seite), 6 gold (auf 5 Maschen) — * wiederholt.

15. Tour — * 3 schwarz (die erste davon auf die schwarze Masche der vorigen Tour), 3 gold, 7 roth (die 3 mittelsten auf die 3 rothen Maschen), 3 gold, 2 schwarz — * wiederholt.

16. Tour — * 3 schwarz (auf die ersten 3 der vorigen Tour), 3 gold, 2 roth, 1 gold, 2 roth (auf die mittlere der 7 rothen Maschen), 1 gold, 2 roth, 3 gold, 2 schwarz — * wiederholt.

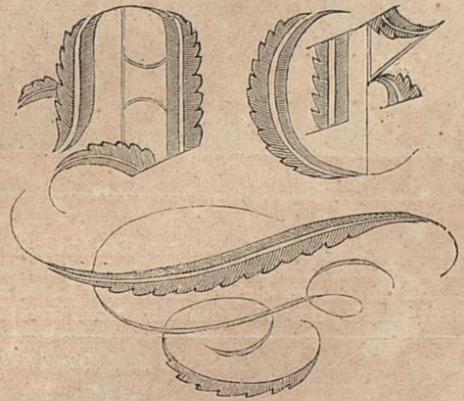
17. Tour — * 3 schwarz, 5 gold, 5 roth, 5 gold, 2 schwarz, (von den rothen werden die 3 mittelsten auf 2 rothe gehäkelt) — * wiederholt. Die rothe Seide wird nun abgetrennt.



J. v. D. mit einfachen Zügen umgeben, hoch zu sticken. [2529]



Bianka, hoch zu sticken. [2530]



O. E. mit Zügen — in französischer Stickerei nach Angabe der Schraffirung zu arbeiten. [2531]

- 37. Tour — * 1 schwarz, 3 gold, 2 grün, 6 gold, 1 roth, 6 gold, 2 grün, 3 gold — * wiederholt, (das roth hört hier auf).
- 38. Tour — * 1 schwarz, 3 gold, 2 grün, 13 gold, 2 grün, 3 gold — * wiederholt.
- 39. Tour — * 2 schwarz, 2 gold, 3 grün, 11 gold, 3 grün, 2 gold, 1 schwarz — * wiederholt.
- 40. Tour — * 2 schwarz, 3 gold, 3 grün, 9 gold, 3 grün, 3 gold, 1 schwarz — * wiederholt.
- 41. Tour — * 1 gold, 2 schwarz, 3 gold, 5 grün, 3 gold, 5 gold, 2 schwarz — * wiederholt.
- 42. Tour — * 2 gold, 2 schwarz, 5 gold, 1 grün, 5 gold, 1 grün, 5 gold, 2 schwarz, 1 gold — * wiederholt.
- 43. Tour — * 2 gold, 2 schwarz, 4 gold, 2 grün, 5 gold, 2 grün, 4 gold, 2 schwarz, 1 gold — * wiederholt.
- 44. Tour — wird wie die 43. Tour gehäkelt.
- 45. Tour — * 1 gold, 2 schwarz, 5 gold, 3 grün, 3 gold, 3 grün, 5 gold, 2 schwarz — * wiederholt.
- 46. Tour — * 2 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 3 gold, 7 grün, 3 gold, 3 schwarz, 1 gold, 1 schwarz — * wiederholt.
- 47. Tour — * 7 schwarz, 3 gold, 5 grün, 3 gold, 6 schwarz — * wiederholt.
- 48. Tour (das Grüne bleibt bis zur 53. Tour zurück) — * 2 schwarz, 3 gold, 2 schwarz, 11 gold, 2 schwarz, 3 gold, 1 schwarz — * wiederholt.
- 49. Tour — * 1 schwarz, 3 gold, 3 schwarz, 11 gold, 3 schwarz, 3 gold — * wiederholt.
- 50. Tour — * 4 gold, 2 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 5 gold, 3 schwarz, 1 gold, 2 schwarz, 3 gold — * wiederholt.
- 51. Tour — * 4 gold, 7 schwarz, 3 gold, 7 schwarz, 3 gold — * wiederholt.
- 52. Tour — * 5 gold, 3 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 4 gold — * wiederholt, (zur nächsten Tour wird das Grüne wieder dazu genommen).
- 53. Tour — * 2 grün, 7 gold, 2 schwarz, 3 gold, 2 schwarz, 7 gold, 1 grün — * wiederholt.
- 54. Tour — * 1 gold, 3 grün, 5 gold, 3 schwarz, 1 gold, 3 schwarz, 5 gold, 3 grün — * wiederholt.
- 55. Tour — * 3 gold, 2 grün, 5 gold, 5 schwarz, 5 gold, 2 grün, 2 gold — * wiederholt.
- 56. Tour (hier hört das Schwarz auf) — * 4 gold, 2 grün, 13 gold, 2 grün, 3 gold — * wiederholt.
- 57. Tour — 3 gold, 5 grün, 9 gold, 5 grün, 2 gold — * wiederholt.
- 58. Tour — * 1 gold, 9 grün, 5 gold, 9 grün — * wiederholt.

Hierauf häkelt man 2 Touren mit grün, dann 1 Tour grün und gold, von jeder abwechselnd 1 Masche; dann 2 Touren mit gold; dann wiederholt man die Tour mit grün und gold, abwechselnd von jedem 1 Masche; und häkelt endlich 4 Touren grün.

Hierauf folgen 3 Touren mit grün, im viereckigen Stäbchenstich, d. h. man häkelt stets 1 Stäbchenmasche, 2 Luftmaschen und läßt bei jeder Tour die Stäbchen aufeinander treffen.

Das obere Rändchen wird hochroth gehäkelt:

1. Tour des oberen Rändchens — um die, zwischen dem ersten und zweiten Stäbchen der vorigen Tour liegenden Luftmaschen werden 7 Stäbchenmaschen gehäkelt, dann 1 Luftmasche, 1 feste Masche in das 3. Stäbchen der vorigen Tour, so daß 1 Carreau frei bleibt, 1 Luftmasche, 1 Carreau übergangen und in das darauf folgende wieder 7 Stäbchenmaschen — so fort.

Die letzte Tour — in jede Masche der vorigen Tour 1 feste Masche.

Hiermit ist die Häfelarbeit beendet. — In die beiden oberen der durchbrochenen Häfel Touren werden die Schnüre zum Zuziehen des Beutels gezogen, und deren Enden 2 und 2 innerhalb eines der Rändchen befestigt. Die große Buschel wird in der Mitte des unteren Steines angebracht, wie die Abbildung es deutlich anzeigt. Dies ist jedoch der Schlüsselstein des Werkes; das Füttern des Tabakbeutels, ob man es einem Galanteriearbeiter überläßt, oder es selbst unternimmt, ist jedenfalls anzurathen und am einfachsten in der Weise zu vollführen, wenn man eine trockene, weich geriebene Schreinsblase passend schneidet und inwendig am oberen Rande, zwischen der letzten Tour fester Maschen und der ersten Tour Stäbchenmaschen annäht.

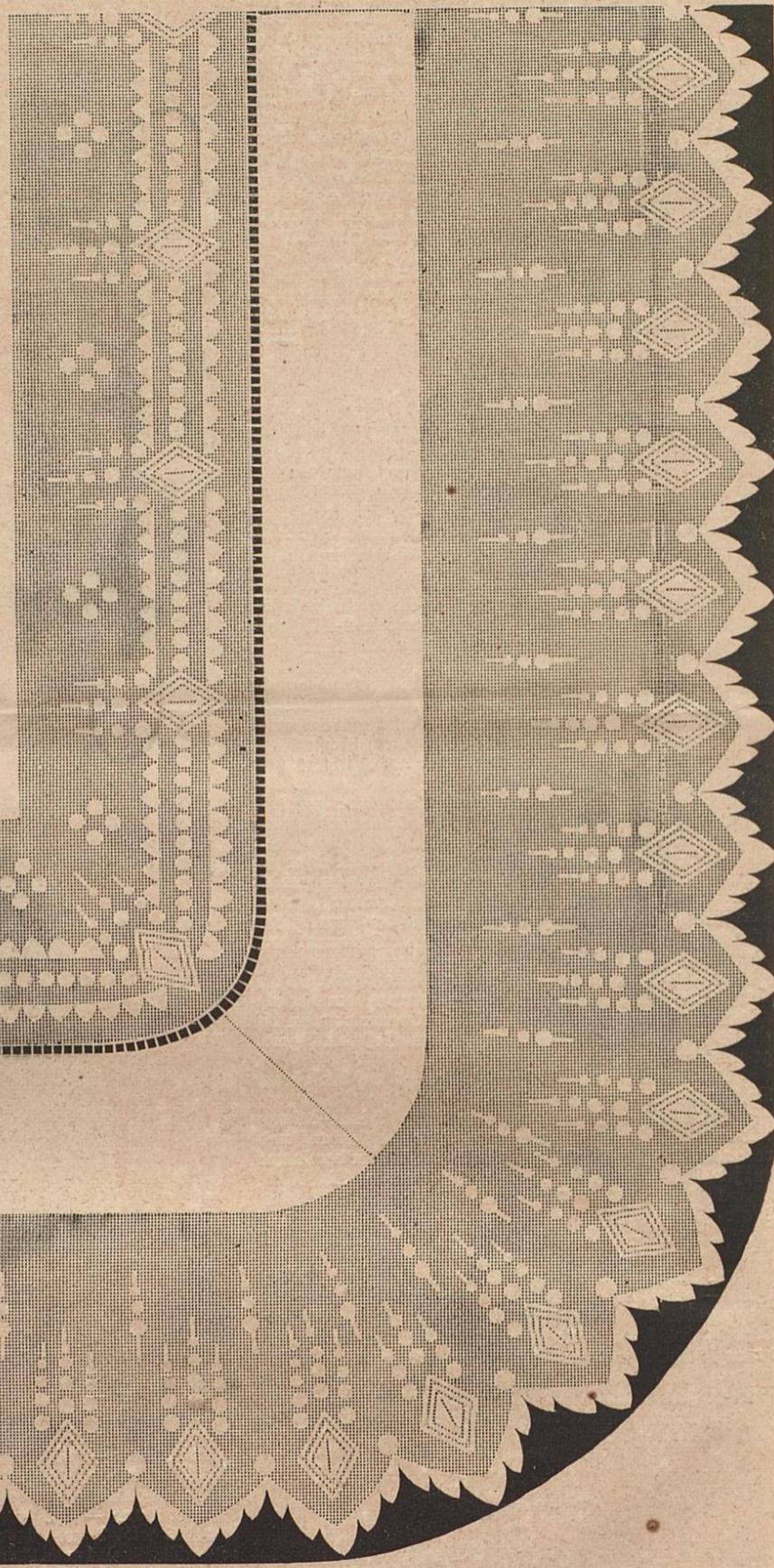
[2532]

Taschentuch-Bordüre (französische Stickerei).

Den Leserinnen wird es erinnerlich sein, daß wir in unseren Modeberichten mehrfach der Taschentücher mit gestickten Volants als einer modernen Neuheit Erwähnung gethan haben; heute liefern wir zur Anfertigung eines solchen Taschentuches ein Stickereidessin, dessen Ausführung sich durch die einfachen Figuren der Zeichnung schon als eine sehr leichte befundet.

Das Muster bildet, was die Stickerei betrifft, den 4. Theil des Taschentuches und bezeichnet mit dem äußeren Rande des Volant, nach beiden Richtungen hin, die halbe Größe des zum Taschentuch nöthigen Stoffes, indem das ganze Dessin in der Weise, wie es sich auf der Abbildung darstellt, auf das Zeug übertragen oder demselben untergehetet und die Stickerei nach Angabe des Musters ausgeführt wird, nämlich: die länglichen Kerne, als getheilt gestickte schräge Vierecke, mit ein oder zwei Stielstichlinien eingefast; die Punkte recht erhaben, rund und theils mit einem in Stielstich gestickten kleinen Strich in Verbindung. Die bei dem Dessin des Fond von Kern zu Kern in gerader Linie laufenden Zacken können ebenfalls französisch gestickt werden, wobei die Stiche in derselben Richtung, wie beim Lanquettiren gehen müssen, oder diese Zacken werden als Lanquette in der Weise wie die Randlanquette des Volant, recht fein gearbeitet. Zur Ausführung der Hohlmaht (Leiterstich) kann man, so weit dieselbe gerade läuft, einige Fäden

ausziehen, um die Ründung der Gf. aber werden die Fäden erst mittelst einer starken Stopfnadel zu einzelnen Stäbchen zusammengebrängt, indem man den Stoff mit derselben an den Stellen, wo sich ein Loch bilden soll, durchsticht und alsdann die querliegenden Fäden an beiden Seiten anstept. Eine ganz feine Stielstichlinie, dicht an beiden Seiten der Hohlmaht, giebt dieser das Ansehen noch größerer Regelmäßigkeit. — Erst nach beendeter Stickerei wird der Volant in der angegebenen Breite von dem Tuch abgeschnitten und mit einem ganz feinen Wirbelsaum für den Umfang des Taschentuches (die Hohlmaht entlang) passend zusammengezogen. Von diesem, dem Taschentuch, wird der leere Streifen Stoff ebenfalls, bis auf einen ganz schmalen Rand, neben der Hohlmaht abgeschnitten und dicht an letzterer entlang Tuch und Volant mit einer feinen Wirbelsaum zusammengenäht. — Die punktirten Linien, welche auf dem Muster beide Dessins verbinden, bezeichnen die Eintheilung der Weite des Volant für den geringeren Umfang des Tuches.



Taschentuch-Bordüre.

Unseren Abonnentinnen zur besonderen Notiz,

dass die heut in Abbildung gegebenen Herbstmäntel Modelle aus dem Magazin von Th. Morgenstern, (Paris, Rue l'Echiquier, Berlin, Friedrichsst.) sind, dessen Lager in allen Branchen den feinen, gediegenen Geschmack repräsentirt. Neben der grossartigen Auswahl der verschiedensten Umhüllungen, worauf wir heute hauptsächlich die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen lenken wollen, welche ihren Toilettenbedarf aus Berlin beziehen, müssen wir auch noch des reichhaltigen Weissstickerei- und Spitzenlagers erwähnen; es bietet Fabrikate vom höchsten Werth und preiswürdiger Gediegenheit.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- u. Kunst-Handlungen, so wie in allen Post-Ämtern u. Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

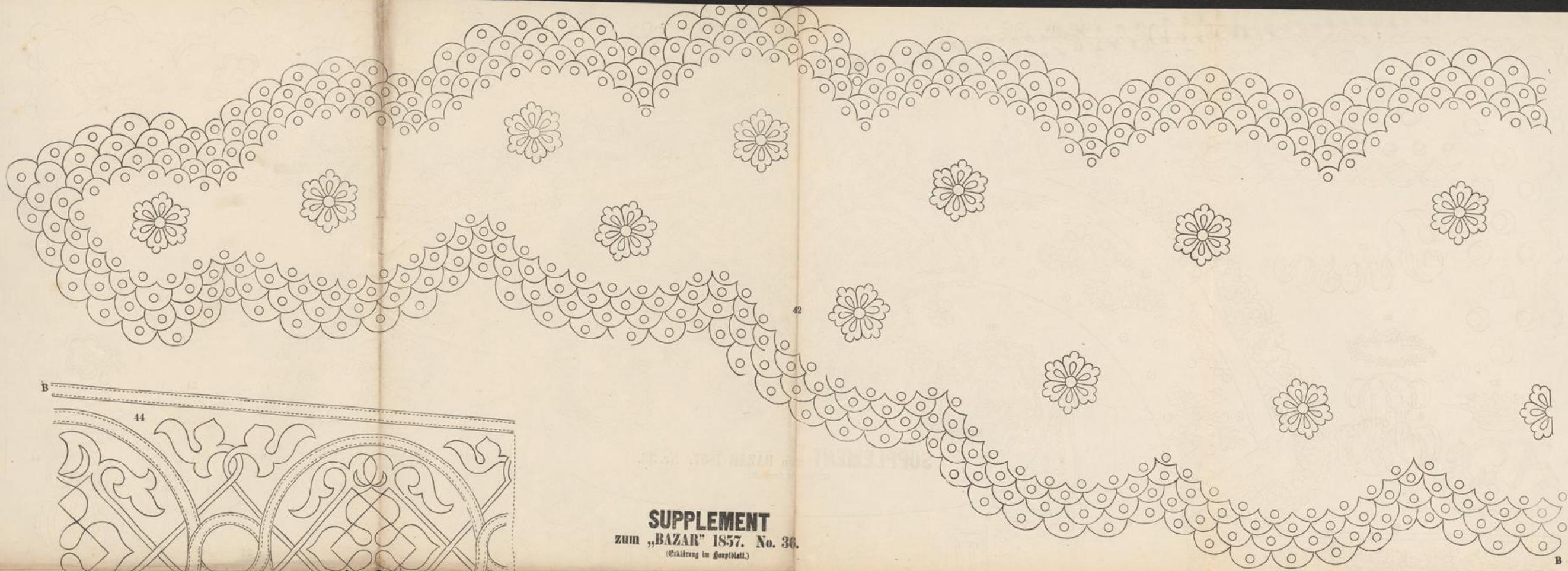
Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

Hierbei Supplement: Stickerei-Dessins und Schnitte enthaltend.

SUPPLEMENT zum BAZAR 1857. Nr. 36.
(Erläuterung im Hauptblatt.)





SUPPLEMENT
 zum „BAZAR“ 1857. No. 36.
 (Erklärung im Hauptblatt.)

